# DIE KAISERPFALZ EGER

# DENKMÄLER DEUTSCHER KUNST

HERAUSGEGEBEN VOM
DEUTSCHEN VEREIN
FÜR KUNSTWISSENSCHAFT

## DIE DEUTSCHEN KAISERPFALZEN

ABTEILUNGSLEITER: PAUL CLEMEN

ZWEITER BAND:

## DIE KAISERPFALZ EGER




DEUTSCHER VEREIN FÜR KUNSTWISSENSCHAFT

# DIE
# KAISERPFALZ EGER

VON

OSKAR SCHÜRER



BERLIN 1934

DEUTSCHER VEREIN FÜR KUNSTWISSENSCHAFT

MIT UNTERSTÜTZUNG
DER NOTGEMEINSCHAFT DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT
UND DER DEUTSCHEN AKADEMIE IN MÜNCHEN

DRUCK VON WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 10
PRINTED IN GERMANY

DEM ANDENKEN

MEINES VATERS

OSKAR SCHÜRER

1850 AUGSBURG 1919

# VORWORT

Auch die geschichtliche Bearbeitung der Egerpfalz — für die vom „Deutschen Verein für Kunstwissenschaft“ herausgegebene Reihe „Denkmäler deutscher Kunst“ — hat ihre Geschichte. Nachdem die Erforschung der Pfalz seit den verdienstvollen Arbeiten Bernhard Gruebers (1864) jahrzehntelang geruht hatte, erhielt sie am Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts einen neuen Antrieb durch den Architekten Julius E. Jonas aus Berlin, der aus eigener Initiative sich mit der Geschichte der Pfalz beschäftigte und das von ihm bewunderte Baudenkmal in einer Reihe großer sorgfältiger zeichnerischer Aufnahmen festhielt. Für die Bearbeitung und Veröffentlichung des Bauwerks in dem Rahmen der von dem Deutschen Verein beabsichtigten Serie der deutschen Kaiserpfalzen erschien die Aufnahme des Herrn Jonas als eine erste geeignete Unterlage. Zur weiteren Erforschung des ganzen Bautenkomplexes wurden im Jahre 1911 großzügig angelegte Ausgrabungsarbeiten durch den Deutschen Verein in Gemeinschaft mit der K. K. Zentralkommission für Denkmalspflege begonnen, bei denen die örtliche Leitung und die ausführliche Berichterstattung wiederum in den Händen von J. E. Jonas lag. Die Auswertung dieser Ergebnisse geriet nach dem Krieg angesichts der völlig veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ins Stocken.

Im Jahre 1925 begann ich — verlockt vom Eindruck architektonischer Größe, die da fast ungekannt verfiel — mit baugeschichtlichen Untersuchungen der Denkmäler. Auf Grund ihrer vorläufigen Ergebnisse übertrug mir der Leiter der Kaiserpfalzen-Reihe, Geheimrat Prof. Dr. Paul Clemen 1928 die endgiltige Bearbeitung.

Die Untersuchung der eigentlichen Pfalzbauten — Palas und Kapelle — ergab trotz der zunächst zeitlich so verschieden erscheinenden Stilmerkmale eine nach kunsthistorischen Kriterien wohl zu begründende Datierung. Anders diejenige der als Vorgängerin der Pfalzanlage hier anzunehmenden Burganlage: die spärlichen Ausgrabungsergebnisse von 1911 genügten keineswegs für eine überzeugende Rekonstruktion, geschweige denn für eine zwischen engere Termine gespannte Datierung, wie sie ja auch noch bei ergiebigerem Ausgrabungsbefund auf viel größere Schwierigkeiten stößt, als der mit derlei Arbeit Unvertraute anzunehmen geneigt ist. Unsere sichere Kunde von technischen Belangen — Mauerung, Mörtelbettung, Mörtelart usw. —, unseren einzigen Kriterien bei derlei frühen Profanbauten, deren Typus durch Jahrhunderte gleich bleibt, ist noch viel zu unsicher, als daß wir bei Bearbeitung solcher Objekte anderer als der rein kunsthistorischen Maßstäbe entraten könnten. Da im Fall dieser Burganlage schriftliche Quellen nicht aufzufinden waren, mußte die politische Geschichte des Gebiets weitgehend abgetastet werden, um den Zeitpunkt aufzuspüren, zu welchem der Platz Eger „reif“ gewesen sein mochte für die Anlage einer Burg von dem Ausmaß, wie es sich für Eger feststellen ließ. Dieser hier geforderte und befolgte Gesichtspunkt hätte also die Voranstellung eines rein historischen Teils verlangt von einem Umfang, wie man ihn sonst bei kunsthistorischen Überlegungen — nicht immer zum Vorteil der letzteren — entbehren zu können meint. Um die Publikation zu entlasten, wurde diese politisch-historische Untersuchung in den Schriften der Deutschen Akademie gesondert veröffentlicht und hier nur im Auszug gegeben.

Trotz solch weitgehender Unterbauung durch politisch-geschichtliche Daten verfolgte die kunstgeschichtliche Untersuchung das Ziel, von sich aus überzeugende Lösungen zu finden, um nur abschließend die eigenen Ergebnisse mit denen der historischen Überlegung bekräftigen zu können.

Hierzu war aber eine zumindest annähernde Rekonstruktion unerläßlich. Da neuerliche Ausgrabungen, welche zu solchem Ziel die Befunde von 1911 wesentlich hätten ergänzen müssen, zunächst unmöglich schienen, war die Untersuchung Jahre hindurch auf Durchdenken sämtlicher möglichen Kombinationen der Gesamt- und Einzelsituationen angewiesen, für die oft unscheinbarste Details des Bau- und Terrainbefunds die Ausgangspunkte abgeben mußten. So wurde zur exakten Kleinforschung deren Gegenpol, die wissenschaftliche Phantasie, zur Mitarbeit aufgerufen, eine Helferin, deren Rolle im offiziellen Betrieb gar zu oft unterschätzt wird. Gerade sie ist es, die — in Spannung und Enttäuschung — aller wissenschaftlichen Arbeit jene Lebensnähe verbürgt, die ihr vom Wissenschaftsfernen so manchmal abgesprochen wird.

Ein glücklicher Umstand ermöglichte kurz vor Abschluß der Arbeit noch einmal die Möglichkeit zu graben. Dem Landeskonservator für Böhmen, Prof. Dr. Kühn, sei für sein verständnisvolles Eingehen auf die Anregungen des Verfassers bester Dank gesagt. Wären diese Ausgrabungen der letzten Jahre früher möglich gewesen, so wäre der Untersuchung mancher Umweg erspart, aber auch manche fruchtbare Erregung versagt geblieben. Letztlich überwiegt das Gefühl der Befriedigung, daß für die wesentlichen der umständlich gewonnenen Schlüsse durch Ausgrabungsergebnisse noch der erhärtende Beweis erbracht werden konnte.

Größter Wert wurde auf Zugrundelegung genauester architektonischer Aufnahmen der Denkmäler gelegt, die zwei junge Architekten der Deutschen Technischen Hochschule Prag, Ing. W. Brosche und Ing. A. Kalliwoda, sorgfältig ausführten. Die gründliche photographische Durcharbeitung des Komplexes durch Dr. J. Boymann ermöglichte in großzügiger Weise Prof. Dr. Richard Hamann, dessen wertvoller Erziehungsarbeit diese Untersuchung tief verpflichtet ist.

Regierungsrat Dr. Karl Siegl, dem vorbildlichen Verwahrer der Egerer Archivbestände, sei für die immer hilfsbereite Erschließung der von ihm gehüteten Schätze wärmster Dank gesagt. Auch seinem Nachfolger im Amt, Dr. H. Sturm, bin ich für freundliche Hilfe verpflichtet. Für die Erschließung wertvollen Aktenmaterials habe ich dem Archiv des Ministeriums des Innern in Prag und dem Kriegsarchiv in Wien zu danken. Die uneigennützige Hilfe Prof. Dr. W. Holtzmanns hat mir die sachgemäße Bearbeitung der rein historischen Fragen ermöglicht. Prof. Dr. H. Kauffmann und Prof. Dr. H. G. Rosemann spendeten fördernde Anregungen.

Wertvollste Ermutigung verdanke ich dem Urteil meines herzlich verehrten Lehrers Prof. Dr. Paul Frankl, der diese Arbeit der philosophischen Fakultät der Martin Luther-Universität als Grundlage der Habilitation empfohlen hat.

Trotz mancher Hindernisse konnte die Arbeit zu Ende gedeihen nur dank des gütigen Verstehens, das mir der Abteilungsleiter Geheimrat Clemen immer entgegenbrachte. Ihm und der freundlichen Sorge Prof. Koetschaus habe ich die Unterstützung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" zu danken. Die Beteiligung der „Deutschen Akademie" an Herausgabe und Drucklegung der Arbeit, die der „Deutsche Verein für Kunstwissenschaft" in treue Obhut nahm, erweitert in willkommener Weise die Basis einer Anteilnahme am Objekt, dessen Charakter als Reichsdenkmal unserem Volke teuer sein soll. Was unserm Reich durch politische Entwicklungen verloren ging, soll — durch liebende Arbeit der Wissenschaft — unserm Volksbewußtsein doch erhalten bleiben.

Halle, Juni 1934 — Dr. Oskar Schürer

# INHALT

# ABKÜRZUNGEN HÄUFIG ANGEZOGENER WERKE

| Werk | Abkürzung |
|---|---|
| Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag 1862 ff. | M. V. G. D. B. |
| Heinrich Gradl: Zur ältesten Geschichte der „regio Egere". In: M. V. G. D. B. XXIV. Jahrgang. S. 1 ff. und S. 205 ff. | Gradl: G. R. E. |
| Heinrich Gradl: Monumenta Egrana, Eger 1886 | Gradl: M. E. |
| Heinrich Gradl: Geschichte des Egerlands, Prag 1893 | Gradl: G. E. |
| M. Doeberl: Die Markgrafschaft und die Markgrafen auf dem bayrischen Nordgau, München 1894 | Doeberl: MMN. |
| Oskar Schürer: Geschichte von Burg und Pfalz Eger, München 1934 | Verf.: „Geschichte usw." |
| Böhmer-Ficker-Winkelmann: Regesta imperii V., Innsbruck 1881—1901 | B. F. W. |
| Stadt-Archiv Eger | St.A. E. |
| Archiv des Innenministeriums in Prag | A. I. M. P. |
| Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern | B.K.K.B. |

# I. POLITISCHE GESCHICHTE VON BURG UND PFALZ EGER[1]

[1]) Der hier gegebene Überblick über die Geschichte der Egerpfalz ist ein Auszug aus des Verf. Untersuchung: Geschichte von Burg und Pfalz Eger, München 1934, auf die als eingehende Begründung der hier nur kurz angeführten Zusammenhänge eindringlich verwiesen wird.

# 1. DIE BURG DES MARKGRAFEN

Die Egerburg war Hauptburg des Ober-Eger-Gebiets, der „*regio Egere*“. Sie befestigte dessen Ostgrenze. Die „*regio Egere*“, später als Egerland bezeichnet, nimmt die Senkung zwischen Erzgebirge, Fichtelgebirge und Böhmerwald ein; liegt also auf der Scheide von germanischem und slawischem Volksraum. Aus kirchlichen Gebietseinteilungen, die man in jenen frühen Zeiten unbedenklich den politischen gleichsetzen darf, muß man auf historische Kontinuität einer Zurechnung zu dem von der Donau nordwärts aufgehenden Territorium, dem bayrischen Nordgau, schließen, als dessen Bestandteil die „*regio Egere*“ dann in dem Augenblick, da sie geschichtlich auftritt, erscheint. Der bayrische Nordgau bezeichnet das gegen Nordosten gerichtete Kolonisationsgebiet des bayrischen Stammes.

Im Flußraum von Waldnaab und Wondreb schiebt sich der bayrische Einfluß in die (hoch gelegene) Landschaft herein. Er ist es, der die Zurechnung des Landes zum deutschen Gebiet erzwingt. Unbewehrt war die Ostgrenze (gegen Böhmen). Hier öffnete sich den slawischen Stämmen eine Einfallspforte ins Reich bzw. eine Durchzugspforte zu den Main- und Elbslawen. Hier drängt die Lage also auf künstliche Befestigung.

Man hat angenommen, daß diese Notwendigkeit schon zur Zeit des Kriegszuges Heinrichs II. gegen Böhmen (1004) erkannt, ihrzufolge bald darauf starke Grenzbefestigungen bei Eger und Cham, den beiden Grenzpässen, errichtet worden seien[1]). Die Reichspolitik hätte also schon damals die politisch und strategisch wichtige Situation des Gebietes erkannt: hier war der Westdrang der Slawen abzuriegeln, hier war ein Ausfallstor gegen Böhmen zu gewinnen, gegen dies westwärts ins Reichsgebiet vorgeschobene Bollwerk der Slawen, das — besonders angesichts der des öfteren versuchten Konspirationen mit Polen — eine Gefahr für das Reich bilden konnte (974, 1004). Scheinen die Böhmenzüge Heinrichs II. (1004) nun auch wirklich aus dem Gebiet des (späteren) Egerlandes vorgebrochen zu sein, so geht es doch nicht an, als Folge einer solchen erstmaligen bedeutungsvollen, aber doch wohl nur vorübergehenden Einbeziehung des Gebietes ins Kraftfeld der Reichspolitik eine konsequente Befestigung anzunehmen, als deren Zeuge der sogenannte „Schwarze Turm“ der Egerburg gilt[2]). Die kolonisatorisch und fortifikatorisch ausgebaute Grenzwehr des Reichs lag damals noch viel weiter westlich bzw. südlich: im Westen war eben erst das Bistum Bamberg als „Wache gegen Böhmen“ von Heinrich II. gestiftet worden (1004), eine Besitzergreifung durch die Bayern war damals wohl erst bis zur Waldnaab gediehen[3]).

[1]) H. Gradl: G. E. S. 48 spricht über die Möglichkeit einer Befestigung Egers in der Zeit des Markgrafen Otto (1017—1057). In G. R. E. S. 14 hatte er diese Möglichkeit noch weiter hinaufgerückt.

[2]) Die Datierung dieses bis heute als Hauptdokument für die frühe Besitzergreifung des Gebiets durch die Deutschen geltenden Denkmals auf die Zeit um 1000 (vgl. aus der kunstgeschichtlichen Literatur hauptsächlich B. Grueber: Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale, Prag—Leipzig 1864) bedarf der Nachprüfung (s. u. S. 74ff.).

[3]) M. Doeberl: M. M. N. S. 46.

So weit über gesicherten Boden hinaus dürften auch feste Grenzburgen kaum angelegt worden sein. Kann also von einer kolonisatorischen und fortifikatorischen Besitzergreifung des oberen Egergebietes zu so früher Zeit nicht gesprochen werden, so mag das Interesse der Reichspolitik für dies Gebiet, wie es offenbar nach 1000 erwacht war, immerhin eine gewisse Zielsteckung veranlaßt haben, der ja in den kirchlichen Grenzziehungen schon vorgearbeitet war. (Vgl. vor. Seite.) Zweifellos dürfen diese kirchlichen Grenzziehungen — über ihre Bedeutung als (vielleicht mehr ideelle als praktische) Zuteilung der Kirchenzehenten in den dem Christentum neu gewonnenen Gebieten hinaus — als Anerkenntnis der Tatsache gewertet werden, daß dieses ganze Gebiet auch in politischer Beziehung eher als deutsch denn als slawisch betrachtet wurde. Spuren der einstigen germanischen Besiedlung (bis ins 5. Jahrhundert) mögen in solcher Zurechnung bestärkt haben. Deutsche Siedler und in ihrer Gefolgschaft deutsche Priester rückten damals wohl schon in das zum Großteil noch slawisch besiedelte Gebiet ein. Aber weder deutsche Siedlungen noch deutsche befestigte Plätze sind zu dieser Zeit schon urkundlich nachweisbar.

Erst im Jahre 1061 erscheint urkundlich der Platz *Egire*, allerdings ohne jede nähere aufklärende Bezeichnung [1]). Daß der Ort befestigt gewesen wäre, wird nicht ersichtlich. Über sechs Jahrzehnte begegnet der Name Eger dann nicht, was denn wohl als Beweis genommen werden darf, daß er nicht auf eine bedeutende Grenzburg zu beziehen ist. Erst ca. 1125 begegnet er wieder in einer Urkunde, hier schon als Namensprädikat eines — wohl auf der Burg sitzenden — Ministerialen [2]). Und von da ab beweist immer häufigere Nennung die wachsende Bedeutung des Platzes.

Dies stärkere Hervortreten Egers fällt unter die Markgrafschaft Dipolds II., der auf der Grundlage der Markgrafschaft auf dem bayrischen Nordgau [3]), begünstigt durch Anfall einer reichen Erbschaft, eine machtvolle Herrschaft errichtet hatte. Er war am Sturze Heinrichs IV., an der Erhebung des empörerischen Kaisersohnes zum König (Heinrich V.) ausschlaggebend beteiligt. Diese Politik hatte ihm die Feindschaft Böhmens eingetragen [4]), was ihn erstmalig auf die Notwendigkeit nachdrücklicherer Befestigung der Grenzpässe (Cham und Eger) hingewiesen haben mag. Denn auch im weiteren Verlauf der Dinge bleibt er Sachwalter Heinrichs V. in der böhmischen Frage. In ihm erwächst dem Oberegergebiet der große Kolonisator und Fortifikator. Erst unter ihm wird das Gebiet dem Deutschtum entgültig zurückgewonnen. Erst jetzt treten deutsche Ortsnamen häufiger neben die slawischen, so daß angenommen werden darf, daß von jetzt an in verstärktem Maße über die spärlichen slawischen Siedlungen hinaus, von denen bei deutscher Neubesiedlung sehr oft der alte Name übernommen worden war, neue Siedlungen („von grüner Wurzel“ aus) angelegt wurden, die dann auch deutsche Namen — meist nach den betreffenden Rodern oder Grundherrn — erhielten. Der gegen Nordosten vorrückende Burgenbau, später dann der in gleicher Richtung vorrückende Klosterbau drückt gleichsam das Siegel auf diese kolonisatorische Entwicklung. Wir halten fest: um 1150 wird das Gebiet un-

[1]) H. Gradl: M. E. Nr. 8. S. die genaue Edition in unserm Anhang Nr. 1.

[2]) H. Gradl: M. E. Nr. 40.

[3]) Vgl. hierzu M. Doeberl: o. c.

[4]) 1105 verheeren böhmische Truppen (Herzog Bořivojs als Anhänger Heinrichs IV.) die Markgrafschaft des abtrünnigen Dipold. (Die betreffende Stelle aus Otton. Frising. chron. bil. VII. c. 8 abgedruckt bei Gradl: M. E. 19.) Diese Einbrüche beweisen, daß die Grenzen gegen Böhmen damals (1105) noch nicht wirkungsvoll befestigt waren, ergeben also für die Errichtung von Burg Eger den terminus post.

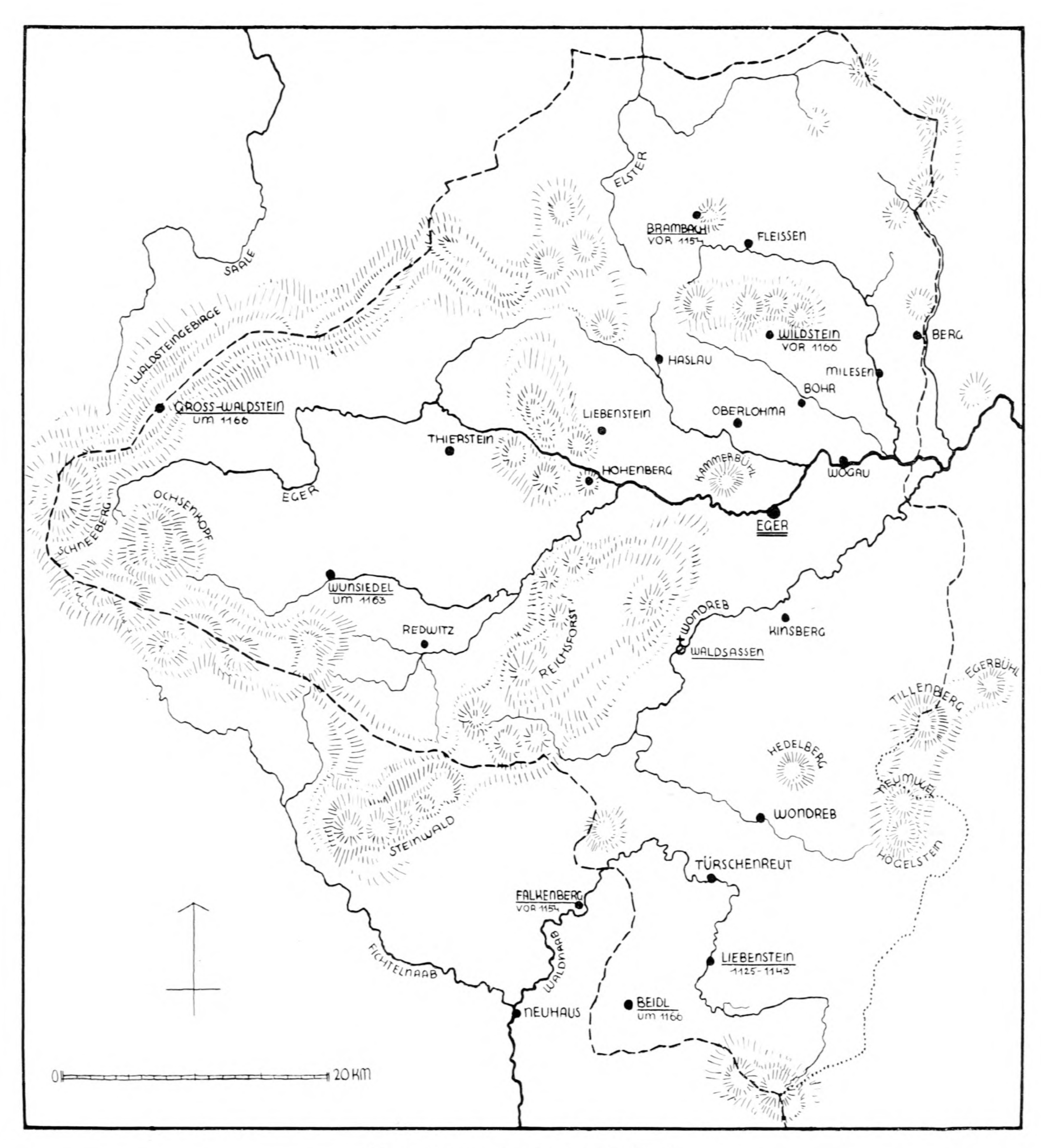



Abb. 1. Burgensystem im alten Egerland[1])

[1]) Ob die hier eingetragenen Plätze schon für des 12. Jahrhundert als Burgen oder aber nur erst als befestigte Höfe von Ministerialien angesehen werden dürfen, muß — solange Einzelforschungen nicht vorliegen — fraglich bleiben.

mittelbar um Eger dem Deutschtum gewonnen, das heißt, Burg Eger kann nicht allzuviel früher errichtet worden sein.

Wie weit bei der Anlage der Burgen systematisch vorgegangen wurde, läßt sich mangels genügender Unterlagen nicht ausmachen. Zwischen 1125 und 1143 wurde Liebenstein — im Süden des Gebiets — gebaut[1]). Kurz darauf — vor 1154, also wohl noch zur Zeit Dipolds — erstanden Falkenberg, das die Wondreb beherrscht[2]) und — schon hoch im Norden — Burg Brambach[3]). Damit waren nördlich und südlich von Eger Flügelstellungen ausgebaut, mit der Hauptburg auf einer (Nord-Süd) Linie liegend. Es folgen nun — vor 1163 bzw. 1166 — als Rückendeckung Wunsiedel an der Röslau[4]) und Waldstein in der gleichnamigen Bergkette[5]). Die Burgengruppe im Süden wird durch Beidl verstärkt. Es folgen dann vor 1166[6]) — also vielleicht auch noch zu Dipolds Zeiten — Burg Wildstein, das die Burgenfront zwischen Brambach und Eger stärkt, und Burg Haidstein. Damit scheint die erste — Dipold'sche? — Befestigungsperiode abgeschlossen[7]). Weitere Burgennennungen — als Prädikate von Ministerialen, die, wie auch unter Dipold, meist vorher als Ministerialen auf Burg Eger erscheinen — folgen noch am Ende des Jahrhunderts, also unter den Hohenstaufen, welche die Burgenfront dann ostwärts vorschieben.

Auch die Aufeinanderfolge der Dipold'schen Klostergründungen gibt wichtige Hinweise: sie deutet das Vorrücken der Kolonisation gegen Nordosten an. Mußte für die Anlage des Benediktinerklosters Reichenbach im Jahre 1118 noch ein Platz unweit der alten Markkerne Nabburg und Cham gewählt werden, so kann der Pionierorden der Zisterzienser eineinhalb Jahrzehnte später[8]) schon bis zur Grenze des Markgebiets (in die unmittelbare Nähe Egers) vorgeschoben werden. Allerdings: daß er hier eingesetzt wird, beweist, daß hier noch kolonisatorische Arbeit nötig war, daß also zur Zeit der Klostergründung wohl kaum schon eine „Stadt" dort bestanden haben kann. Ja, man möchte schließen, daß der Ausbau der Egerburg erst als Folge der Waldsassener Gründung oder doch in Verbindung mit ihr unternommen wurde, zu deren Schutz und Sicherung im unwirtlichen, wohl auch zum Teil noch feindlichen Land.

Nur einem Dipold II. möchte man Bauten von solcher Mächtigkeit, wie unsere Ausgrabungen sie in den Fundamenten nachgewiesen haben (s. u. S. 51 ff.), zutrauen. Er war im Laufe seiner Markgrafschaft zu einer der angesehensten Persönlichkeiten innerhalb des höheren Reichsadels herangewachsen. Eine seiner Verwandten war die Gattin des Böhmenherzogs Wladislaw I. Er selbst geht drei staatspolitisch bedeutsame Ehen ein. Seinen Sohn vermählt er mit der Tochter des mächtigen Bayernherzogs. An allen wichtigen Fürstentagen nimmt er teil. In urkundlichen Nennungen rangiert er stets unmittelbar hinter den Reichsfürsten als erster aller Grafen[9]). Sein Territorium erstreckt sich von den schwäbischen Stammbesitzungen bis zur säch-

[1]) Vgl. Urkunden bei Gradl, M. E. Nr. 62, 74, 78.

[2]) Gradl, M. E. Nr. 74.

[3]) Gradl, M. E. Nr. 74.

[4]) Gradl, M. E. Nr. 78.

[5]) Gradl, M. E. Nr. 74.

[6]) Gradl, M. E. Nr. 81.

[7]) Vgl. auch das Burgensystem am Further Paß mit dem am Egerer Paß.

[8]) Näheres über Stiftung dieses Klosters und seine spätere Kolonisationsarbeit bei H. Muggenthaler: Kolonisatorische und wirtschaftliche Tätigkeit eines deutschen Zisterzienserklosters im 12. und 13. Jahrhundert, München 1922.

[9]) Die in mancher Egerer Lokalgeschichtsschreibung vorkommende Behauptung, Dipold habe in Eger residiert (so auch bei Paul Wanie: Der Stadt Eger geschichtlicher Entwicklungsgang bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. 51 (1913) S. 190/1), entbehrt jeder quellenmäßigen Begründung. Nirgends wird Dipold als „von

sisch-böhmischen Grenze. Auf seinen Burgen hausen seine Ministerialen. Von Neukulturen beansprucht er — wie der König selbst — das Zehentrecht, und dieser reichlich sich füllende „Markgrafenschäffel" gestattet dann wieder die Einsetzung neuer Ministerialen. Eine Unterscheidung zwischen Hausgut und — als Lehen verwaltetem — Reichsgut schien immer weniger beachtet zu werden, obwohl dieses ganze obere Egergebiet als dem Reiche neugewonnenes Land Reichsland war, eigentlich in noch ausgesprochenerem Sinne als das ursprüngliche, inzwischen durch allerlei Entfremdungen wohl zusammengeschrumpfte eigentliche Markgebiet. Ja, die Machtfülle, die Dipold kraft seiner politischen und seiner territorialen Stellung behauptete, schien in diesen Zeiten der Verdinglichung der vorher personalen Beziehungen einer Verselbständigung seiner Herrschaft zuzustreben. Trat doch damals allgemein, besonders in den Marken, an Stelle der Personalität die Territorialität. Dipold braucht Verkörperungen dieser Machtfülle, Verkörperungen, die zugleich verteidigen und fordern. Er braucht sie um so mehr, als sein Verhältnis zum Königtum durch den Wechsel von Geschlecht und Person (auf den von ihm zur Herrschaft gebrachten Heinrich V. folgt der Sachsenherzog Lothar) kein ungetrübtes mehr war. In den 30er Jahren war eine Konstellation gereift, die in diesem Gebiet den Ausbau von Burgen wie die von Eger begreiflich, ja notwendig erscheinen läßt. Das Land war kolonisatorisch wie politisch „reif" für den Ausdruck der Macht. Der selbstbewußte „Landesherr" erbaut die beherrschende Burg[1]). Sie ist Symbol.

Das spärlichere Auftreten Dipolds in Königsurkunden während des letzten Jahrzehnts seines Lebens darf auf Beschäftigung mit internen Angelegenheiten seiner Herrschaft gedeutet werden. Als alter Mann tritt er als Mönch in das von ihm gestiftete Benediktinerkloster Reichenbach ein. Dort beschließt er bald darauf sein Leben (am 8. April 1146).

Unmittelbar nach Dipolds Tod erscheint in einer Königsurkunde[2]) Graf Gebhard von Sulzbach als „marchio Gebehardus". Dieser Titel Gebhards wurde auf die Markgrafschaft auf dem Nordgau bezogen. Die Markgrafschaft Dipolds geht also nicht an dessen Erben, den Sohn Berthold über, sondern an den Schwager des Königs, aber nicht im alten Umfang, sondern vermindert um jenes Gebiet, dem Dipold im letzten Jahrzehnt seines Lebens seine Hauptkräfte gewidmet hatte[3]). Diese „regio Egere" erscheint bald darauf in staufischem Besitz, nämlich in dem von Konrads III. Sohn Friedrich von Rothenburg, Herzog von Schwaben, der „1154 November 15" als Herr des Egerlandes urkundet[4]).

Eine besondere Veranlassung zu solcher Übergehung der Dipold'schen Erben wird nicht ersichtlich. Aber es ist deutlich, daß man königlicherseits die gute Gelegenheit nutzte, das Heim-

---

Eger" bezeichnet, was bei solchem Sachverhalt doch zweifellos der Fall wäre. Hauptsitz des Geschlechtes war allem Anschein nach die große Vohburg an der Donau, die Dipold mit der Rapotonischen Erbschaft überkommen hatte. Die Vohburg kam später in den Besitz der bayrischen Herzöge, die sie gründlich überbauen ließen. Der heutige Bestand zeigt nur noch spärliche Reste der romanischen Anlage — in Ringmauerresten und Turmfundamenten —, aus denen auf den einstmaligen Bestand nur vermutungsweise geschlossen werden kann.

[1]) Über die hier aufspringende Frage, ob Dipold seine Burg über einer älteren deutschen oder etwa über einer slawischen Befestigung errichtet hat, vgl. u. S. 55 und S. 73.

[2]) Regesten und Urkunden zur Geschichte der Dipoldinger Markgrafen, ed. Doeberl (Programm des Kgl. Ludwig-Gymnasiums in München 1893).

[3]) Diese ausdrückliche Rückbehaltung des Egerlandes mag beweisen, daß dessen endgiltige Besitzergreifung durch die Deutschen eben erst unter Dipold erfolgt war.

[4]) Er schenkt sein Gut Watzgenreut bei Schönbach-Brambach, also im Norden des Gebietes gelegen, an das Kloster Waldsassen (Gradl, M. E. Nr. 74).

fallrecht des „Lehens“ wieder zu statuieren. Die Markgrafschaft war ja von jeher vom König verliehenes Lehen. Neu hinzugewonnenes Gebiet war Reichsland. Man hatte vielleicht mit Besorgnis die fortschreitende Autonomisierung unter Dipold beobachtet, hatte den mächtigen Markgrafen aber nicht wohl daran hindern, insbesondere an den Reichslandcharakter der neu hinzu gewonnenen Gebiete erinnern können. Sein Tod verringert diese Schwierigkeiten. Das Reichsland wird von der Krone eingezogen. Die Markgrafschaft wird anderweitig vergabt.

Das Markgrafentum wird dann einige Jahre später dem Sulzbacher wieder abgenommen und wird nun den Erben Dipolds überlassen — erst jetzt, nachdem der inzwischen verkleinerten Markgrafschaft alle Gefährlichkeit für das Königtum, alle Möglichkeit zur Autonomisierung genommen, nachdem sie zu einem bloßen Titel herabgedrückt worden war. Diesen Titel tragen die Dipoldinger dann bis zu ihrem Aussterben.

Kurz vorher (1149) hatte sich Friedrich von Schwaben, der Neffe Konrads III. (der spätere Kaiser Barbarossa), zur Ehe mit der Vohburgerin Adela, Dipolds II. ältester Tochter, bequemen müssen, wohl der Staatsraison zuliebe, die dadurch die Vohburger mit der Wegnahme des Egerlandes versöhnen wollte (was, — aus dem späteren Verhalten der Vohburger den Hohenstaufen gegenüber zu schließen — auch gelungen ist).

Das Oberegergebiet verbleibt fortan bei den Staufern. Es geht aus der Hand Friedrichs von Rothenburg, der 1167 stirbt, in die Hand Friedrich Barbarossas, des inzwischen zum Kaiser gekrönten Staufers, über[1]).

Mit einem Schlage hatten die Staufer die alte Markgrafschaft auf dem bayrischen Nordgau zertrümmert. Neben der Dynastie mag auch die Ministerialität daran interessiert gewesen sein, die Zwischenherrschaft der Markgrafen zu beseitigen, und dies Interesse der nun immer mächtiger werdenden Ministerialen, deren Hilfe die Staufer für ihre Politik bedurften, mag der Dynastie ihr Vorgehen erleichtert haben. Die ans Reich heimgefallene *„regio Egere“* wird — innerpolitisch — wichtiges Verbindungsglied der staufischen Hausgüter in Schwaben-Franken mit denen in Sachsen-Thüringen. Sie sichert darüber hinaus — außenpolitisch — die wichtige und im Verfolg der kommenden Verwicklungen immer wichtiger werdende Schlüsselstellung gegenüber Böhmen. Es reift die Konstellation, die auf Burg Eger eine herrscherliche Repräsentationsstätte verlangt.

## 2. DIE PFALZ DER STAUFER

Der Heimfall von Burg und Territorium Eger ans Reich hatte der durch Franken vorrückenden Gütererwerbung der Krone, d. i. der Staufer, eine feste Kopfstellung gesichert. Das Gebiet des Egerlandes war damit unmittelbares Objekt der Königspolitik geworden. Sein Übergang an

---

[1]) Ob schon als „Erbe“ oder noch als „Reichsland“ bleibt ungewiß. Diesen für das weitere Geschick des Egerlandes fundamentalen Sachverhalt hat zuerst H. Gradl (G. R. E.) 1886 klargestellt, gegenüber dem von dem Waldsassener Chronisten ca. 1500 aufgebrachten Märchen, Barbarossa habe das Egerland durch seine Heirat mit Dipolds Tochter Adela als Mitgift überkommen. Daß er es trotz seiner Scheidung von Adela (ausgesprochen 1153 in Konstanz) behalten habe, hat die verschiedensten Begründungen bzw. Entschuldigungen erfahren. Doeberl (M. M. N. S. 79ff.) hat den von Gradl festgestellten Sachverhalt dann 1894 noch weiter geklärt. Es ist verwunderlich, daß die Waldsassener Version nicht nur in der lokalen Überlieferung — in der sie nun einmal unausrottbar ist, da sie gar zu verlockende Ausschmückungen (bis in die Erklärung der Kapitellornamentik in der Oberkapelle hinein, s. u. S. 43, erlaubt —, sondern auch in sonst streng sachlichen Arbeiten bis heute herumspukt.

Barbarossa (1167) zog es nun in ein System universal gerichteter Politik, die es in dem gleichen Maße, wie diese sich seiner bediente, in seiner Bedeutung als Territorium steigern mußte.

Friedrich I. hatte von Anbeginn seiner Regierung an die Richtung erkannt, in der sich die Reichspolitik, ja die neuerlich stark in Fluß befindliche Reichsverfassung entwickeln mußte. Diese Entwicklung trieb zur Errichtung kleinerer fürstlicher Territorialgewalten auf Kosten der alten Stammesherzogtümer.

Bestrebungen in dieser Richtung hatten schon unter Konrad III. eingesetzt: die Auflösung der Markgrafschaft auf dem Nordgau, die Einziehung des oberen Egergebietes muß in diesem Zusammenhang gesehen werden. Friedrich I. führt sie nun in ganz großem Maßstab weiter: seine Heirat mit Beatrix, der Erbtochter von Burgund (nach Trennung von Adela 1158), bringt ihm ein an den Kern der Staufermacht, an das Herzogtum Schwaben, südwestlich anschließendes Reich ein. Durch die außerordentliche Stärkung der Pfalzgrafschaft am Rhein, mit der er seinen Bruder Konrad belehnte, griff er vom staufischen Machtkern nördlich aus, sicherte sich den mittleren Westen des Reichs. Die fränkischen Besitzungen wurden nach dem Tode Friedrichs von Rothenburg, des Sohnes Konrads III., unter dem eigenen Sohn Konrad (während dessen Minderjährigkeit Friedrich I. persönlich die Geschicke des Landes leitete) der Hausmacht einverleibt.

Zu diesem ausgedehnten Allodialbesitz, tatsächlich dem größten im Reiche, trat der Kronbesitz, der, wo er sich häufte, zu geschlossenen Gebieten zusammengezogen[1]), wo er vereinzelt lag, durch allerlei Mittel gestärkt und befestigt wurde.

Der Besitz, der hier also in verstärktem Maße Macht war, verlangte sein Symbol. Friedrich I., in allem dem großen Vorfahr auf dem Thron, Karl dem Großen, zu folgen gewillt, — daß er dessen Heiligsprechung betrieben, war nicht leere Geste! — bekannte sich zu diesem Symbol in der Wiederaufnahme des monumentalen Pfalzenbaues[2]). Vom Burgenbau, der eine Macht begründete und befestigte, ging er über zum Pfalzenbau, der sie repräsentierte. Friedrich I. weist sich mit diesem bedeutungsvollen Übergang als klarer Kenner der Zeitverhältnisse aus: die Bedeutung des Befestigungsbaues für die Landesverwaltung war im Schwinden, — der Güterbesitz entschied. Repräsentation sollte Ersatz schaffen. Indem er seine Pfalzen stets auf bestehenden Burgplätzen erbaute, blieb der Charakter der Befestigung immerhin noch gewahrt[3]). Darüber hinaus aber ward in dem festlichen Palasbau einem stolzen, seiner Macht sicheren Selbstgefühl der gesellschaftliche und künstlerische Ausdruck verliehen.

Die Reihen der Pfalzbauten Barbarossas projizieren in ziemlicher Reinheit die Kraftlinien seiner Herrschaft. Wir haben uns hier auf das deutsche Gebiet des Gesamtreichs zu beschränken. Die erste Pfalz erstand offenbar sehr bald nach seinem Regierungsbeginn (1152), und zwar im Kerngebiet der staufischen Macht, im Elsaß: die von Herzog Friedrich II. gegründete Reichsburg zu Hagenau wird zur Pfalz ausgebaut[4]). Wohl um die gleiche Zeit wird bei Lautern die

[1]) Z. B. die sogenannte „terra Plissnensis".

[2]) Schon die Salier hatten die Tradition aufgenommen (Goslar), hatten sie aber nicht fortgeführt. Ihr Beweggrund zum Pfalzenbau mag überdies ein anderer gewesen sein als bei Barbarossa, wenn man ihnen auch den großartigen Gedanken einer zentralen „Residenz" nicht zubilligen darf (vgl. K. Hampe: Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer, Lpz. 1909, S. 26).

[3]) Der Neubau eines mächtigen Bergfrieds, wie er in Eger (entsprechend Gelnhausen) angenommen werden muß (vgl. u. S. 74 ff.), entspricht der Grenzlage dieser Pfalz. Er bewehrt den (feindwärts gelegenen) Zugang.

[4]) So Herzog: Elsässische Chronik von 1592 (IX), zitiert bei A. Meister: Die Hohenstaufen im Elsaß, Mainz 1890, S. 62ff. Nach anderer Überlieferung begann er den Kapellenbau in Hagenau bald nach 1155, den Umbau der Burg zur Pfalz im Jahre 1164. Vgl. Karl Simon: Studien zum romanischen Wohnbau in Deutschland, Straßburg 1902, S. 85.

Pfalz errichtet[1]), — und zwar angeblich mit „non minori munificentia". Um 1156 soll Friedrich auf der Nürnberger Burg gebaut haben[2]). Die Errichtung dieser Pfalzbauten folgt also jenem Ausdehnungszug der staufischen Macht gegen Osten, besiegelt ihn gleichsam durch architektonische Repräsentation: diese südliche Pfalzenlinie zieht sich (von West nach Ost) wie eine Achse mitten durch den staufischen Besitz.

Eine andere Linie von Pfalzbauten, schräg zu jener ersten, erstreckt sich vom nordwestlichen Grenzgebiet des Reichs bis in seine Mitte, trennt das nördliche (sächsische) Stammesgebiet vom südlichen (fränkisch-schwäbischen). Um 1155 soll Friedrich die alte Pfalz Nimwegen haben restaurieren lassen[3]). „Im Jahre 1171 hat er bei Aachen den Bärnstein besetzt und befestigt und im Jahre darauf die Bürgerschaft verpflichtet, ihre Stadt binnen vier Jahren zu befestigen. Um dieselbe Zeit hat er dem Burgflecken Kaiserswerth Stadtrecht verliehen und auf den Trümmern der alten Reichsburg eine neue zu bauen begonnen"[4]). Die Häufung der Befestigungs- und Repräsentationsbauten in diesem niederlothringischen bzw. niederrheinischen Gebiet läßt auf den politischen Blick Friedrichs I. zurückschließen, der diese Einfallspforte des englischen Einflusses, dieses Induktionsgebiet der aufkommenden, zur Selbständigkeit hinstrebenden flandrischen Machtsphäre zu sichern unternahm. Der Ausbau Kaiserswerths mag dann noch durch die vom englischen Kraftfeld angezogene gegnerische Politik des Kölner Erzbischofs Philipp beschleunigt worden sein[5]).

Im sächsischen Gebiet lag als Verwaltungs- und Machtzentrum dortigen Königsgutes und dortiger Königspolitik die alte Salierpfalz Goslar. Friedrich I. führte die Politik der Salier, die Bedeutung dieses Vorpostens des (süddeutschen) Königtums im sächsischen Gebiet durch häufige Besuche zu betonen, mit Nachdruck fort[6]). Zeitweilige Verlehnung des Reichsgutes um Goslar an Heinrich den Löwen scheint ohne Einfluß auf die politische Grundlinie geblieben zu sein.

Am Kyffhäuser lagen zur Sicherung des dortigen Königsgutes die alten Pfalzen Tilleda und Wallhausen. In Mühlhausen sind Reste einer „Barbarossapfalz" verbaut. Weder von diesen Königssitzen noch von dem östlich folgenden in Merseburg wissen wir, ob sie durch monumentale Neubauten ausgezeichnet waren oder wurden. Auch in Altenburg, dem Zentrum der später zum

---

[1]) Lautern in der Pfalz, seither Kaiserslautern genannt. Die Erbauungszeit (1153?) ist nur in unbelegten Schriften überliefert. Da die Pfalz bis auf verbaute Grundmauern verschwunden ist, läßt sich kunstgeschichtlich nichts ausmachen. Für das Jahr 1158 ist Friedrichs Anwesenheit in der Pfalz, welche die Quelle bewundernd beschreibt (Rahewin, G. Fr. IV., 86), belegt (Rahewin a. a. O. III., 15a). Die Beschreibung der Pfalz zitiert bei Simonsfeld, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Friedrich I., Leipzig 1908, I., S. 636, Anm. 140, und bei Karl Hampe, Die Pfälzer Lande in der Stauferzeit, in Hist. Zeitschr. 115, 3. Folge Bd. 19 (1919), S. 43.

[2]) Wohl schon im Pfalzenstil, wenn der Ausbau dieser Pfalz, insonderheit der angebauten Kapelle auch erst unter Heinrichs VI. Regierung fallen dürfte (vgl. des Verf.: Romanische Doppelkapellen, Marburg 1929, S. 59ff.). 29. Juni 1156 ist ein Aufenthalt Friedrichs in Nürnberg überliefert (Stumpf 3747. Simonsfeld a. a. O. I. S. 459, 463f.).

[3]) Jastrow und Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen 1125—1273. Stuttgart 1897. I. S. 617. Wahrscheinlicher hat er erst 1156 den Entschluß dazu gefaßt, als er auf seiner Reise von Utrecht nach Münster dort vorübergekommen sein mag. (Vgl. Simonsfeld a. a. O. S. 420, vgl. auch Rahewin IV. 86.)

[4]) Jastrow und Winter a. a. O. I. S. 617.

[5]) Die Pfalz Kaiserswerth war laut Inschrift 1184 vollendet. Schon im Jahre 1187 vermag Friedrich I. kraft kgl. Straßenregals mittels dieser starken Pfalz am Rhein trotz ihrer fortschreitenden Umzingelung durch kölnisches Gebiet die Rheinsperre über Köln zu verhängen (25. Juli), s. Jastrow-Winter a. a. O. I. S. 617. Daß diese Erfolge mehr der Person des Kaisers, als der strategischen Lage des Platzes zu verdanken waren, beweist die spätere Entwicklung.

[6]) Nach den großzügigen Bauten der Salier — zuletzt wohl des Sachsen Lothar (vgl. Uvo Hölscher: Die Kaiserpfalz Goslar, Berlin 1927, S. 124, und des Verf. R. D., S. 25ff.) brauchte Friedrich dort nicht zu bauen. Unter seinem Sohn Heinrich VI. wurde weitgehend restauriert (Hölscher a. a. O. S. 126ff.).

Teil aus dem staufischen Hausbesitz ausgeschiedenen sog. „*terra Plissnensis*", soll Friedrich I. eine Pfalz ausgebaut haben [1]).

Die Hauptrichtung dieser mehr oder weniger auf eine Linie zusammenrückenden Pfalzen folgt also jener säkularen Grenzscheide, die das Reich in Nord und Süd teilte, die durch die Jahrhunderte immer wieder im Aufflammen gegensätzlicher Spannungen nachgezogen wurde: des Reiches kritischer Zone. Die Königspolitik hat sie ja auch immer durch Gütererwerbungen in ihrem Umkreis beziehungsreich profiliert. Hier lagen die königlichen Burgen, die königlichen Höfe. Die Pfalzpolitik Friedrichs I. baut sie bewußt aus.

Beide Pfalzlinien, die südliche wie die nördliche, drängten auf Weiterführung gegen Osten. In solchem Weiterdrängen mußten sie aus der innerpolitischen Bedeutsamkeit in die außenpolitische übertreten. Das Gebiet von Eger liegt — in größerer Perspektive gesehen — auf der Verlängerung beider: liegt dort, wo sie sich treffen mußten. Man begreift nun, daß die Erwerbung Egers durch die Staufer nicht nur eine Kopfstellung der südlichen Besitztümerlinie der Staufer bedeutete, sondern daß sie darüber hinaus die beiden Kraftlinien der königlichen Besitz- d. i. Machtpolitik zu einem Keil verband, der die innerpolitische Stellung stärken, die gestärkte Stellung gleichzeitig einer außenpolitischen Wirkung: Sicherung des deutschen Einflusses im Osten, dienstbar machen mußte [2]). Die Politik unter Konrad III. hatte Möglichkeiten entwickelt, die Friedrich I. verwirklicht: er baut in Eger die kaiserliche Pfalz.

Wann ist er zur Ausführung des in seinen allgemeinen Umrissen sicher lange erwogenen Planes geschritten? Man hat die Zeit nach 1167, dem Datum der Erwerbung des Egerlandes durch Barbarossa, als Erbauungszeit angenommen [3]). Als terminus ante galt dieser Anschauung die Anwesenheit Barbarossas in Eger im Jahre 1179, an welchem Termin er eine Reichsfürstenversammlung in der schon vollendeten Pfalz abgehalten habe. Diese Annahme stützt sich auf den Ausdruck „in curia sua apud Egaram", wie er in der auf diese Reichsfürstenversammlung bezüglichen Urkunde 1179, Juli 1 [4]) vorkommt. Es ist durchaus fraglich, ob die Bezeichnung „curia" in diesem Fall auf das Bauwerk, in welchem die Versammlung stattgefunden haben soll, bezogen werden darf [5]). Uns scheint, der wichtige Termin einer Pfalzerrichtung darf nicht

---

[1]) B. Schmeidler, Franken und das deutsche Reich im Mittelalter. Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 7. Erlangen 1930. S. 17.

[2]) Man darf die hier vielleicht etwas „gefährlich" anmutende „Konstruktion" der Keilform unterbauen durch den Hinweis, daß das „Bild" des Keils tatsächlich jene Stoßrichtung drastisch andeutet, die das Königtum zwei Jahrhunderte hindurch gegen die „Elblinie" einzunehmen hatte, und darüber hinaus gegen einen des öfteren drohenden „Ostblock" (z. B. in der Verbindung Heinrichs des Zänkers mit den Böhmen- und Polenherzogen im 11. Jahrhundert, der in seiner süd-nördlichen Erstreckung eine gegen Westen gerichtete, der „nord-südlichen Verbindung und Fügung des Reiches" feindliche Kraftwirkung entwickeln konnte (vgl. hierzu B. Schmeidler a. a. O. S. 19) und später tatsächlich entwickelt hat (s. u. S. 15).

[3]) H. Gradl: G. E., S. 65. Zu ähnlicher Datierung kommt von kunstgeschichtlichem Standpunkt aus B. Grueber a. a. O. S. 23

[4]) Siehe Stumpf 4284, Gradl, M. E. Nr. 88, dort die Publikationsstellen der Urkunde.

[5]) So ausdrücklich Gradl, M. E. Nr. 88, Anm. Der mittelalterliche Sprachgebrauch hatte den Begriff „curia" schon so vollkommen übertragen, daß seine Rückübertragung auf den Versammlungsort („curia" von Hof), was die Bezeichnung manchmal als schwankend erscheinen läßt, schon als Ausnahme gewertet werden muß. So in einer Eintragung im Kopialbuch des Klosters Waldsassen (IV fol. 395 im bayr. Reichsarchiv, zit. bei Gradl, M. E. Nr. 113): „... curiam unam in Rupprechsgrun ...", wo „curia" zweifellos als „Hof" zu deuten ist. Otto von Freising verwendet den Ausdruck stets für die Versammlung, nie für den Versammlungsort, für das Bauwerk. So — um nur einige Beispiele hier zu erwähnen —: Pfingsten 1149 in Regensburg „curiam celebravit" (Otton. Frising. Gesta Friderici Imperatoris II, 64 in der Ausgabe von G. Waitz: Scr. rer. Germ. S. 91). Dann II, 11: „... Proinde in oppido Saxoniae Goslaria curiam celebrans ...." (a. a. O. S. 112). Oder: „... Ratisponae curiam habens ...." (a. a. O. II, 69, S. 97). Vgl. auch das Glossar zu Waitzens Ausgabe unter curia. Im gleichen Sinn verwenden andere Quellen das Wort, von denen hier nur zwei auf Eger bezügliche angeführt seien: 1183, Ende Mai (im Berchtesgadener Schenkungsbuch): „Acta sunt hec sub presentia et consensu glor. imperatoris Friderici apud curiam eiusdem imperatoris Egere

auf eine vereinzelte, in ihrer Ausdrucksweise zudem zumindest schwankende Nennung gegründet werden[1]). Muß nicht vielmehr die Gesamtsituation betrachtet, muß nicht die Frage gestellt werden, wann Platz und Gebiet Eger reif waren zur Anlage des so bedeutungsvollen Bauwerks einer Pfalz?

Als Friedrich I. das Egerland überkam (1167), war weder innenpolitisch noch außenpolitisch Veranlassung zu einem Pfalzenbau gerade an dieser Stelle gegeben. Zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen, der Bayern und Sachsen unter seiner Herrschaft vereinigte, herrschte noch bestes Einvernehmen. Auf diesem Einvernehmen „beruhte noch eine Weile das System der innerdeutschen Politik". Das außenpolitische Interesse des Reiches wurde durch den Konflikt mit dem Papst und die Stellungnahme der Westmächte hierzu vom Osten abgelenkt, dessen man durch die Vasallenschaft des Böhmenherzogs Wladislaw II., des künftigen Waffengefährten Barbarossas in Italien, der 1158 als kaiserliche Gunst die Königskrone für sich und seine Nachfolger erhalten hatte, sicher war.

Erst ein Jahrzehnt später treten im Verhältnis zu Böhmen Spannungen auf, die sich nach der Abdankung Wladislaws verschärften. Diese Thronwirren in Böhmen mochten einen repräsentativen kaiserlichen Platz an Böhmens Grenze zweckdienlich erscheinen lassen. Und gleichermaßen mag auch die zunehmende Spannung zu Heinrich dem Löwen (seit Chiavenna 1176) ein Vorschieben der kaiserlichen Stützpunkte gegen Osten angeraten haben[2]).

Eger scheint also von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gesehen erst nach der Rückkehr Barbarossas von seinem fünften Romzug (1178) reif für den Ausbau zur kaiserlichen Pfalz. Zur Allgemeinsituation tritt die besondere: man möchte im Hinblick auf die Persönlichkeit Friedrichs I. annehmen, daß er die Plätze für seine Pfalzen aus der Einsicht persönlicher Ortskenntnis heraus bestimmt habe. Der erste beglaubigte Aufenthalt Friedrichs bei Eger fällt ins Jahr 1179[3]).

---

(Gradl, M. E. Nr. 95) und: 1239, Juni um 1. (Annal. Erphord. irrig ad 1238): „. . Huic tamen curie . . . . non interessentes . . ." (Gradl, M. E. Nr. 192).

[1]) Der Umstand, daß wir nur eine auf diese Fürstenversammlung bezügliche Urkunde kennen, sollte überlegen lassen, ob es sich bei diesem Tag „apud Egaram" um eine hierher berufene Versammlung oder aber nur um ein durch andere Gelegenheit herbeigeführtes Zusammentreffen (s. u. im Text) gehandelt hat.

[2]) Der Keil, als dessen Kopfstellung Eger oben bezeichnet wurde, trennte gerade die beiden Hauptgebiete des Löwen: Bayern und Sachsen. Die alte Heer- und Handelsstraße Nürnberg—Eger mochte auch in diesem Zusammenhang dem Kaiser wichtig erscheinen.

[3]) Die in der Literatur über Eger bis heute vertretene Ansicht, Friedrich habe seine Hochzeit mit Adela von Vohburg (s. o. S. 8,1) in Eger gefeiert, stützt sich auf Nachrichten von Chronisten, die durch keinerlei stichhaltige Quellen belegt werden können. Simonsfeld (a. a. O. II. S. 156ff.) berührt diese Frage denn auch überhaupt nicht. Innerhalb der betreffenden Chronistenliteratur finden sich aber Unstimmigkeiten, die nachdenken lassen sollten. Das im Jahr 1503 abgeschlossene Chronicon Waldsassense läßt die Hochzeit 1149 „in oppido Eger" stattfinden. Gradl (G. R. E. S. 28) hat die Unhaltbarkeit der dort weiter folgenden Behauptung: das Egerland sei als Mitgift Adelas an Friedrich gekommen, dargetan. Die Aufstellung dieser Behauptung von der Mitgiftschaft sei nur erfolgt, um das Kloster Waldsassen von Anfang an als in Reichsstellung stehend feiern zu können. Von dieser Behauptung der Mitgiftschaft bis zu der an der gleichen Stelle (einen Satz vorher) angeführten Ansetzung der Hochzeitsfeierlichkeiten in Eger ist nur ein Schritt und noch dazu ein recht naheliegender. Der im Jahr 1560 schreibende Egerer Chronist Engelhard (s. H. Gradl: Die Chroniken von Eger, Prag, 1884, S. 10) übernimmt von den Waldsassener Mönchen die Version von der Kaiserhochzeit in Eger, spinnt dabei die dortige Bezeichnung „in oppido Eger" zu der Legende aus, Friedrich habe die Feier ins Rathaus zu Eger verlegen müssen, da auf der Burg kein Platz gewesen sei. (Zu dieser Platzfrage vgl. u. S. 73. Ebenso der andere Chronist Baier (Gradl a. a. O. S. 77). Ein Rathaus in Eger dürfte weder 1149 noch 1179 schon existiert haben. Auffallenderweise verlegt Engelhard diese Hochzeit Barbarossas ins Jahr 1179. Sollte dieser Irrtum nicht lediglich auf einem Schreibfehler, sondern auf einer (vielleicht unbewußten) Kombination des dem Chronisten als Termin von Friedrichs erstem Aufenthalt in Eger anderweitig überlieferten Jahres 1179 mit jener Waldsassener Hochzeitslegende beruhen? Aber abgesehen von derlei die Überlieferung betreffenden Vermutungen: es erscheint außerordentlich zweifelhaft, daß Friedrich seine Hochzeit mit der Vohburgerin auf der damals wohl schon in kaiserlichem Besitz restituierten, aber doch sehr entlegenen Egerburg gefeiert haben soll, deren Bedeutung als „Sitz der Vohburger Markgrafen" ganz unerwiesen ist (s. o. S. 6,1). Oder aber in der kleinen Ansiedlung zu Füßen der Burg. Viel eher ist anzunehmen, daß er seine Hochzeit auf der Hauptburg der Vohburger gefeiert hat, eben auf der großen Vohburg an der Donau, nach der die Vohburger sich ja nannten und die den Erben Dipolds auch nach Wegnahme der Markgrafenwürde und des Egerlandes verblieben war. Auf seinem ersten Königsritt im Jahre 1152 berührte

Der Kaiser war der Einladung seines früheren Begleiters auf Italienzügen des jetzigen Waldsassener Abtes Daniel gefolgt, der die Einweihung der von ihm errichteten Klosterbasilika unter größten Feierlichkeiten begehen wollte. Es ist anzunehmen, daß diese von befreundeter Seite ausgehende Einladung den Kaiser in das vorher offenbar nie betretene Gebiet gelockt hat, daß dieser Besuch dann auch zur Regelung der zwischen Österreich und Böhmen strittigen Grenzfragen benutzt wurde. Bei diesem Aufenthalt in Eger mag Friedrich die Bedeutung des Platzes erkannt, die Erbauung der Pfalz beschlossen und angeordnet haben[1]). Bei seinem zweiten Aufenthalt in Eger begegnet denn auch tatsächlich — zum erstenmal — der Ausdruck „castrum imperatoris"[2]). Und in einer während dieses gleichen Kaiseraufenthaltes zu Eger ausgefertigten Urkunde[3]) treten gleich drei Egrische Ministerialen auf, ein Zeichen, daß nun Eger ein stark belegter Platz, eben eine kaiserliche Pfalz ist[4]). Der Sifridus, praepositus de Egere, der in diesen Jahren (1181, 1187)[5]) als Zeuge urkundlich auftritt, kann nur als Propst der neuerrichteten Kapelle angesehen werden, wohl noch nicht des fertigen Baus, wohl aber des für diese zu bildenden Klerikerkörpers.

Im Moment des Aufbaus der Egerer Kaiserpfalz schien nun allerdings deren innerpolitische Motivierung — Sprengen des Machtbereichs des Löwen — zunächst gegenstandslos geworden zu sein; der Prozeß gegen den Welfen (1179: Ächtung, 1180: Kriegszüge Friedrichs gegen Heinrich, 1181: Unterwerfung Heinrichs zu Erfurt und Verbannung, vorerst auf drei Jahre) schien die von ihm drohende Gefahr beschworen zu haben. Dies ist aber nur der momentane Aspekt. Nach Friedrichs Tod sollte Eger gerade wieder in diesem staufisch-welfischen Gegensatz wichtig werden. Vorerst allerdings blieb der Pfalz nur die Funktion: Beobachtungsposten auf die böhmischen und auf die mit den böhmischen kriegerisch verknüpften österreichischen Verhältnisse zu sein. Eben diese Funktion mußte aber sofort wieder in den Mittelpunkt der Reichsinteressen rücken, sobald die Reichspolitik in den Strudel der staufisch-welfischen Gegensätze zurückgerissen wurde, in denen ja gerade die „Ostkoalition"[6]) eine ausschlaggebende Rolle spielte. Barbarossa hatte dieser neu sich bildenden Machtsphäre im Osten in seinem Pfalzenbau vorausschauend Rechnung getragen.

Weihnachten 1188 verbringt Barbarossa auf der Egerpfalz[7]). Ende 1189 — Barbarossa war im Frühling dieses Jahres von Regensburg aus zum Kreuzzug aufgebrochen — treffen wir den Reichsverweser Heinrich, Friedrichs fähigsten Sohn, zur Weihnachtsfeier in Eger. Die Pfalz

Friedrich Eger nicht, obwohl die Route von Merseburg über Erfurt nach Regensburg (vgl. Simonsfeld a. a. O. S. 99—100) die Möglichkeit hiezu geboten hätte, und sicher auch die Veranlassung, falls Friedrich damals schon besondere Interessen für die Burg verspürt hätte. (Antipathien gegen Adela, von der Friedrich sich dann 1153 scheiden ließ, dürften wohl kaum Beweggrund zu dieser Nichtberührung Egers gewesen sein, da Adelas Name ja keineswegs so eng mit Eger verknüpft war, wie die Volkstradition dies annimmt, und überhaupt: da politische Beweggründe alle persönlichen Momente sicher zurückgedrängt hätten, wie ja in viel stärkerem Maße bei der Eheschließung. Politische Beweggründe wiesen eben damals noch nicht auf Burg Eger.)

[1]) Gradl, G. E. S. 67 motiviert umgekehrt den Besuch Waldsassens mit dem Tag zu Eger.

[2]) 1183 Ende Mai (Arnoldi Chronic. Slavorum lib. III. p. 80 in Pertz, SS. rer. Germ., Hannover 1868, zit. bei Gradl, M. E. Nr. 96): „Accepta igitur pontificali investitura apud Egere, castrum imperatoris, dominus . ."

[3]) 1183 Ende Mai (Gradl, M. E. Nr. 95).

[4]) Diese Datierung ergibt dann, falls man an Vollendung mindestens des Palasbaues zu diesem Termin glaubt, vier Jahre als Aufbauzeit. Die Kapelle war damals sicher erst begonnen.

[5]) Stumpf 4479, Gradl, M. E. Nr. 101. Stumpf 4317. Vergl. hierzu des Verf.: Geschichte usw. S. 28 f.

[6]) Emil Franzel: König Heinrich VII. von Hohenstaufen (Studien zur Geschichte des „Staates" in Deutschland), Prag 1928, S. 121 ff.

[7]) Vgl. Chron. reg. Colon. ed. G. Waitz, Scr. rer. Germ., Hannoverae 1880, S. 141. (In des Verf. „Geschichte usw." S. 31. Druckfehler: 1182 statt 1188.)

scheint also reichsunmittelbar geblieben zu sein. Der Reichsverweser dürfte sich von hier aus über die Verhältnisse in Böhmen orientiert haben, wo wieder Thronwirren die Aufmerksamkeit des Reichs beanspruchten.

Přemysl Ottokars zwiespältige Politik gegenüber den Staufern läßt Eger stärker hervortreten. Bischof Heinrich Břetislaw, der für Přemysl Ottokar gebürgt hatte, muß hier [1]) Einlager halten. Weihnachten 1192 treffen wir Heinrich VI. wieder auf der Pfalz [2]). Und jetzt wird die Wichtigkeit Egers als östliche Schlüsselstellung der Reichspolitik überhaupt deutlich. Im Nordwesten des Reiches gärte damals eine Aufstandsbewegung gegen den Kaiser. Sie zielte gegen die Stauferpolitik: Heinrichs Pläne, über Sizilien eine Universalmonarchie aufzurichten, verstimmten den anderweitig verpflichteten (nach England tendierenden) Nordwesten. Die Welfengefahr drohte wieder aufzubrechen. Von Süden her sucht der Kaiser die drohende Nordostfront, zu der sich die Aufstandsbewegung vom Nordwesten über Thüringen, Meißen, Böhmen (!) entwickelt hatte, aufzurollen: er entsetzt den Vertragsbrüchigen, mit den Welfen konspirierenden Ottokar der Herrschaft, belehnt mit dieser den an seinem Hofe weilenden Bischof Heinrich Břetislaw. Der Bischof-Herzog hält ihm die Treue. Er fällt in das Gebiet des Landfriedensbrechers Albrecht von Meißen ein (1194) [3]), sichert den Osten für den Kaiser. Heinrichs Anwesenheit in Eger auch im Jahre 1194 [4]) ist also wieder durch die politische Lage bedingt. Eger ist wichtiger Aktionspunkt für die Sicherung des Staufischen Reichs.

Für den inneren Ausbau der Egerpfalz mögen die häufigen Besuche Heinrichs VI. von besonderer Bedeutung gewesen sein. Barbarossa war — soweit es sich aus Quellen belegen läßt — dreimal, zum letztenmal 1188, in Eger gewesen. Heinrich feiert fast alljährlich das Weihnachtsfest auf der neuen Pfalz. Die Ausschmückung des Palas, der Weiterbau der Kapelle mag durch ihn gefördert worden sein. Das unter ihm, unter dem Aufblühen des universalen deutschen Kaisertums stolz sich reckende Selbstbewußtsein der Nation errichtete sich in dieser prächtigen Pfalz sein Denkmal.

1197 war der junge Kaiser plötzlich gestorben. Im gleichen Jahre (kurz vorher) verschied zu Eger der böhmische Bischof-Herzog Heinrich Břetislaw, in dessen Person Kirche und Herrschaft Böhmens gleichsinnig ans Reich gebunden waren: schwer krank hatte er sich — um ungestört von den durch den vertriebenen Ottokar ins Land getragenen Wirren sterben zu können — in das sichere Eger überführen lassen, wo er am 15. Juni 1197 starb.

Der Tod Heinrichs VI. ließ den durch die Gewaltpolitik des Kaisers zusammengezwungenen Zwiespalt im Reich katastrophal aufbrechen. Nord und Süd brechen auseinander, zwei Könige stehen sich gegenüber: der Staufer Philipp von Schwaben, jüngster Sohn Barbarossas, und der Welfe Otto IV., Sohn Heinrichs des Löwen (1198).

Von der Perspektive Egers aus gesehen wird wieder die Stellungnahme Böhmens wichtig. Ottokar trat für die Wahl des Staufers ein, wohl weil er von ihm — eher als von dem „päpstlichen“ Welfen — die Wahrung der antikurialen Interessen erhoffen konnte. Von Philipp erhielt er denn

---

[1]) A. Bachmann a. a. O. I. S. 376, Anm. 3.

[2]) Chron. reg. Colon. a. a. O. S. 155.

[3]) A. Bachmann a. a. O. I., S. 378 f. B. Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens, München und Leipzig 1912 S. 288.

[4]) Theodor Toeche: Kaiser Heinrich VI. (Jahrbücher der deutschen Geschichte), Leipzig 1867, S. 245.

auch (1198) die Königskrone. Auf dem Tag zu Eger (1200, Februar) [1]) scheint er mit Philipp noch freundschaftliche Besprechungen gehabt zu haben [2]). Das Verhältnis muß sich aber bald getrübt haben. Ottos IV. Macht wuchs. Auch Ottokars Abfall drohte (1202). Im Jahre 1203 finden wir Philipp denn auch zweimal auf der Egerpfalz [3]). Vergebens: Ottokar durch päpstliche Versprechungen und Drohungen getrieben, durch politische Konjunktur verlockt, geht zu Otto IV. über (und mit ihm der Ungarnkönig).

Der Welfe verfügt nun über einen zusammenhängenden Block von Köln über Sachsen, Thüringen, Böhmen bis Ungarn. Der Keil der Staufermacht ist umlagert, der Magnetpol Eger ist taub. Ottos Macht steht im Zenith.

Aber bald wendet sich das Glück in Politik und Schlachten [4]) wieder dem Staufer zu. 1204 ist Philipp Herr über Deutschland. Im Frühling des Jahres 1206 ist er wieder auf der Egerpfalz [5]). Um ihn sind die Fürsten des Ostens, auch Ottokar [6]). Wieder stauen sich hier an der süd-östlichen Kopfstellung der Staufermacht die Energien: in Eger wird der Zug gegen das Zentrum, jetzt den letzten Stützpunkt der Nordwestmacht, beschlossen, gegen das Kölnische Gebiet. Da fällt Philipp dem Mörderdolch zum Opfer (1208). Unter Ottos Alleinherrschaft fällt Eger keine wesentliche Rolle zu. Erst unter dem Gegenkönigtum Friedrichs II. wird es wieder wichtig. Dieser junge König versichert sich zuerst des Ostens. Im Juli 1213 hält er zu Eger die große Fürstenversammlung, auf der er die bedeutsamen Goldbullen mit den Zugeständnissen an den Papst unterzeichnet: dem Kirchenstaat wird der (sehr erweiterte) Bestand und dessen Schutz durch das Reich garantiert, dem Spolien- und dem Regalienrecht, aller Einwirkung auf die kirchlichen Wahlen im Reich wird entsagt, die Appellation nach Rom wird zugestanden, der Kirche wird volle Freiheit in der Ketzerverfolgung gewährt [7]). Die zweite dieser Urkunden ist „data in capella in castro Egre“. Dies ist die erste urkundliche Erwähnung einer Kapelle [8]) auf der Egerpfalz. Ob man sie schon auf die vollendete Doppelkapelle beziehen darf, ist fraglich. Unter Heinrich VI. mag der Palas ausgebaut worden sein. Unter Philipp war weder Sinn noch Geld für Bauen vorhanden. Otto IV. (der Welfe!) weilte, soweit die Quellen reden, nie auf Burg Eger. Erst unter Friedrich II., der häufig in Eger Hof hält, mag die Kapelle, die er im Jahre 1213 wohl erst nur im Untergeschoß fertig vorgefunden hatte, ausgebaut worden sein [9]).

Die Erringung des Gesamtreiches füllt Friedrichs nächste Jahre aus. Die Entwicklung der Dinge arbeitet für ihn. Während die welfisch-englische Macht zum Entscheidungsschlag gegen

---

[1]) Gradl M. E. Nr. 114, BFW (= Boehmer-Ficker-Winkelmann, Regesta imperii V, Innsbruck 1881—1901) 39.

[2]) E. Winkelmann: Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig (Jahrbücher der deutschen Geschichte), Leipzig 1878 I. S. 174, Anm. 2.

[3]) Gradl: M. E. Nr. 119 CBFW. 74. (1203, Febr. 21) und Nr. 120 CBFW. 78 (1203, April 23). Eine von Ottokar unter dem gleichen Datum zu Prag ausgestellte Urkunde (Gradl: M. E. Nr. 121: 1203, April 24) macht wahrscheinlich, daß Ottokar zumindest bei der zweiten Anwesenheit Philipps in Eger schon nicht mehr bei Hof erschienen ist.

[4]) Philipp bekämpft den charakterlosen Thüringer, zuerst unglücklich, dann mit Erfolg. Ottokar zieht dem bedrängten Bundesgenossen über Eger (? A. Bachmann a. a. O. I. S. 439) zu Hilfe, muß fliehen, anscheinend wieder über Eger (vgl. Winkelmann a. a. O. S. 328, Anm. 1).

[5]) Gradl, M. E. Nr. 123 CBFW. 132: 1206, Mai 20: der König nimmt alle Güter des Deutschherrnordens in seinen Schutz und erlaubt ihnen, reichslehnbare Güter zu erwerben.

[6]) Bachmann a. a. O. I. S. 441.

[7]) Mon. Germ. Const. II. 57ff., Nr. 46/47 und 48/49. Regesten bei Gradl, M. E., Nr. 127 und 128. Vgl. BFW. 705/09.

[8]) Über die allgemeine auch amtliche Bedeutung der Kapelle vgl. H. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre 2 I. (Leipzig 1912), 406ff. Die mit dem König wandernde „Hofkapelle“ fand damals in Eger schon den Raum für ihren Dienst vor.

[9]) Entscheidendes hierüber muß die bauhistorische Untersuchung ergeben (s. u. S. 85 ff.).

Frankreich ausholt, weilt er in Eger, sammelt den Heerbann des Gebietes, ordnet lokale Angelegenheiten [1]). Der in der Schlacht bei Bouvines siegreiche Franzosenkönig sendet ihm die erbeuteten Adlerzeichen des vernichteten Otto IV. Friedrich darf die Früchte des Franzosensieges pflücken: er gewinnt den Niederrhein, auch Köln fällt ihm endlich zu. Otto flieht nach Braunschweig. Im Jahre 1215 kann Friedrich ruhige Winterwochen auf der Egerpfalz verbringen [2]), die nun wohl schon ganz dem Geschmacke des an Siziliens Kunstschätzen herangebildeten Geistes entspricht. Des Ottokarschen Böhmens war er sicher. Er ist Gesamtherrscher im Reich. Nach der großen Fürstenversammlung zu Nürnberg (Oktober 1219) scheint er sich noch einmal nach Eger begeben zu haben [3]). Im folgenden Sommer verläßt er Deutschland. Er will die Hausmacht im Süden stärken, Sizilien dem Reiche endgültig verbinden als Grundlage universaler Pläne.

Für die Egerer Perspektive verliert sich nun die große und sehr komplizierte Gestalt dieses Herrschers. An seine Stelle tritt sein Sohn Heinrich, als deutscher König Heinrich VII. Wir treffen ihn zu verschiedenen Malen auf der Egerpfalz. Verwicklungen im Osten mögen eine Sondierung der Lage aus der Nähe (Eger) ratsam haben erscheinen lassen [4]). Auch im Jahre 1234 erscheint er in Eger. Die Sorge für „seine Stadt Eger" bekundet die positive Seite seiner (die Städte fördernden) Politik [5]). Aber sein Ankämpfen gegen die vom Vater unterstützte Fürstenpolitik stürzt ihn ins Verderben (1235). Noch einmal rückt Eger in den Mittelpunkt der Reichspolitik. Gegen den vom Papst gebannten Friedrich II. hatte sich ein mächtiger Ostblock gebildet: der Thüringer Landgraf Heinrich, die Brandenburger Markgrafen, der von Meißen, Otto von Bayern und Wenzel, der Böhmenkönig. Friedrich begegnet diesen Konspirationen mit der Ausschreibung eines Reichstages. Er legt ihn an die gefährdetste Stelle im Reich, in den Südosten, der von dem gegen den Kaiser hetzenden Albert von Behaim, dem ehemaligen Passauer Kanoniker, für den Papst bearbeitet wurde: Eger wird zum Tagungsort bestimmt (1. Juni 1239). Statt des Kaisers präsidiert der junge König Konrad (nach Heinrichs Sturz) [6]). Der Thüringer und der Meißner treten wieder zum Kaiser über. Wenzel von Böhmen und Otto von Bayern lagern mit Truppenmacht (4000 Mann) in Elbogen, der Burg nahe von Eger, ziehen, als die zwischen den Orten hin und her gehenden Verhandlungen scheitern, drohend ab [7]). Der in Eger gegen die „Ostkoalition" [8]) vorstoßende Keil (s. o. S. 15) hat die Mächte gespalten.

Die Wichtigkeit des Platzes Eger erhellt jetzt auch aus der Tätigkeit des dort sitzenden Landrichters. Als Verwalter der Burg und aller mit ihr verbundenen Gerechtsame tritt seit 1215 [9]) der „iudex provincialis" urkundlich auf, ein Ministeriale, der mit der Stellvertretung des Königs betraut ist. Als erster begegnet Heinrich von Liebenstein, also ein Ministeriale aus dem Eger-

---

[1]) Juni 1214, s. BFW. 732/35, Gradl, M. E. Nr. 131, 132, 133.

[2]) BFW. 840, Gradl, M. E. Nr. 136 (Dez. 22).

[3]) BFW. 1071, Gradl, M. E. 151 (1219, Nov. 18) und BFW. 1072, Gradl, M. E. 152 (1219, Nov. 20). Vgl. hierzu Ad. Kutschera: Die Hohenstaufen und das Egerland, Elbogen 1910, S. 21, Anm. 14.

[4]) Vgl. die Urkunden BFW. 4235—38, Gradl, M. E. 182 und 183 (1232, Juni 29 und Juli 1). Vgl. hierzu des Verf.: Geschichte usw. S. 28 f.

[5]) BFW. 4338, Gradl: M. E. 185 (1234, Juli 11).

[6]) Gradl, M. E. Nr. 192, BFW. 4401/2.

[7]) A. Bachmann a. a. O. I. S. 512, Bretholz a. a. O. S. 409.

[8]) Franzel a. a. O. S. 175.

[9]) Gradl, M. E. No. 134. BFW 775.

länder Gebiet. Die Zusammensetzung des unter dem Landrichter tagenden „Landgerichtes" erhellt erst aus Verfügungen Rudolfs von Habsburg [1]), von denen aus zurückgeschlossen werden darf. Das Erstarken des städtischen Gemeinwesens auf Kosten der Burgherrlichkeit wird aus dem allmählichen Übergang der Gerichtsbefugnisse vom Landrichter, später vom Burgpfleger, der den Landrichter einsetzt, an die Stadtgerichtsbarkeit deutlich [2]). Zur Hohenstaufenzeit hatte zweifellos noch die Burg das Übergewicht in der Verwaltung des Gerichtes und des ganzen Landes. Die Stadt war „königlich". 1239 wird der zu Eger sitzende Landrichter Ramungus von Kammerstein vom Kaiser ausdrücklich mit der Wahrung seiner Interessen — gemeinsam mit dem auf der Burg Nürnberg sitzenden Ministerialen — betraut [3]).

Mit dem Sinken des Stauferglücks wird der Besitz Egers umstritten. Verfassungsmäßig ist es Reichsland. Die Praxis aber hatte ein staufisches Dominium daraus werden lassen. Wird das Reich es halten können?

Für Konradin waltete dessen Vormund Pfalzgraf Ludwig, Herzog von Bayern, über Eger. Er mußte das Gebiet vor der böhmischen Expansion (unter Wenzel I.) zu schützen suchen. Auch von Norden her wollte man sich damals des gegen Böhmen wichtigen Burggebiets bemächtigen: Markgraf Heinrich von Meißen schließt mit den Vögten von Weida, von Plauen und von Gera ein Schutz- und Trutzbündnis, in dem betreffs einer eventuellen Erwerbung Egers freundschaftliche Einwilligung der Vertragspartner garantiert wird (1254) [4]). Ludwig von Bayern begegnet dieser Gefahr einer Entfremdung Egers vom staufischen Besitz, indem er eben diesen Vögten 1000 Mark Silbers zusichert und ihnen dafür Burg Eger und andere Burgen des Gebiets versetzt, den Vogt von Weida sogar zum Landrichter zu Eger einsetzt. Er bindet also der Vögte eigenes Interesse zugunsten Egers (1254). Stadt und Gebiet Eger bleiben Konradin. 1258 verleiht der letzte Hohenstaufe den Deutschherrnrittern das ihm eigentümlich zustehende Patronat (wohl seit Friedrich II.), gleich darauf sogar den Besitz der Kirche (St. Nikolaus) zu Eger (nach dem Tode ihres jetzigen Inhabers) [5]). Damit hatte der von den Staufern stets geförderte Orden in Eger Fuß gefaßt, gerade zu der Zeit, da Eger diesen Gönnern verloren gehen sollte. Konradin erscheint 1259 [6]) noch in Eger mit großem Gefolge. Es war der letzte Aufenthalt eines Staufers in Eger. 1261 wird die Burg wieder ausgelöst [7]). Konradin wird von der Sorge um seine schwäbischen Hausgüter fortan von Eger ferngehalten, unheilvoll genug für dessen Erhaltung beim staufischen Besitz. Zu Beginn des Jahres 1266 besetzt Ottokar von Böhmen, von König Richard von Cornwallis mit dem Schutz der Reichsgüter rechts vom Rhein betreut, Eger. Das bedeutet für Eger das Ende der ruhmvollen Stauferzeit.

[1]) Wanie a. a. O. S. 306.
[2]) Über die Entwicklung der Stadt Eger s. des Verf.: Geschichte usw. S. 41 f.
[3]) Gradl, M. E. Nr. 194, BFW. 4439 und Gradl, M. E. Nr. 196, BFW. 3306.
[4]) Gradl, M. E. Nr. 226.
[5]) Gradl, M. E. Nr. 232, BFW. 4773: 1258, April bzw. Gradl, M. E. 233, BFW. 4774: 1258, nach Mai
[6]) Gradl, M. E. Nr. 236, BFW. 4776: 1259, Juni 15.
[7]) Gradl, M. E. Nr. 243, BFW. 11889: 1261, Mai 30.

## 3. KÄMPFE UM DIE PFALZ UND DAS EGERLAND UND VERPFÄNDUNG AN BÖHMEN

Mit dem Hinsinken der Staufermacht war die Bedeutung der Egerpfalz als „politischer Ort" erloschen. Die Kraftlinien der Stauferpolitik, die zur Errichtung und Bedeutung dieser Pfalz geführt hatten, waren unter den neutralisierenden Verschiebungen der Mächte und Kräfte, wie die nachfolgende Territorialpolitik sie betrieb, verwischt und zerstückelt worden. Der Platz Eger war jetzt nur noch ein günstig gelegener Ort für Zusammenkünfte zwischen Ost- und Westmächten. Er strahlte keine Energien mehr aus, sondern empfing sie nur von der jeweiligen Konstellation. Selbst die Bedeutung der Burg als Lehensherrschaft des Gebietes war herabgesunken, — die aufblühende Stadt Eger sog viel davon auf.

Auch nach dem Tod Konradins hält Přemysl Ottokar II. Eger besetzt. 1276 wird es ihm von dem siegreichen Rudolf von Habsburg entrissen. 1277 erscheint Eger wieder als Reichsbesitz [1]). Das Landgericht zu Eger wird dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich III., dem eifrigen Parteigänger Rudolfs, unterstellt. Statt der Expansion von Osten (Böhmen) greift nun also eine solche von Westen her nach Eger.

Im Jahre 1285 findet zu Eger die Feier des ersten Beilagers zwischen Rudolfs Tochter Jutta und des gefallenen Ottokars Sohn Wenzel (II.) statt [2]). Die Stadt Eger war damals eben aus der Asche wiedererstanden, nach dem großen Brande von 1270, der fast die ganze Stadt zerstört hatte [3]). Eger bleibt auch weiterhin Verbindungsort zwischen Rudolf und dem jungen Wenzel (glänzende Fürstenversammlung, Ende Februar — Anfang März 1289) [4]).

Nach Rudolfs Tod (1291) erhebt Ludwig der Strenge von Bayern, ehemals Konradins Vormund, als Reichsverweser (Pfalzgraf bei Rhein) Anspruch auf das Egerland. Aber Wenzel II. hält Eger schon besetzt. Die Entscheidung der (befragten!) Bürger fällt zugunsten Wenzels [5]). Die Bedeutung der Stadt hat die der Burg schon überflügelt. Auch nach der Wahl des neuen, von Wenzel begünstigten Königs (Adolf von Nassau) weiß Wenzel den Besitz von Eger sich zu erhalten: durch die Methode der Kindervermählung mit Pfandeinsetzung eben Egers und anderer Gebiete [6]). Auch unter Albrecht von Österreich (als deutschem König) weiß er es sich als Pfand (für geliehene Gelder) zu erhalten [7]). Erst nach des politisch klugen Wenzels Tod (1305) fällt Eger wieder ans Reich [8]).

Unter Johann von Luxemburg, dem Sohne Heinrichs VII., der 1310 zum König von Böhmen gewählt worden war, wird der Egerer Platz noch einmal Entscheidungsort in Fragen des Ostens: die große Fürstenzusammenkunft zu Eger im Jahre 1311 (Ende März, Anfang April) [9]) versinn-

---

[1]) O. Redlich: Rudolf von Habsburg, Innsbruck 1903, S. 288.

[2]) A. Bachmann a. a. O. I. S. 670. Redlich a. a. O. S. 713. Bretholz a. a. O. S. 486f.

[3]) Gradl: M. E. Nr. 276, siehe dort auch Anm., sowie S. 268 und 269 (im Anhang ebendort). Damals wurde die neu errichtete Franziskanerkirche eingeweiht.

[4]) Darf man den Bau der sog. Wenzelsburg, gegenüber der Pfalz am andern Egerufer, schon in dieses Jahr verlegen, vielleicht als Ausdruck dafür ansprechen, daß Wenzel an dem begehrten Platz Eger in eigenen Mauern wohnen wollte? Wahrscheinlicher ist, daß Wenzel erst zur Zeit des faktischen Besitzes von Eger das „Jagdschloß" dort erbauen ließ, vielleicht zur größeren Bequemlichkeit gegenüber der in dieser Beziehung wohl schon nicht mehr genügenden alten Pfalz.

[5]) Gradl: M. E. Nr. 435.

[6]) Gradl: M. E. 442.

[7]) Gradl: M. E. Nr. 497. Vgl. auch die Bemerkungen Gradls in G. E. S. 130.

[8]) Gradl: M. E. Nr. 555.

[9]) Gradl: M. E. Nr. 595, 596, 597, 598, 599, 600.

bildlicht die abermalige Verlagerung des Reichskernes gegen Osten. Aber gerade unter Johann treibt das politische Gefälle Stadt und Land Eger dem böhmischen Raume zu: nach Heinrichs VII. Tod (1313) sichert der eine der Thronkandidaten, Ludwig von Bayern, dem Böhmenkönige für dessen zu leistende Hilfe bei der Thronerringung das Egerland als Pfandstück für die Belohnung zu [1]). Die Verpfändung wird nicht sofort durchgeführt: ein Jahr später holt Ludwig von Bayern gleichsam die Stellungnahme der Egerer Bürger zu einer solchen Verpfändung ein [2]). Verschiedene Zusammenkünfte der beiden Könige zu Eger (im Jahre 1319, dann wieder 1322) als dem Gelenk des gegenseitigen Beziehungssystems mögen hauptsächlich den Verhandlungen über den schwebenden Krieg der Gegenkönige gegolten haben. Erst nach der Entscheidungsschlacht (bei Mühldorf 1322, wo Ludwig der Bayer seinen Gegner Friedrich von Österreich schlägt) wird die Verpfändung verwirklicht. Eger fällt — wie das gleicherweise seit langem hin und her wechselnde Pleißnerland (Altenburg, Zwickau, Chemnitz) — pfandweise an Böhmen. Die spätere Geschichte entschied, welche dieser Gebiete für Böhmen „reif“ waren: nur Eger verbleibt von nun an ständig bei der böhmischen Krone [3]).

Unter Karl IV. wahrt die Egerpfalz nur noch einige Bedeutung als Versammlungsstätte bei Fürstenzusammenkünften [4]). Des Kaisers Politik, auf Ländererwerbung im Westen (Oberpfalz) gerichtet, läßt Eger zu einem Binnenplatz werden, das Befestigungswerk verliert an Bedeutung. Auch als Verwaltungszentrum schrumpft die Pfalz immer mehr ein. Die Stadt Eger schickt sich an, besonders seit der Zeit des auf die Hilfe der Stadt angewiesenen Wenzel IV., die Burg ihrem Herrschaftsgebiet und ihrer Einflußsphäre einzuverleiben. Die Entwicklung treibt dahin, daß der vom König gegen eine Pachtsumme eingesetzte „Pfleger“, der Nachfolger des ehemaligen staufischen „Landrichters“, nur mehr den Schatten ehemaliger Befugnisse wahrt. „Er war Verwalter der zur Burg gehörigen Güter, saß dem Landgericht vor und hatte neben der Lehensverwaltung die Ziviljurisdiktion über die Adeligen im Lande und die Burguntertanen [5]).“ 1536 geht denn auch die dem Pfleger bis dahin noch vorbehaltene Halsgerichtsbarkeit an die Stadt über [6]).

In den Hussitenkriegen spielt der Platz Eger noch einmal eine gewisse Rolle: von hier aus brechen die Truppen der vereinigten Reichsfürsten „gegen die Ketzer“ vor (1421, 1422, 1429). Hier werden dann die Verhandlungen zwischen Rom und Prag geführt (1430, 1431). 1437 beherbergt die Pfalz zum letztenmal einen deutschen Kaiser (Sigismund) anläßlich des Egerer Reichstages. Von da ab sinkt die Burg zum Pachtobjekt der verschiedenen Pfleger herab, unter denen des öftern die Stadt Eger auftritt. Während die Stadt ihrer kulturellen Blütezeit entgegengeht, — Renaissancekultur strahlt hier in hellstem Lichte auf — verwahrlost die Burg („des finsteren

---

[1]) Gradl: M. E. Nr. 628 und Nr. 631, die eine Urkunde vor der Wahl, die andere nach erfolgter Wahl ausgestellt.

[2]) So deutet Gradl die Mitteilung der Verpfändung an die Egerer Bürger: Gradl: G. E. S. 147, 155 und Gradl: M. E. Nr. 635.

[3]) Zunächst — entsprechend dem mehr oder weniger guten Verhältnis zwischen Ludwig und Johann — noch schwebend, seit Karls IV. Regierungsantritt (1346) fest.

[4]) 1374: Fürstenversammlung Karls IV.
1389: Reichstag Wenzels IV., auf dem der zu Lasten der Städte laufende „Egerer Landfriede“ geschlossen wurde.
1397: Wenzels IV. Zusammenkunft mit dem Meißener Landgrafen.
1416: Zusammenkunft betreffs Vergleichs zwischen Wenzel IV. und Sigismund. Als Bevollmächtige erschienen Erzbischof Johann II. von Mainz und Erzbischof Konrad von Prag (Gradl: G. E.S. 332).

[5]) Franz Kürschner: Eger und Böhmen (Die Staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer histor. Entwicklung), Wien 1870, S. 40, Anm. 1.

[6]) Wanje a. a. O. S. 310.

Mittelalters"). Die Verpachtung auf Zeit — die erbliche wurde nicht gewährt [1]) — lohnt den Pflegern die nachhaltige Sorge für den Bestand nicht. Zu Wallensteins Zeiten befand sich die Burg wieder in der Obhut der Stadt. Am 25. Februar 1634 bezieht Wallenstein, von Pilsen kommend, Quartier in Eger, nicht oben auf der Burg, die wohl schon kein würdiges Quartier mehr zu bieten vermag, sondern unten in der Stadt in einem Patrizierhaus. Auf der Burg, in dem kleinen an den Palas angebauten Haus, tafeln abends seine Offiziere als Gäste des Kommandanten Gordon. Dort werden sie niedergemetzelt [2]). Und die Schergen ziehen hinunter, vollenden ihr Werk: ermorden den Friedländer. 1644 wird wieder ein Burggraf bestellt. Bei der Neubefestigung Egers nach dem 30jährigen Kriege wird die Burg nachdrücklich in die Gesamtbefestigung miteinbezogen. Es sind nun nicht mehr Sicherheitsbedenken, welche die Stadt gegen die fremde Burggrafschaft sich stellen lassen, sondern nur noch finanzielle: die Stadt muß Beiträge zum Gehalt des Burggrafen leisten. Ihren Reklamationen wird endlich willfahren: im Jahre 1773 wird die Burggrafschaft aufgehoben, ihre Agenda wird dem Saazer Kreisamt Ellbogener Anteils zugeteilt. Im Jahre 1895 geht die Burgruine in den Besitz der Stadt Eger über.

[1]) Das dahingehende Gesuch des Freiherrn Phil. Emerich von Metternich, Pflegers der Burg von 1652—1698 oder 99 wird abgeschlagen.

[2]) Die Stätte der Ermordung, des sog. „Kuchelhaus" (nicht der große Bankettsaal im Palas) 1932 in seinen Fundamenten wieder aufgedeckt. Vgl. u. S. 51).

# II. BESCHREIBUNG DER BAUTEN

## 1. DIE ERHALTENEN DENKMÄLER

### a. Gesamtsituation

Burg Eger liegt am Auslauf einer Senke, die zwischen Vorbergen des Erzgebirges, des Fichtelgebirges und des Böhmerwalds ostwärts in die böhmische Landschaft mündet. Der in seiner Hauptrichtung nach Nordwesten suchende Flußlauf der Eger beschreibt hier zahlreiche Krümmungen. In einer derselben, auf mäßig hohem felsigen Hügel — unweit der Stelle, wo die alte Heer- und Handelsstraße, die von Nürnberg nach Böhmen führt, freies Land gewinnt, — liegt die Burg. Der Hügel läuft von Südwest her an — hier also ist die Angriffseite. Gegen Nordost, Nord und Nordwest, wo der Fluß ihn umspült, fällt er steil ab. Die hier ursprünglich schräger niedergehenden Felsen wurden anläßlich der Neu-Fortifikation im 18. Jahrhundert abgesprengt. Südlich und östlich des Burghügels hat die Stadt Eger sich angesiedelt.

Der Burgbering folgt der Hügelformation. Er verläuft ungefähr in Rechteckform (ca. 98 m lang, 72 m breit). Die Bauten säumen den heute von West nach Ost, ehedem von Süd nach Nord abfallenden Burghof. Unmittelbar über dem Felshang der Nordseite, nach Osten gerückt, geht die Ruine des Palasbaues auf. Südlich ihr vorgestellt, nahe am Osthang des Berings, steht die noch gut erhaltene Doppelkapelle. Die Südseite des Burgbezirks, die Angriffseite also, bewehrt der Bergfried, der sogenannte „Schwarze Turm". Er ist in seinen unteren Partien auf drei Seiten von Kasemattenbauten des 17. Jahrhunderts eingebaut. Neben ihm (östlich) liegt der Burgeingang, zu dem man südher — von der heutigen Stadtseite aus — über eine hölzerne, den Burggraben überquerende Brücke gelangt. Die heute von Gebäuden freie Westseite des Berings ist wallartig überhöht.

Tafel 7

Tafel 10

West- und Nordseite des Berings mag ehedem ein Zwinger, der mit Türmen bewehrt war, umzogen haben. Am Nordwesteck der Burganlage stand bis 1828 der sogenannte „Felsenturm". Am Nordhang, ungefähr in der Mitte seines Verlaufs, steht noch heute der sogenannte „Mühlturm". Von der Flußseite her bietet die Pfalzanlage in ihrem derzeitigen Bestand noch immer einen imposanten Eindruck. Die Palasruine geht über steilen Felsenhängen machtvoll empor. Die daran westlich anschließenden Fundamente der ehemaligen Ringmauer behalten trotz ihrer neuzeitlichen Ummantelung mit Ziegelmauerwerk dank der natürlichen Situation noch etwas Eindrucksvolles. Anders der Anblick im Süden. Die geduckten Fortifikationsbauten des 17. bzw. 18. Jahrhunderts in ihrem stumpfen Ziegelmauerwerk veröden das ursprünglich auch hier imposante Bild der Burganlage. Der Bergfried stößt nicht mehr aus der Erde heraus, seine Wucht ist gehemmt durch die seinen Anlauf verdeckenden Kasemattenbauten. Im Innern des Berings tat die Ausschmückung des Burghofs mit kleinlich abgezirkelten Gartenanlagen ein übriges, um den

Tafel 8

Tafel 11

monumentalen Charakter der mittelalterlichen Anlage peinlich zu verniedlichen. Weder Bau noch Ruine vermochten in solcher Rahmung die eigene Sprache zu sprechen [1]).

Von den hochaufgeschütteten Wällen der Westseite aus überblickt man die landschaftliche Situation: nordwärts der Flußlauf der Eger bis in die Waldberge des oberen Egerlandes hinein, südwärts die böhmische Landschaft. Hier kann man sich die strategische Bedeutung der Egerburg vergegenwärtigen: weit vorgeschobene Deckung eines hier ausmündenden wichtigen Gebirgspasses, eines Ausfallstors des Reichs gegen Osten. Eger war Grenzburg gegen Böhmen. Die Neu-Fortifikation nach dem 30jährigen Krieg suchte der durch die historische Entwicklung ins Gegenteil gewandelten strategischen Lage Rechnung zu tragen: Eger als Grenzfestung des — österreichischen — Böhmens gegen Nord und West.

Die moderne Entwicklung hat den Hügel jeder strategischen Bedeutung beraubt. Mit der Aufhebung der „Festung" Eger, in welche die Neufortifikation die Burg mit einbezogen hatte, war der alten Kaiserburg nur mehr Denkmalscharakter verblieben. Die Fortifikationsbauten des 17. bzw. 18. Jahrhunderts können bauhistorisch kein tieferes Interesse beanspruchen. Sie folgen der damals üblichen, von Italien befruchteten Festungsbauweise, ohne neue Momente beizusteuern [2]). Diese Befestigungsarbeiten liefen parallel denen in Prag (Hradschin, Kleinseite und Neustadt). Die baugeschichtliche Untersuchung hat sich vornehmlich auf die mittelalterlichen Bauten zu erstrecken, die noch heute den Kern der Anlage ausmachen.

### b. „Schwarzer Turm" (Tafel 10—13 u. 43)

Als ältestes Bauwerk auf der Burg Eger gilt der sogenannte „Schwarze Turm", der den Burgzugang bewacht. Er verdankt seine Bezeichnung dem Material, in dem er errichtet ist: einem tiefdunklen Basaltlavagestein [3]), das von einem alten Eruptionskegel, dem Kammerbühl, dreiviertel Wegstunden von Burg Eger entfernt, herstammt. Diese Basaltlava übertrifft an Härte und Wetterbeständigkeit sogar Granit und Gneis. Entsprechend schwierig gestaltet sich Abbruch und Bearbeitung. Die Wahl dieses an Bauten nur selten anzutreffenden Gesteins läßt auf einen besonders eigenwilligen Bauherrn schließen.

Der Turm ist in seinen unteren Partien auf drei Seiten eingebaut von späteren Kasemattenbauten. Nur die innere, dem Burghof zugewandte Seite steht frei. Auffallend ist die Situierung seiner Grundfläche: sie steht diagonal zur Fluchtlinie der Kasemattenbauten und des ihnen vorlagernden Grabens. Das Diagonalenkreuz entspricht nur ungefähr dem Kreuz der Himmelsrichtungen.

Der in seiner Grundfläche annähernd quadratische Turm geht über einem niedereren, schräg ansteigenden Sockel, dessen unregelmäßige Blöcke wahrscheinlich aus dem Grundfelsen herausgeschichtet sind, in prachtvoller Basaltquaderfügung auf. Die Blöcke sind in einer selten anzutreffenden, bei so schwer zu bearbeitendem Gestein doppelt erstaunlichen Sorgfalt zu Buckel-

[1]) Die Einrichtung von Szene und an der Westböschung ansteigenden Zuschauer-Sitzreihen für Wallensteinfestspiele (1934) fügt sich leidlich ins Ganze.

[2]) Über genaue Datierung dieser Bauten, sowie über Baumeister und Ingenieure siehe unten S. 104 ff. Dort auch Bemerkungen über die bauwirtschaftliche Praxis.

[3]) „Eine im frischen Bruche nur graue basaltige Schlacke . . ." Otto Piper, Österr. Burgen S. 45.

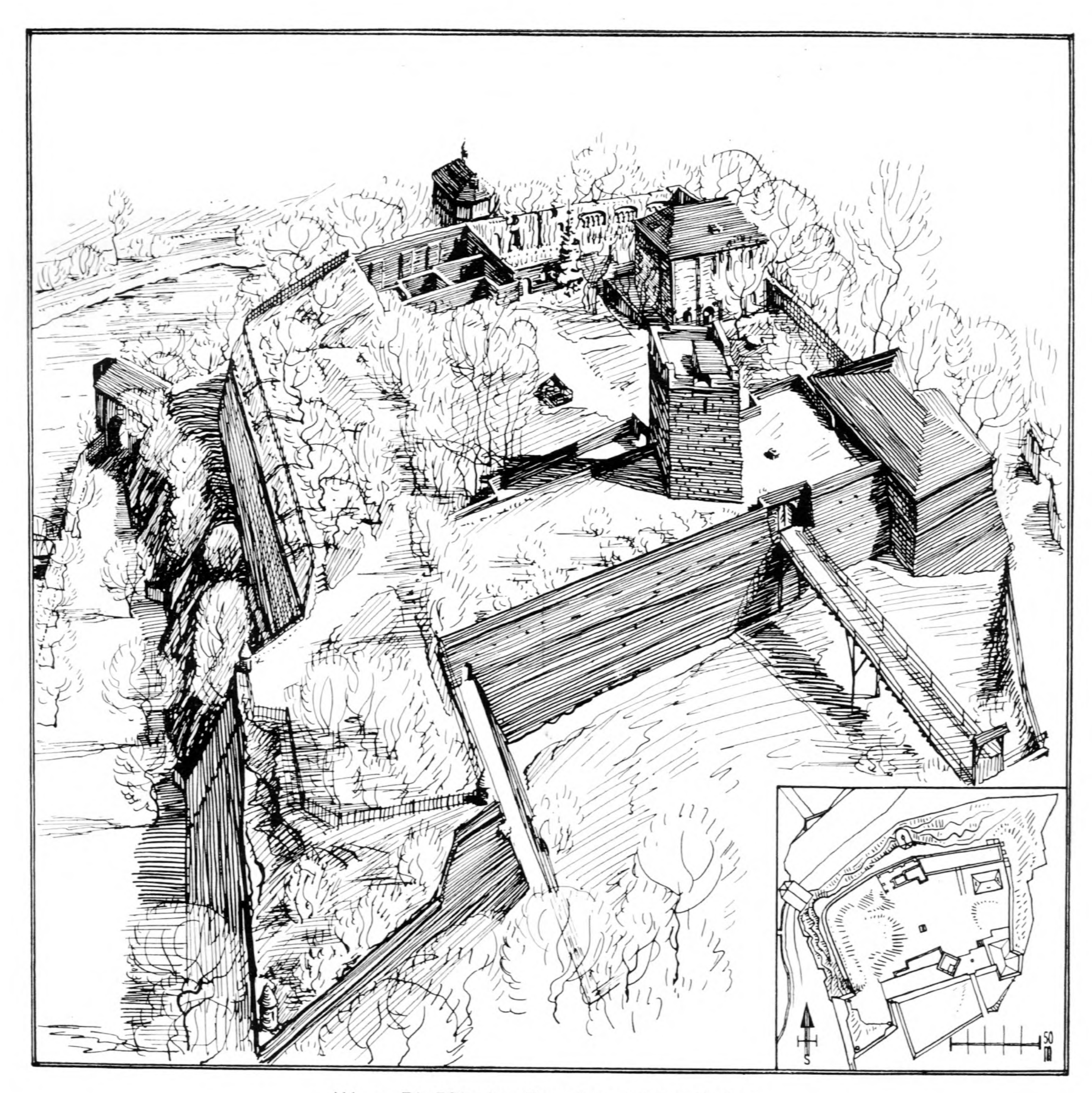


Abb. 2. Die Pfalzruine (Zustand 1933) (gegen Nordost)

quadern zugerichtet (Maße bis zu 1,30: 0,75: 0,60 m. Durchschschnittliche Größe 0,90 : 0,50 : 0,50 m). Lager- und Stoßfugen, jene unten nicht streng durchlaufend, sind bei ganz geringer Mörtelbettung aufs Genaueste verpaßt. Die Bossierung der einzelnen Quader ragt nicht bei allen gleichmäßig über den meist sehr scharf gearbeiteten Randschlag hinaus vor [1]). Die Größenverhältnisse des Turms sind die im hochmittelalterlichen Burgenbau üblichen. (Seitenlängen: 8,90 : 9,20 m bei 3,10 m Mauerstärke, zwischen dem Quaderwerk der Außen- und Innenflächen muß Füllmauerwerk angenommen werden). Das Quadermauerwerk reicht bis 18,5 m Höhe (über den Sockel) in 43 Quaderschichten. Darüber geht (ca 2 m hoch) Bruchsteinmauerwerk, dann Ziegelmauerwerk auf. In Ziegelmauerwerk ist auch der den Turm abschließende Altan errichtet. Man erkennt darin einen späteren Aufbau.

Ursprünglich führte — wie üblich — kein Zugang von unten in den Turm. Heute betritt man sein Inneres durch einen Eingang, der aus der dem Turm östlich angebauten Einfahrtshalle durch das mächtige Mauerwerk gebrochen ist. (Der Durchbruch ist mit Ziegelmauerwerk ausgefüttert.) Die inneren Mauerflächen gehen bis zur Höhe von 9 m über dem Boden wieder in sorgfältig bearbeitetem Quaderwerk auf, meist Buckelquader. Darüber springen die Mauern zweimal (zuerst 30, dann 40 cm) zurück. In Höhe des oberen Rücksprungs liegt an der Nordostseite die Sohle des ursprünglichen Eingangstörleins. Es durchbricht rundbogig das mächtige Mauerwerk (Maße außen 0,70 : 1,90 m). Vor der Portalschwelle ragt keinerlei Podeststein nach außen vor. Auch Ansätze sind nicht zu sehen. Der Eingang war — wie im Bergfriedbau üblich — nur auf Leitern zugänglich.

Im Turminnern finden sich nirgends Spuren von Gewölbeansätzen. Über dem zweiten Mauerrücksprung darf also eine Balkendecke als ursprüngliche Geschoßteilung angenommen werden, die ein 9 m hohes Erdgeschoß vom Obergeschoß trennte. Das Erdgeschoß (offenbar später zeitweise durch eine Zwischendecke in zwei Geschosse geteilt, — Piper, Österr. Burgen, II, S. 45) ist kärglich belichtet durch einen nach Westen ausgehenden kleinen rundbogig überwölbten Lichtschlitz, der sich nach innen erweitert. Auch das zweite Geschoß, das ursprüngliche Eingangsgeschoß, hatte nach Westen eine schmale Lichtöffnung, (etwas höher als die im Untergeschoß, Maße 0,15 : 0,94 m), deren Scheitel wenig über dem Scheitel der Eingangsöffnung liegt. In etwa 5 m Höhe über dieser Geschoßteilung schloß wieder eine Decke ab. Ihre Balken lagen nicht auf einem Mauerabsatz auf, sondern waren in heute noch sichtbaren Mauerlöchern eingelassen. Das darüber liegende Geschoß reichte vermutlich bis zu dem kleinen Mauerrücksprung, der ebenso hoch über der Einsteigöffnung liegt, wie diese über dem Erdboden. Statt der früher vermutlich hier befindlichen Balkendecke setzt ein Tonnengewölbe in Ziegelmauerwerk an, über dem eine mit roh gefügten, ungleich hohen Brüstungsmauern bewehrte Plattform liegt.

Der „Schwarze Turm" stellt also den Typ des reinen Wehrturms dar. Als Wohnturm [2]) scheint er nie Verwendung gefunden zu haben (: keine gewölbten Geschoßteilungen, keine Kamine,

---

[1]) Dies legt die Erklärung des sog. „Buckelquaders", also der Herrichtung der Blöcke mit Randschlag unter Belassung der höheren Bossierung an der Außenseite als arbeitsökonomische Übung nahe, im Gegensatz zu einer Erklärung aus künstlerischem oder gar abwehrbedingtem Gesichtspunkt. (Vgl. hierzu Otto Piper: Burgenkunde. München und Leipzig 1905, S. 135.)

[2]) Als Beispiel eines Wohnturms vergleiche man den in der Literatur des öfteren irrtümlicherweise mit dem „Schwarzen Turm" gleichgesetzten, in der äußeren Bauart auch tatsächlich sehr ähnlichen sog. „Heidenturm" in Regensburg (Abb. bei Hager und Aufleger: Die romanischen Bauten Regensburgs. Vgl. unten S. 74 Anm. 3).

sparsamste Lichtzufuhr). Mit Ausnahme des oberen Aufbaus und des modernen hölzernen Treppengerüsts im Innern stellt sich der Turm in seiner ursprünglichen Gestalt dar. Das Mauerwerk zeigt keinerlei Einwirkung der Zeit. Sein trutziger Charakter bestimmt noch den heutigen Eindruck der Pfalz. Angesichts dieses stämmigen Riesen versteht man, daß Legendenbildung seit je sich um ihn rankt.

### c. Palas (Tafel 8, 13—17, 44—49)

Der Palas (Abmessungen ca. 47,5 bzw. 46 : 12,8 m) ist nur mehr in seinen vier Grundmauern, fast ringsum in Höhe des Hauptgeschosses, erhalten. Nur die Südmauer ist teilweise bis zur Erdgeschoßhöhe zerstört. Heute fällt der Nordhang des Burghügels unmittelbar an der Palasnordmauer steil ab. Ehemals — bis zur Neufortifikation des 17. und 18. Jahrhunderts, welche die schräg aufgehenden Felsen absprengte, — war zu Füßen dieser Nordmauer noch Raum für einen schmalen Zwinger. Heute führt hier nur ein schmaler Fußpfad an den Palasfundamenten entlang aufwärts zum sog. „Mühlturm". Der Palas nimmt die östliche Hälfte des nördlichen Burgberings ein. An seine Westmauer schließen sich Fundamente eines etwas sorglos aufgeführten (nicht unterkellerten) Gebäudes an. Diese Fundamente waren durch die Ausgrabungen im Jahre 1911 (s. u. S. 51) festgestellt worden. Jüngst wurden sie durch Abtragung der darüber um 1700 aufgeschütteten Böschung wieder freigelegt.

Gegenüber der sorgfältigen Quaderung des „Schwarzen Turms" fällt die am Palas befolgte Mauerungstechnik stark ab: ziemlich grobes Bruchsteinmauerwerk aus Tonschiefer, in dem die zu ungefähr gleicher Größe ausgewählten Steine in unregelmäßigem Fugenverband übereinandergeschichtet sind. Auszwickung der unregelmäßigen Fugen mit schiefrigem Kleingestein stützt die Lagerung der größeren Blöcke. Nur die Fenster- und Türumrahmungen sind aus sorgfältig bearbeitetem Granit ausgeführt. Die Säulen der Fensterarkaden sind aus hellem Marmor gehauen.

Tafel 44/45

Im Grundriß fällt die schräge Führung der westlichen Abschlußwand auf. (Vergl. die oben gegebenen Abmessungen und Grundriß.) Die Rechteckform ist im Westen verdrückt — die Westwand steht schräg zum Achsenkreuz, sie fluchtet zur Nordwand in spitzem, zur Südwand in stumpfem Winkel. Solche Unregelmäßigkeit ist bei einem kaiserlichen Palasbau, der von Grund aus neu erstellt wird, eine auffallende Erscheinung. Eine Erklärung aus Nachlässigkeiten der Grundausmessungen ist bei derart starken Abweichungen unmöglich. Auch die Terrainbeschaffenheit erlaubt keine Erklärung: der Knick des Nordhangs — gerade hier geht die Westmauer ab — hat keinerlei Einfluß auf die Bodenbeschaffenheit des Hügelplateaus, die — eventuell felsig — den Mauerzug dieser Palaswestwand hätte bestimmen dürfen. Seine Schrägführung muß anders bedingt gewesen sein[1]).

[1]) Eine ähnliche Schrägführung der einen Abschlußwand des Palas begegnet auf Burg Dankwarderode. (Vgl. L. Winter: Die Burg Dankwarderode zu Braunschweig, Braunschweig 1883, Bl. IV und Bl. VI.) Hier geht die südliche (Quer-)Abschlußmauer nach fast rechtwinkligem Ansatz in schräge Richtung — etwas weniger schräg als in Eger — über. Dem Grundriß des Erdgeschosses (a. a. O. Bl. VI) zufolge möchte man annehmen, daß die Mauer dem vor der Kapelle gelegenen, zwischen Palas und herzoglichem Wohnhaus ausgesparten Vorplatz zuliebe in dieser schrägen Richtung gezogen worden sei; diesem Vorplatz wird dadurch die rechtwinklige Begrenzung gesichert. Der Grundriß der aufgedeckten Fundamente (a. a. O. Bl. IV) macht aber wahrscheinlich, daß auch im Fall Dankwarderode ein früher hier stehendes Gebäude oder vielleicht nur dessen Fundamente — die alte Stiftskirche (?) — die Schrägführung

Sollte der Palas an ein hier schon stehendes größeres Gebäude angebaut worden sein? Dessen Ostwand wäre dann — der Nordhang macht gerade hier einen Knick — senkrecht zur Außenkante verlaufen. Wurde diese vielleicht gleich als Westmauer des Palas verwertet? Die heute den Palas westlich abschließende Mauer steht nicht in unzweideutigem Verband mit Nord- und Südmauer, — nur einige größere Steine binden hier und dort hinüber. Das Steinmaterial ist ein anderes als bei den übrigen Palasmauern: im Gegensatz zu deren leicht rötlichen Färbung spielt es hier ins Grünliche. Die Mauerung macht trotz allgemeiner Übereinstimmung mit dem Mauerwerk der Nord-, Ost- und Südwände (ebenfalls Bruchstein) den Eindruck anderer (späterer) Ausführung: mit Hilfe breiterer Auszwickungen wurden gleichmäßigere Lagen angestrebt. Ähnliches Mauerwerk begegnet am östlichen Teil der Südmauer.

Die Ostwand folgt in geringer Abweichung vom rechten Winkel (bezogen auf Nord- und Südwand) der Hangformation. Nord- und Ostwand gehen über hohen Substruktionen über gewachsenem Felsen auf. Die stützenden Strebepfeiler in Ost und Nordost sind spätere Stützbauten. Hier in Nord und Ost ragt also auch das Erdgeschoß frei hinaus, während es auf der Burghofseite — entsprechend dem von Nord nach Süd ansteigenden Terrain — unter Erdniveau sinkt.

Tafel 15

Ins Innere der Palasruine gelangt man vom Burghof (Süd) aus durch einen abschüssigen, zwischen Futtermauern entlang führenden Gang, der zu einem kleinen Portal im Erdgeschoß führt: hinter rundbogig überwölbtem Mauermantel tritt der Mauerkern zu einem um weniges weiteren Einlaß (innen) auseinander. Dies kleine Portal (Breite: 1,40 m, Scheitelhöhe: 2,30 m) ist der einzige Zugang zum Untergeschoß des Palasbaues. Es ist heute die einzige Durchbrechung dieser Erdgeschoß-Südwand. Auch die Westwand zeigt in Erdgeschoßhöhe keinerlei Durchbrechungen (Anbauten!). Lichtträger für das Erdgeschoß waren nur die kleinen Öffnungen in der Nord- und Ostmauer, die in drei sich gegenseitig durchschichtenden Höhenlagen verschiedene Ursprungszeiten verraten. Dem ursprünglichen (romanischen) Bestand scheinen nur die (größeren) Öffnungen der mittleren Reihe anzugehören, deren Segmentbogenabschluß an die Segmentbogen der Arkaden im Obergeschoß denken läßt. Die Ausfütterung mit Ziegelmauerwerk entstammt der Zeit der Neufortifikation, in der dann auch die fünf kleineren Schießscharten im Ostteil (untere Reihe) und die zwei größeren Öffnungen im Westteil (obere Reihe) durchgebrochen worden sein dürften. Für den romanischen Bau ergäben sich also sechs in gleichen Abständen folgende Lichtöffnungen in der Nordwand, — der doppelte Abstand zwischen dritter und vierter Öffnung läßt auf eine hier ansetzende Quermauer schließen — denen in der Ostwand zwei ganz gleiche (heute vermauert) entsprochen haben. Die sechste (westliche) Öffnung wurde zu einem kleinen Törlein erweitert, das zu dem (als Wohnung des Burgwarts dienenden) „Mühlturm", der hier dem Palas vorgelagert ist, führt. Es wurde — den Angaben des derzeitigen Burgwarts zufolge — erst ca 1920 durchgebrochen. In Höhe von etwa 4 Metern über dem heutigen Erdboden sitzen in unregelmäßigen, durchschnittlich 4 m weiten Abständen kräftige Kragsteine in den Umfassungsmauern. Sie müssen als Balkenträger für die Unter- und Obergeschoß scheidende Decke angesprochen werden. Verwunderlich, daß in geringem Abstand über diesen Kragsteinen die Mau-

der Palasmauer bedingt haben. Die betreffenden Fundamente — und also auch die über ihr errichtete Palas-Südmauer — fluchten genau parallel mit den Längsmauern der dahinter aufgehenden Kapelle, annähernd ost-westlich. Der (spätere) Dom (südlich) korrigiert die Achse zur strengen Ost-West-Richtung.

ern um etwa 25 cm zurückspringen. Dieser ringsum laufende Rücksprung (in Ost- und Westmauer sitzt er um ein weniges (20 cm) höher), sitzt gegenüber den Kragsteinen zu hoch, als daß er der Fußbodenhöhe des ersten Stockwerkes entsprechen könnte, aber auch wieder zu tief, als daß er für ein rings umlaufendes Sitzgesims — (für das er ja auch viel zu schmal wäre) — angesprochen werden könnte. Vielleicht darf man diese Rücksprünge doch als Balkenauflager für die ursprünglich in dieser Höhe sitzende Zwischendecke halten[1]. Ein späterer Umbau[2] hätte diese ursprüngliche Zwischendecke dann, vielleicht um für das oben durch den Dachstuhl festgelegte Hauptgeschoß eine Erhöhung zu gewinnen, mit Hilfe der jetzt erst eingemauerten Kragsteine tiefergelegt.

Die Innenaufteilung des Erdgeschosses läßt sich aus dem heutigen Baubefund kaum erschließen. Der (obenerwähnte) Ausfall eines Fensters an der durchlaufenden Reihe läßt an dieser Stelle eine Quermauer als Hauptunterteilung vermuten. Für die Inneneinteilung des Hauptgeschosses läßt der Baubefund eindeutigere Schlüsse zu. Sie läßt sich aus der Fensterverteilung in der Ost- bzw. Nordwand in ihren Hauptzügen ablesen. Die drei großen Fensterarkaden in der Osthälfte der Nordwand sowie eine kleinere, ein wenig höher gelegene in der Ostwand — der Nordwand nahegerückt — müssen als Lichtspender des großen Saales gedeutet werden. Spuren der westlichen Abschlußwand dieses Saales dürfen in heute schwer wahrnehmbaren Resten eines Maueransatzes links von der westlichen großen Fensterarkade der Nordwand gesehen werden: ein aus der Mauerflucht unmotiviert herausragender Stein und andere Ansatzreste, die heute unter dem dichten an der Mauer heraufwachsenden Weingerebe schwer zu sehen sind. Der Maueransatz entspricht dem im Erdgeschoß vermuteten Maueranlauf. Damit ist die Längserstreckung des Saales festgestellt (24,5 m).

Wie groß war die Tiefenerstreckung? Nahm sie die ganze Geschoßtiefe ein? Die Verrückung der Arkade in der Ostwand aus der Mittelachse gegen Norden möchte man mit einer im Süden entlang laufenden Galerie erklären. Die Ostwand zeigt keinerlei Ansätze einer solchen Galeriemauer. Die Südwand, die hier Aufschluß geben könnte, ist hier nur in Erdgeschoßhöhe erhalten. Man ist auf Schlüsse aus den Gesamtproportionen angewiesen. Eine dem Saal südlich vorgelagerte Galerie hätte zumindest 2 m von der zur Verfügung stehenden Gesamttiefe des Geschosses (im Lichten 9,8 m) abgetrennt. Eine Saalproportion von 24,5 m : 7,8 m ist nicht wohl vorstellbar. Man muß also annehmen, daß der Saal die gesamte Geschoßtiefe einnahm (24,5 m : 9,8 m). Eine Galerie war hier weder vom Zweck geboten, — an den Saalbau schließen östlich keine Gebäude mehr an, — noch in künstlerischer Hinsicht ratsam: in 3 m Abstand von diesem Teil des Palas geht die Kapelle auf. Die scheinbar unmotivierte Verschiebung jenes Ostfensters muß als Folge der beabsichtigten Inneneinrichtung des Saales, noch richtiger wohl als Bedingung der im Innern beabsichtigten Lichtführung gedeutet werden. Die romanischen Architekten komponierten ihre in der Grundrißführung relativ einfachen Räume mit Hilfe komplizierter und feinabgewogener Lichtführung zu reicher Wirkung. (Vergl. auch unten S. 39).

In der Nordmauer des Palasbaus folgen anschließend an die als Saalwand festgestellten Partien gegen Westen zwei Gruppen von je einem gekuppelten Rundbogenfenster, einem Kamin-

[1]) Die verschiedene Höhe der Rücksprünge in Nord und Süd bzw. Ost und West würde dadurch erklärt werden, daß die über die Querbalken gelegten Längsbalken ein höheres Auflager brauchten (also in Ost und West) als die unten liegenden Querbalken (in Nord und Süd). Der Abstand zwischen den Mauerrücksprüngen entspricht einer Balkenstärke.

[2]) Oder schon eine Planänderung während des Baus.

schacht und einer rechteckigen Austrittsöffnung. Letztere weist sich in beiden Fällen durch die an der Außenseite auskragenden Trägersteine als Zugang zu einem Abort aus[1]). Die Entsprechung in der Abfolge dieser beiden Gruppen läßt schließen, daß hier zwei (ziemlich große) Räume nebeneinander lagen. Zwischen dem ersten Abortaustritt und dem zweiten gekuppelten Fenster ist also wieder eine Trennungsmauer anzunehmen, die wie im Profanbau üblich, wohl nur lose den Außenmauern angefügt war, daher heute nicht mehr durch Ansatzstellen erkennbar ist. Diese beiden Räume erhielten Licht einmal durch die gekuppelten Rundbogenfenster, dann noch durch kleine Rundfenster in der Oberzone. Der östliche der beiden Räume hat deren zwei, zu beiden Seiten des Kaminschachtes, der westliche Raum hat eines, etwas niederer gelegen als im ersten. Also wieder ein Beweis, wie die Wandauflösung durch Fenster eindeutig von inneren Notwendigkeiten her bestimmt war. Denn daß durch diese in verschiedenen Höhenlagen angebrachten Lichtspender eine sehr reiche Lichtführung im Innenraum ermöglicht war, wird hier deutlich. Ob der schmale Lichtschlitz nahe der westlichen Abschlußwand noch dem westlichen der beiden Räume zugerechnet werden oder auf einen schmalen Vorraum bezogen werden muß, bleibt einstweilen unentschieden. Frühere Bearbeiter der Egerpfalz sahen sich der Schwierigkeit gegenübergestellt, diese Wandzone zwischen Saal und Westabschlußwand auf drei Räume aufzuteilen. Alte Berichte sagen nämlich übereinstimmend aus, daß vor dem Saal zwei Zimmer und die Küche gelegen habe. Seit der Aufklärung über das alte Küchengebäude durch die Ausgrabungen im Jahre 1911 (s. u. S. 51) sind wir dieser Schwierigkeit überhoben[2]).

In der westlichen Abschlußwand des Palasbaus befindet sich in Hauptgeschoßhöhe ein ziemlich großes rundbogiges Portal (Maße 1,25 : 2,75 m, durch Abschrägungen nach innen verengt auf 1,20 : 2,25 m), das zu den Räumlichkeiten im Oberstock des (jetzt in seinen Fundamenten wieder freigelegten) Anbaues führte. Es sitzt nicht in der Mittelachse der Wand, sondern gegen Norden verschoben.

Tafel 13

Die Palassüdwand, die an diesem Westteil noch in Hauptgeschoßhöhe aufragt, erlaubt keine eindeutigen Schlüsse auf den ursprünglichen Bestand. Die heute hier vorfindlichen Tür- und Fensteröffnungen scheinen nicht auf den ursprünglichen Zustand zurückzugehen. Fast unmittelbar neben der Westwand des Palas geht ein kleines Portal auf. Es folgen verschiedene unregelmäßig eingefügte und ausgeformte Fenster. Die Auskleidung ihrer Gewände mit Ziegelmauerwerk, vor allem die grobe Einstellung einer schönen Arkadensäule in ein ungeteiltes Rundfenster (am weitesten links[3]), rechts vom noch stehenden Portal des Obergeschosses), all dies läßt auf vielfache Veränderungen schließen, die den ursprünglichen Bestand verunklären. Man glaubt, frühere Öffnungen im Mauerwerk wahrzunehmen. So links von dem kleinen Portal am Westende der Mauer, dann wieder links vom ersten sowie links vom zweiten darauffolgenden

[1]) Der erkerartig herausgebaute Abort ist im romanischen Wohnbau üblich. Daß die Aborte hier in Eger an der Palasschauseite, an der die kunstvoll geschmückten Fensterarkaden saßen, angebaut wurden, zeugt davon, daß die Kompositionsreinheit am Außenbau des Profanbaus noch nicht restlos sich durchgesetzt hat. In der Egerer Chronistenliteratur werden diese Auskragungen des öfteren als Ausgangspunkte einer vielfach erwähnten Lederbrücke über die Eger angesprochen, die zur sog. „Wenzelsburg" hinübergeführt haben soll. Als Wenzelsburg wird der kleine Bau bezeichnet, den Wenzel II., Schwiegersohn Rudolfs von Habsburg, um 1300 gegenüber der kaiserlichen Pfalz sich errichtet hat. Die Existenz einer solchen „Lederbrücke" gehört ins Reich der Fabel.

[2]) Otto Piper (Österreichische Burgen, Wien 1903 Bd. II S. 56 f.) hatte schon vor dieser Aufklärung den Sachverhalt teils aus alten Abbildungen, teils aus einem der Berichte selbst, gemäß seinen Wahrnehmungen am Denkmal, richtig erschlossen.

[3]) Um diese Arkadensäule der Höhe des Fensterscheitels, unter den sie unbedenklich eingestellt ist, anzupassen, wurde Flickwerk aus Ziegeln über das Säulenkapitell gelegt. Die Säule entstammt offensichtlich einer ursprünglich gemäßeren Verwendung.

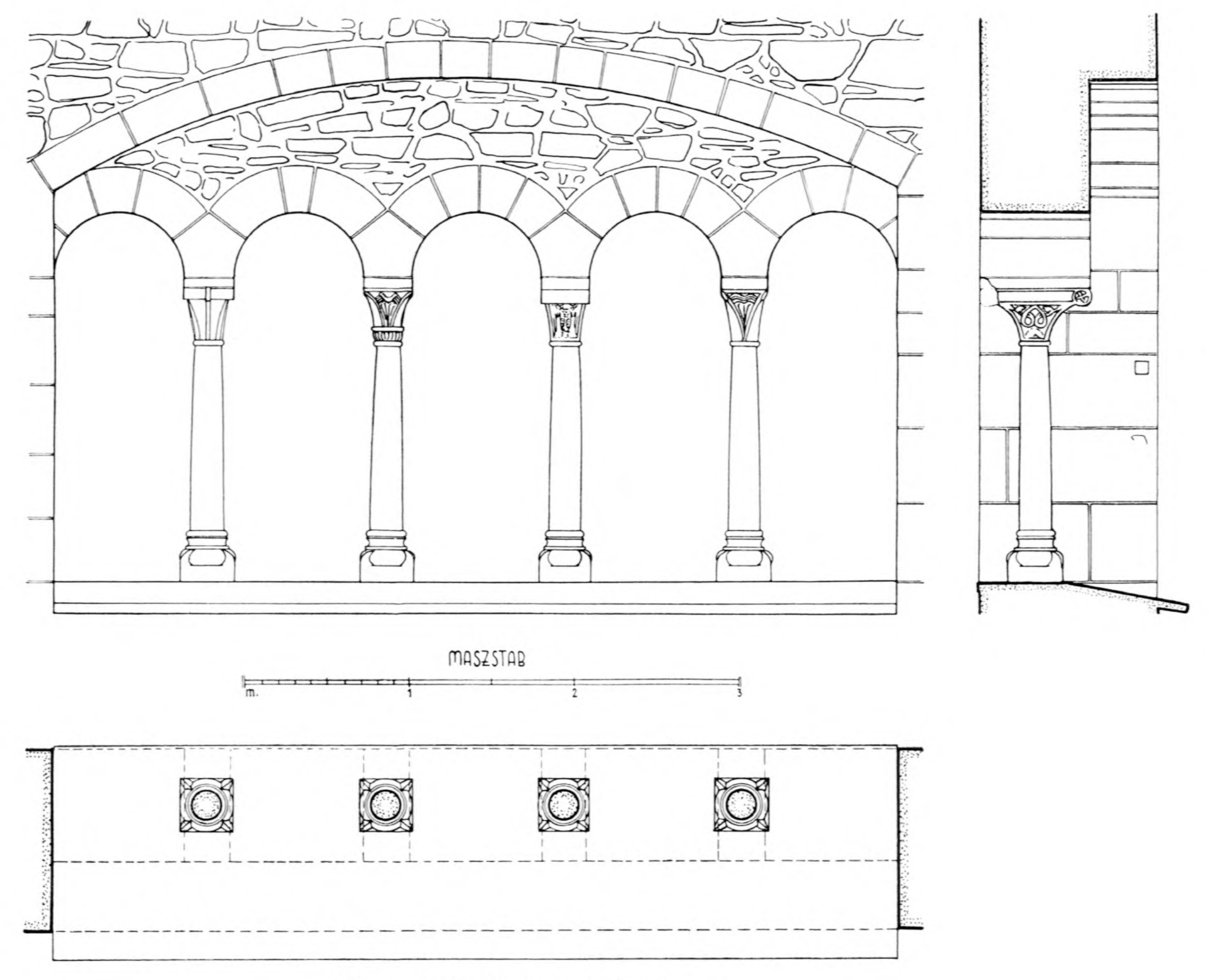
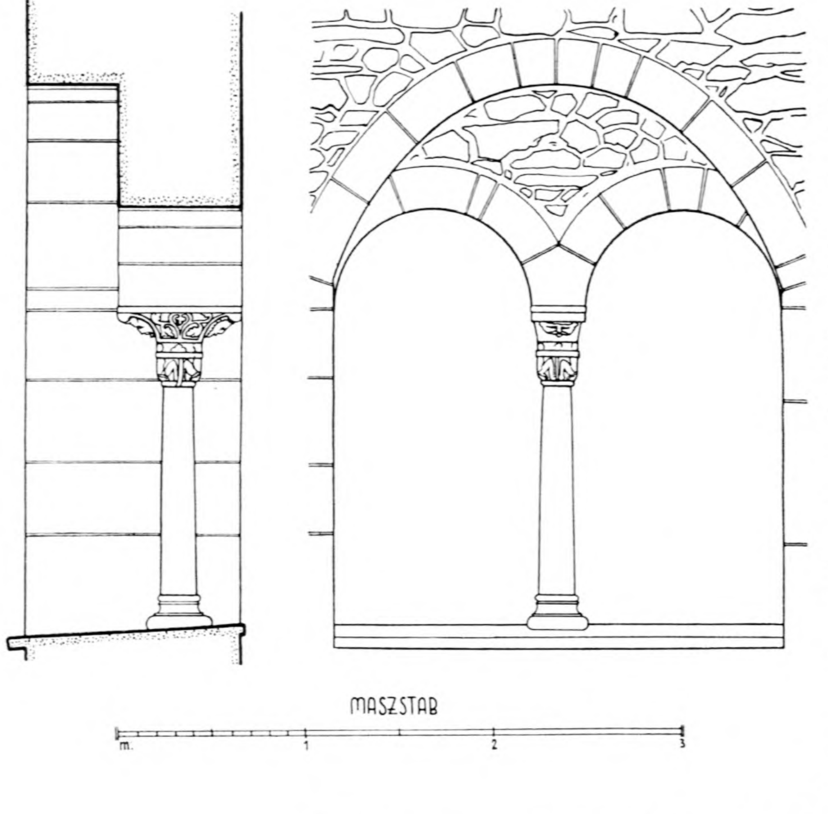



Abb. 3. Große Arkade in der Nordwand

Fenster. Sie hätten etwas unterhalb der heute hier befindlichen Fenster gesessen, wären von kleineren Abmessungen gewesen. Es liegt nahe, die oben erwähnte, roh eingefügte Säule einer ursprünglich zierlicheren, hier befindlichen Fensterpartie zuzurechnen. Die Rekonstruktion eines ursprünglichen Bestandes läßt sich auf Grund solcher unsicherer Wahrnehmungen nicht aufbauen. Und doch müßte gerade diese Wand Aufschluß geben auf die Frage, ob die oben in ihrer Längenerstreckung einwandfrei festgestellten Nebenräume des großen Saals ebenfalls die ganze Geschoßbreite als Tiefenerstreckung innehatten, oder ob sich hier im Westteil des Palasbaus doch ein galerieartiger Gang vorgelegt hat, der hier den Zweck zu erfüllen gehabt hätte, die Verbindung zwischen Anbau, Nebenräumen und Saal zu vermitteln.

Man ist wieder auf Schlüsse aus den Proportionen angewiesen. Läßt man die beiden festgestellten Räume die ganze Geschoßbreite einnehmen, so ergeben sich ungewöhnliche Proportionen: Raumtiefe beidemal: 9,80 m, Raumbreite beim östlichen: 9,50 m, beim westlichen (infolge der schrägen Abschlußwand) 11 m bzw. 7,75 m. Ein im Süden vorgelagerter Gang reduziert die Proportionen ins räumlich Angenehme und zugleich Übliche. Den bündigen Schluß wird erst die Gesamtbetrachtung unter Mitberücksichtigung späterer Pläne und der Ausgrabungsergebnisse bringen können.



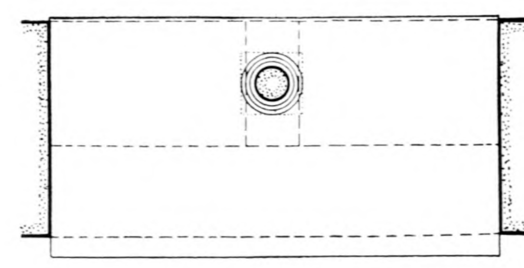



Abb. 4. Kleine Arkade in der Ostwand

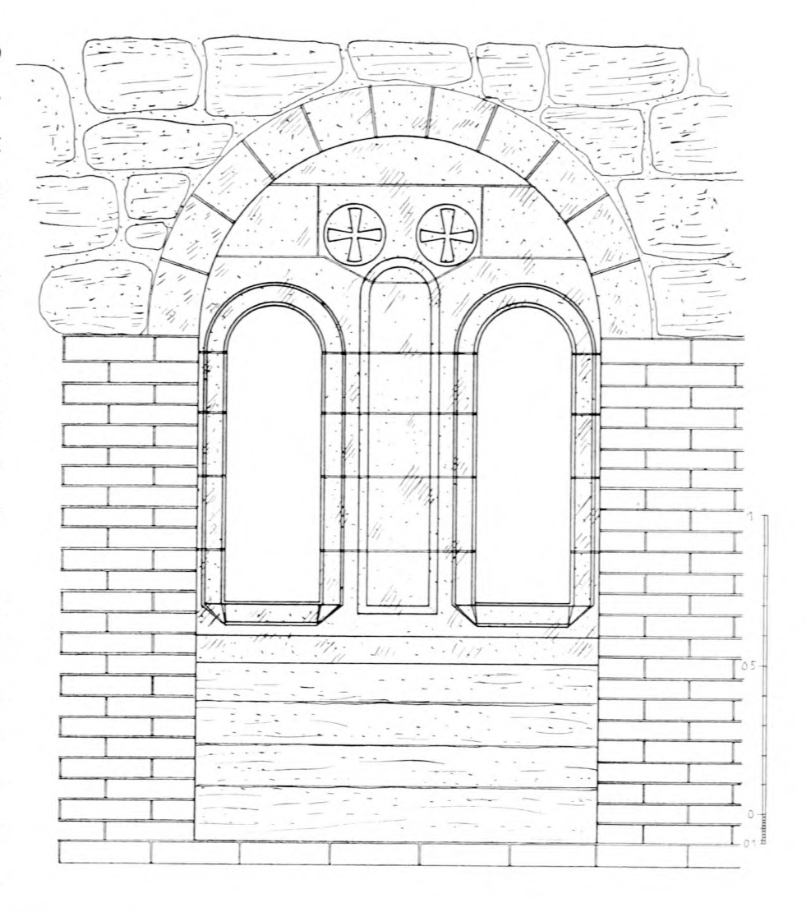
Auch die Frage, ob über dem Saalgeschoß noch ein oberes Geschoß aufging, läßt sich aus dem heutigen Befund nicht eindeutig entscheiden. Die Außenmauern reichen nirgends über die Höhe des Saalgeschosses hinauf, sie brechen hier ziemlich gleichmäßig ab. Die Mauerstärke in Höhe des heutigen Abschlusses wäre durchaus fähig, noch ein weiteres Geschoß samt Dachstuhl zu tragen. Zwingende Beweise lassen sich hier weder für noch gegen die These eines zweiten Obergeschosses erbringen.

Noch sind die Fensterarkaden des Hauptgeschosses genauer zu betrachten. Die drei großen Saalarkaden Abb. 3 (gegen Norden) sitzen in tiefen Rahmenausschnitten (Breite: 5 m, Scheitelhöhe: 2,75 m), die in sehr flachem Bogen überwölbt sind. Sie sind innerhalb dieser Rahmungen ganz an den Außenrand der Mauer gerückt. Vier monolithe Marmorsäulen tragen auf zierlichen Kapitellen und darüber auf beidseitig in die Kernmauer-Tiefe ausladenden Kämpfern die schmucken Rundbogen, deren äußere jeweils glatt in die Rahmenpfosten einlaufen, ohne durch Kapitell oder wenigstens Kämpfergesims abgefangen zu werden (Scheitelhöhe der Arkaden: 2,20 m, Plinthenabstand: 75 cm). Die Arkadenbogen sind bis zum Bogen der Innenrahmung hinauf übermauert. Die Säulen gehen über attischen Basen auf, die alle mit Ecksporen verziert sind. (Basenprofil: derber Wulst, darüber schmale Kehle). Die Überführung von den Säulen zum Arkadenbogen ist in zweierlei Weise bewerkstelligt: einmal über Kapitell und Kämpfer, dann nur über Kämpfer. Im ersten Fall muß der Kämpferstein, um die darüber aufgehende Mauerdicke aufzunehmen, sehr weit ausladen. Im zweiten Fall hat der Kämpferstein für dieselbe Ausladung mehr Spielraum in der Höhenentwicklung, was konstruktiv vorteilhafter war[1]). Tafel 48/49 Im zweiten Fall ergibt sich für den Kämpferstein eine sehr elegante Form, auf die überdies noch das durch den Ausfall der Kapitelle verdrängte Schmuckprinzip übertragen wird. Diese hochkultivierte Form der Kämpfersteine kontrastiert zur derben Blockwürfelform

[1]) So sind denn auch über den mit Kapitell ausgestatteten Säulen die scharf ausladenden Kämpferarme z. T. abgebrochen, während die der weniger scharf ausladenden Steine dem Druck von oben bis heute widerstanden haben.

der Kapitelle. Auch im Schmuckprinzip glaubt man derbere Übung und vornehmere Haltung wahrzunehmen, soweit dies die starke Verwitterung gerade dieser Stücke überhaupt noch zuläßt. Man glaubt, neben einfacher Auflegung von Bandschlingen, Kreisen und Palmettenandeutungen, wie sie die meisten Stücke zeigen, auch reichere figürliche Ausschmückung wahrzunehmen: Menschen- oder Tierleiber, die an den Kapitellecken sitzen und sich einander — gegen die Kapitellstirnseite — zukehren, Menschen oder Tiermasken, die unter der Ausladung der Kämpfersteine sitzen und von Halsring zur Einrollung der Kämpferecken führen. — In der Arkade der Ostwand, die etwas höher als die Arkaden der Nordwand gelegen ist, deren Säule aber von gleichen Abmessungen ist gehen über einer Säule zwei Bögen gleichfalls ohne jede Absetzung in die Wand über.

Abb. 4



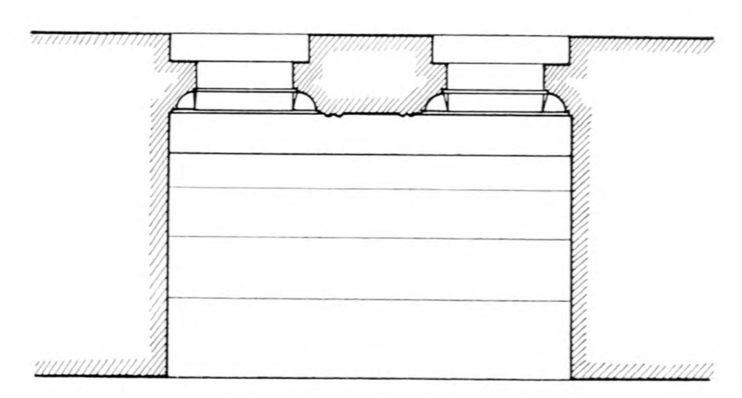


Abb. 5. Fenster in der Nordwand

Abb. 5

Die Rundbogenfenster der Gemächer sind einfacher gehalten, verraten aber das gleiche Prinzip im Verhältnis von Fensteröffnung zur Mauer: die sehr tiefe Leibungsfläche der rundbogig überwölbten Öffnungen wird an der Außenseite, mit der Außenseite der Mauer gleichfluchtend, begrenzt von einer in Haustein erstellten Mauerschale, in die zwei kleinere rundbogige feinprofilierte Fensteröffnungen eingeschnitten sind. Bei den oben gelegenen Rundfenstern sind die Kreisleibungen bis zur inneren Mauerkante durchgeführt.

Das Portal in der Südwand, über dem Portal des Erdgeschosses, ist in der Außenleibung wieder rundbogig überwölbt. (Scheitelhöhe: 2,30 m, Breite: 1,30 m.) Nach innen zu setzt die Leibung um ein weniges zurück, so daß wieder ein etwas weiterer Einlaß entsteht. Die Innenleibung ist gedrückt spitzbogig überwölbt. Das Portal öffnet sich dicht östlich der — durch Maueransatz an der Nordmauer festgestellten — Westwand des Saales. Es muß außen über eine Treppenempore zugänglich gewesen sein.

## d. Doppelkapelle (Tafel 18—35, 50—55)

Die Kapelle [1]) steht südlich des Ostteils des Palasbaus [2]), nahe am Osthang. Darf man auf der Pfalz Eger die Wohnräume im Westteil des Palasbaus annehmen, so muß die von dort ziemlich entfernte Anlage der Kapelle verwundern [3]). Wurde sie über einem früher hier stehenden Kultbau errichtet? Oder waren andere Gründe, vielleicht repräsentativer Art, für ihre Anlage hier am Rand des Pfalzbezirks bestimmend? Einmal sollte wohl ein möglichst großes Stück der dem Hof zugewendeten Palasfassade frei bleiben. Außerdem sollte wohl der turmartig hohe Kapellenbau auch nach außen hin in Erscheinung treten, die ziemlich schmale Ostseite des Palasbaues festigen, sollte so die Gesamtsilhouette hinüberleiten zu dem am Südrand stehenden „Schwarzen Turm". Auch auf Umzirkung des Innenhofes mochte man bedacht gewesen sein [4].)

Tafel 18

Abschluß nach innen und Repräsentation nach außen, beides konnte von diesem kernigen Bauwerk erfüllt werden. In herber Blockform ragt es auf. Das stereometrisch Zwingende des Blockes wirkt heute, da es isoliert steht, wohl noch stärker als einstmals, da der anschließende ebenfalls stark kubische Palasbau diese gestelzte Würfelform vorbereitete und auch wieder zurücknahm ins Gesamt des pfalzlichen Baumassivs. Die blockhafte Geschlossenheit des Kapellenbaus ist auch in der Gliederung mit seltener Konsequenz gewahrt: keine horizontalen Gesimse, welche die Geschoßzahl andeuteten, nicht einmal als solche betonte Dachgesimse. Die über einem niederen Sockel, den natürliche Bodenauflagerungen der Jahrhunderte circa 30 cm tief eingedeckt haben, aufgehenden Lisenen sind hier nicht struktive Träger eines Frieses in irgendwelcher Form, sondern biegen unten und oben nach beiden Seiten hin rechtwinklig um zu einem dem Blockbau vorgehefteten, zarten Rahmenwerk. Die Seitenprofilierung dieser Lisenen, ein weich geschwungener Karnies, begleitet Sockel und Gesimsleisten dieses Rahmenwerks, das in Ost und West sowie Nord in dreifacher Wiederholung, in Süd des Portals wegen — in vierfacher Wiederholung die Wände gliedert. Man darf hier also schon nicht mehr von Lisenen im eigentlichen Sinne sprechen: nicht Lisenen aktivieren hier die den Bau darstellenden Außenmauern, sondern eine Rahmenleistendekoration heftet sich dem Baublock an den Außenseiten an. Der prägt solcherweise seinen von innen herausgetriebenen Kristallcharakter stark aus. Man denkt an spätrömische Baublockgesinnung, die mit ähnlichen Mitteln arbeitet [5]). Noch ein anderes Moment erweist diesen Willen zum geschlossenen Kubus, der seine Kernenergien nach außen preßt. Diesmal nicht nur im Dekorativen, sondern im strukturellen Aufbau: Die Kapelle scheidet keinen Chorteil aus. Wäre — wie üblich — ein runder oder rechteckiger Chor dem Kapellenleib angesetzt, so würden sich einspringende Winkel ergeben, welche die einheitliche Blockform

Abb. 7

[1]) In der Beschreibung des Kapellenbaus folgt Verfasser weitgehend seinen Ausführungen in: Die Doppelkapelle der Kaiserpfalz Eger, Eger (Kassel-Wilhelmshöhe) 1929.

[2]) Einen bestimmten Platz für die Kapelle kannten weder Burgen noch Pfalzen. Sie wurde auf verfügbarem Platz, möglichst nahe den herrschaftlichen Wohngemächern, von denen aus sie erreichbar sein sollte, errichtet, eventuell auch in Türmen, Torbauten, ja im Palas selbst (Wartburgumbau) untergebracht.

[3]) Goslarpfalz und Dankwarderode zeigen die Kapelle unmittelbar neben den Wohngemächern.

[4]) Das Wort „Hof" drückt in seiner Doppelbedeutung die repräsentative Funktion ja noch klar genug aus, wie sie vor allem in den romanischen Ländern ihre architektonische Ausprägung gefunden hatte.

[5]) Vergl. hierzu die von K. M. Swoboda: Römische und romanische Paläste, Wien 1919, S. 69 ff. aufgezeigten größeren Zusammenhänge.

gefährdeten. Diese Einkantung des Grundrisses wird hier vermieden: der ausgeschiedene Chor wird — wenn man so sagen darf — ummantelt, d. h. dem quadratischen Chor werden Nebenräume von entsprechender Tiefe angegliedert, deren Breitenerstreckung bis zur Kapellenaußenmauer vorfluchtet. Waren damit in konstruktiver Beziehung erwünschte Gewölbeauflager für das Chorquadrat gegeben, so bleibt ihre eigentliche Begründung doch rein formal — auch der gewölbte Kapellenhauptraum mußte ja ohne solche Gewölbeauflager auskommen —: es hat für die Außenerscheinung die Wirkung, daß der Chor in die Gesamtmasse einbezogen, anders gesprochen: für den Betrachter als Einzelglied unwirksam gemacht wird. Der Grundwürfel steht in abstrakter Plastik da, die nichts oder doch fast nichts von der Innenaufteilung des Raumes verrät.

Der Bau ist in Bruchsteinmauerwerk aus grauem Schiefergestein, das in der Nähe Egers gebrochen wird, aufgeführt. Nur die Rahmungsstücke und die Laibungen der Fenster und Portale sind aus einem rötlich gelben Granit in Haustein ausgeführt. Das Dunkelgrau des Schiefers ergibt zu dem Rötlichgelb des Granits einen weichen Farbenklang, in den die weißen Marmorlaibungen des oberen Westportals und des westlichen Fensters auf der Südseite einen hellen Gegenklang bringen. Die untere Fensterzone der Südwand liegt sehr tief. Die an sich unregelmäßige Verteilung der Fenster — das östliche liegt um etwas höher als die westlichen — nimmt wenig Rücksicht auf die Rahmung, so daß fast der Verdacht aufkommt, die Rahmung sei erst später zu reicherer Schmückung des Außenbaues angefügt. Aber analoge Unstimmigkeiten zwischen Rahmung und Fensterverteilung an vielen romanischen Monumentalbauten lassen auch hier auf Ursprünglichkeit der Rahmung schließen. Ganz gleich liegt es bei der oberen Fensterzone: höhere rundbogige Fenster mit teilweise sehr reicher Laibungsprofilierung. Die Fenster oben liegen ungefähr in den Achsen der unteren. Die Nordwand ist ohne jede Fensteröffnung geblieben: der ca. 3 m entfernt aufgehende Palasbau hätte ihnen doch das Licht geraubt. Das untere Fenster der Ostwand ist in gotischer Zeit — in gotischen Formen — größer ausgebrochen worden. (Die Laibungen später mit Ziegeln ausgefüttert.) Hoch darüber ein Rundfenster in spätromanischer Vierpaßform. In der Westwand ein Rundfenster für das Untergeschoß, ein hochgelegenes größeres, reich profiliertes Rundfenster für das Obergeschoß, dazwischen in der gleichen Achse ein heute fast bis zum Laibungsbogen vermauertes Portal mit kämpferlos herumgeführtem Laibungsprofil (Profil: Wulst und Karnies)[1]. Dies Portal ist durch Marmorauskleidung der Gewände hervorgehoben, dem Südportel der Unterkapelle gegenüber also als Herrschaftsportal gekennzeichnet. Von einem Stufenvorbau, der zu ihm hinaufgeführt hätte, fanden sich keinerlei Spuren. Eine Galerie vom Palas her muß den Zugang zu ihm vermittelt haben.

Grueber (a. a. O. S. 27) rekonstruiert eine hölzerne Galerie, die vom Palasportal aus — also von der Mitte der Palassüdwand — zur Kapelle geführt und diese auf der westlichen Hälfte umlaufen habe. Kragsteine von Granit, die in 3 m Höhe über dem Sockel in die Außenmauern eingelassen sind (im westlichen Rahmungsfeld der Nordmauer, in den drei Feldern der Westmauer und in den drei westlichen Feldern der Südmauer), gaben Anlaß zu dieser Annahme. Der unmotivierte Abbruch einer über diesen Kragsteinen umlaufenden Galerie an der Südwand wurde von

[1]) Dies Portal wurde anläßlich der Neueindeckung der Kapelle im Jahre 1818 „im Interesse der Erhaltung" vermauert (Grueber, a. a. O. S. 28).

Piper[1]) dahin gedeutet, daß die Galerie von hier aus zu einem südlich der Kapelle stehenden, heute verschwundenen Gebäude, eventuell der Kemnate, geführt habe, um so auch von diesem Bau aus einen direkten Zugang zur Oberkapelle zu vermitteln. Nachforschungen mittels Grabung haben einen Befund ergeben, der diese Annahme ausschließt. Er wird unten berücksichtigt werden (vgl. u. S. 50).

War eine Galerie im ursprünglichen Plan vorgesehen? Der Block geht ungebrochen auf. Keinerlei horizontale Gliederung bereitet auf einen Galerieanbau vor. Ja, das streng Kubische des Baus scheint jede Behängung mit Galeriezutaten abzulehnen. Aber analoge Beispiele lehren, daß solche hölzerne Galeriezubauten nie in die architektonische Komposition mit aufgenommen wurden: sie galten als der Monumentalisierung unwürdige Zweckglieder[2]). Nur den großen Zwischenraum zwischen den beiden Fensterzonen möchte man als Rücksicht auf die Einschiebung einer Galeriezone deuten (die also der Zone der Seitenschiffdächer an der Basilika entspricht). Auffallend bleibt der Niveauunterschied zwischen Kragsteinlage — also doch wohl ungefähr Galeriehöhe — und der Schwelle des Herrschaftsportals.

Sicher wurde die kubische Strenge des Baus einst gemildert durch diese Galerieumzirkung. Eine weitere Milderung brachten die weichen Farbklänge der Materialien. Die heutige Bedachung: ein abgewalmtes Schieferdach, stammt von der Wiederherstellung im Jahre 1818[3]). Eine ähnliche Walmabdachung, wie sie in romanischer Zeit für kleinere Bauten üblich war, ist auch für den ursprünglichen Zustand anzunehmen. Vom Dachreiter, wie ihn Grueber und ihm folgend die übrigen Bearbeiter annehmen, wird weiter unten zu handeln sein.

Der Eindruck des Innern ist bestimmt durch den Gegensatz von Unter- und Oberkapelle Tafel 19. 20 in räumlicher Beziehung. Die Unterkapelle — man steigt durch das Südportal auf 6 Stufen (die in dieser Form der Restauration des 19. Jahrhunderts entstammen) zu ihr hinunter — ist schwer, kryptenartig, wenig erhellt. Sie ist, was das Kubische anbelangt, ähnlichen Geistes wie der Außenbau. Vier stämmige Rundpfeiler bezirken das Mittelquadrat, das sich zur Oberkapelle öffnet. Schwere grätige Kreuzgewölbe decken die acht Außenjoche. Die Oberkapelle — man erreicht sie heute nur über eine im Nordwesteck der Unterkapelle eingebaute Treppe — ist leicht und erstaunlich hoch. Sie klingt in den feinen Proportionen der vier Mittelsäulen, welche die spitzbogig gegurteten Gewölbe tragen. Durch die Mittelöffnung der Untergewölbe dringt dieser kristallene Klang des Oberraums in Sicht und Raumempfindung ein in die dumpfe Schwere und Wucht des unteren. Und umgekehrt: die knorrige Gestaltung des Unterbaues durchwächst die freie Schwingung der Oberkapelle. Der Gegensatz eint sich für die Gesamtempfindung zu einem lebensvollen, in sich dynamischen Eindruck.

Der Hauptraum der Unterkapelle folgt rein zentralem Grundriß: fast quadratisch, durch vier Mittelsäulen in neun Joche aufgeteilt. Säulen und Gewölbe deuten auf die zweite

[1]) Otto Piper, Österr. Burgen (a. a. O.) S. 57 f.

[2]) Der Wehrbau führt die häufig verwandten Galerien wohl absichtlich aus Holz auf, um ihre schnelle Beseitigung im Falle notwendig werdender Sicherung zu gewährleisten. Die Herunternahme eines eigentlich unter die Dachzone gehörigen monumentalisierten Zweckgliedes wie der Zwergalerie vor die Fensterzone, wie dies in St. Godehard in Mainz und — wohl nach dessen Vorbild — in Schwarzrheindorf vorkommt, bleibt Ausnahme. Die Galerie war im Burgenbau von jeher eine auf Zeit bestimmte Einfügung — im Gegensatz zum Wehrgang, (der aber auch meist nur in Holz ausgeführt war).

[3]) Gruebers Behauptung (a. a. O. S. 27), die älteste Bedachung habe aus einzelnen Giebeldächern bestanden, die den Abteilungen des Rahmenwerks entsprochen hätten, entbehrt aller Glaubwürdigkeit. Hinfällig ist der Hinweis auf Paderborn, das wesentlich später als Eger ist. Der Architekt dürfte den bewußt errichteten Kubus kaum durch Giebeldächer oben wieder zerrissen haben.

Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die gedrungenen Säulen stehen schwer unter der Gewölbelast. Sie bilden nicht genau ein Quadrat: Ost- und Westseite dieses Jochs sind länger als Süd- und Nordseite. Die Plinthen der Säulen stecken ungefähr 15 cm tief im Fußboden[1]). Derbe attische Basen mit Ecksporen oder Eckkugeln, in genau gleicher Form wie bei den Arkadensäulen des Palas (siehe oben). Die Basis der südöstlichen Säule ist mit Sporen besetzt, auf die palmettenartige Blätter aufgeprägt sind: erstes Anzeichen des weichlappigen Eckblattes der kommenden Zeit. Kurze stämmige Schäfte, über dem Halsring ein Kapitell in gedrückter Blockwürfelform. Darüber ein werkwürdig verzierter Kämpfer: zwischen dem oberen Profil (Platte, Wulst, Kehle) und der kräftigen Abakusplatte eine Sägefrieseinlage, die den Kämpfer markant durchsetzt. Ein solcher Kämpfer, höher als die Kapitelle, schmückt alle vier Pfeiler. Der tiefgelegene Kämpfer des (zweimal abgetreppten) Chorbogens zeigt als Profil nur Platte, Wulst und Kehle (jeweils zwischen Plättchen) ohne Kapitelle darunter. Dem Zentralraum zu ist dieser Kämpfer seitlich in Pfostentiefe herumgeführt, auf der Chorseite bricht er mit der äußeren Pfeilerkante ab, wobei nach rheinischer Art das Kämpferprofil von der Wandflucht abgeschnitten wird, so daß es im Querschnitt sichtbar wird. Die Basis der Chorbogenpfeiler ist gleich derjenigen der Mittelsäulen.

Abb. 7

Abb. 7

Die Kapitelle der Mittelsäulen sind unter sich verschieden. Das des nordwestlichen: ein einfaches Würfelkapitell mit gedrückt halbkreisförmigem Schild an jeder Seite, der durch plastisch aufgelegte Wulstbänder hervorgehoben wird. Das des nordwestlichen zeigt grobes, rautenförmig geführtes Bandgeflecht. In die Rauten legen sich kleine Zweige mit dreiblättrigen Endigungen, deren Stile unter den Flechtbändern zusammengehen. In den Kapitell-Ecken hängen fünfblättrige Zweige herunter, deren Stile von Bändern zusammengeschlungen werden. An den Kapitellen der beiden östlichen Pfeiler werden die Ecken durch ziemlich plump gezeichnete Köpfe markiert. Beim nördlichen spannen sich diamantbesetzte Bänder in Halbkreisen, die sich durchkreuzen, in den dadurch gebildeten Zwischenflächen sitzen wieder Blätter, die wie alle übrigen hier auftretenden als Palmettenrudimente angesprochen werden dürfen. Bei dem südlichen gehen von den hier kleineren Köpfen Blattspiralen aus, die sich in der Kapitellmitte treffen und dort im Gegensinn umschlagen.

Tafel 28/29

Diese Kapitelle sind in genauester Meißelarbeit aus dem hellen Granit herausgeschlagen. Die Detailarbeit erweist den geübten, in großem Kunstkreis aufgewachsenen Steinmetzen. Hier ist Einfachheit nicht zu verwechseln mit Primitivität; sie ist durch das schwer zu bearbeitende Material bedingt.

Die grätigen Gewölbe (Bruchstein) spannen sich zwischen die Außenwände und die vier Mittelgurte. Ihre Grate laufen kantig auf den Kämpfersimsen der Mittelsäulen auf. Keine Quergurte zwischen den Jochen. Keine Schildbogen an den Außenwänden, an die die Gewölbe ohne Konsolauflager absatzlos anlaufen. Das Fehlen der Gurten verstärkt den mauerhaft massigen Eindruck der Gewölbe. Das geöffnete Mitteljoch geht über den aus Haustein errichteten Bogen in sorgsam bearbeitetem Haustein auf und wird an den Ecken durch zweimal gestufte trompenähnliche Bogen in ein unregelmäßiges Oktogon übergeführt. Zum (fast quadratischen) Chor füh-

[1]) Dieser Fußboden wurde im Jahre 1856 erneuert und wurde dabei um etwas höher gelegt.

ren zwei Stufen hinauf. Hier sind die Gewölbe zwischen Schildbogen gespannt, in den Ecken werden sie von Diensten abgefangen. Eine fortgeschrittenere Wölbetechnik also, die hier entsprechend dünnere Außenmauern gestattete als im Hauptraum[1]). Die Kapitelle dieser Dienste, in der Art des nordwestlichen im Schiff, haben sehr hohe Kämpferaufsätze. (Profil: sehr hohe Abakusplatte, darüber sehr hoher umgekehrter Karnies und nochmal Platte). Die Basen gleichen denen der Chorbogen- und Mittelpfeiler. An den vorgezogenen Trennungsmauern zwischen Zentralraum und Chor läuft dieses Basisprofil als Sockel bis zu den Ecken weiter.

Rundbogige unprofilierte Türöffnungen führen vom Chor nördlich und südlich in tonnengedeckte Nebenräume, die in der Länge dem Chorquadrat entsprechen (vgl. o. S. 35). Der nördliche dieser Räume hat keine eigentliche Lichtquelle. Grueber (a. a. O. S. 38) vermutet hier den ehemaligen Ansatz der Wendeltreppe, die heute an dieser Stelle des Oberstocks ansetzt und zum Dachboden führt. Der durch frühere Restauration stark veränderte Bestand (wohl vor allem 1818 und 1856) läßt heute keine Mutmaßungen mehr zu. Vergleich mit anderen Doppelkapellen gibt auch keine eindeutige Lösung[2]). Der südliche Nebenraum empfängt Licht aus einem kleinen rundbogigen Fenster, das in der Außenansicht durch seine höhere Lage aufgefallen war. Diese höhere Lage entspricht dem erhöhten Chor.

Die Laibungen aller Fenster im Untergeschoß sind von außen und von innen stark geschrägt. Am Grat der beiden Schrägungen, in der Laibungsmitte also, ist ein einfacher Rundstab ringsum geführt.

Das kleine Portal im Süden ist einmal abgetreppt und mit einem kräftigen Rundstab ausgesetzt. Diese einfache Profilierung läuft ohne Kämpferunterbrechung um den Portalbogen. Das Tympanon ist mit einem einfachen Kreuz — nach Art der romanischen Weihekreuze — verziert. In allen Details dieses Untergeschosses fällt ein gewisser Gegensatz zwischen einfachster, fast rustikaler Formgebung und präzisester, von echter Baukultur durchdrungener Ausführung auf.

Die schmale Treppe, die im Nordwesten der Unterkapelle in einmaliger rechtwinkliger Brechung (am Kapelleneck, Richtung erst westlich, dann südlich) in den Oberstock hinaufführt, entstammt nicht dem ursprünglichen Bau; Mauerverband und Durchstoß durch die Gewölbe der Unterkapelle machen spätere Einfügung deutlich. Immerhin scheint diese noch in mittelalterlicher Zeit vorgenommen worden zu sein. Im Obergeschoß ist der Gewölbedienst des Nordwestecks, das durch die Treppenöffnung seines Bodens beraubt ist, auf einer typisch romanischen Kopfkonsole abgefangen. Es scheint gewagt, diesen Treppeneinbau nach dieser Kopfkonsole zu datieren, ihn also noch in die romanische Bauzeit zu setzen: eine derartige vereinzelt vorkommende Kopfkonsole kann leicht aus einem früheren Bauteil übernommen sein[3]).

---

[1]) Auch im Osten, während in Nord und Süd ja die anstoßenden Nebenräume abstützen.

[2]) Die weiter unten zu begründende Beziehung zu Nürnberg läßt eine Treppenführung von hier aus zum Ober- und zum Dachgeschoß unglaubhaft erscheinen.

[3]) Eine genaue Vergleichung dieser Kopfkonsole mit den in der übrigen Ornamentik der Kapelle auftretenden Köpfen läßt den gleichen Gesamttypus erkennen: vorquellende Augen, breitauslaufende Nase, in den Winkeln herabgezogener Mund, derb stilisiertes Kopf- und Barthaar. Grueber hätte seine Ansicht vom späteren Abbruch einer ursprünglichen Wendeltreppe vom Unterchor zum Oberchor belegen können durch die Überlegung, daß man statt der abgebrochenen Wendeltreppe im Chor diese gebrochene Längstreppe im Hauptraum eingerichtet habe. Begründeter ist die Vermutung, daß diese Innentreppe nötig wurde zu einer Zeit, da die äußere Galerie nicht mehr benutzt werden konnte.

Beim Ausstieg aus dem Treppenschacht glaubt man ein Jahrhundert durchstiegen zu haben: überrascht spürt man sich aus der schweren Welt des Romanischen in eine reife Welt der Gotik emporgehoben. Zwar: Form der Lichtöffnungen, Form der Kapitelle, auch noch das System der Stützen ist auch oben romanisch. Aber Raumcharakter und Wölbung, die schlanke Gerecktheit dieser Halle, die reif profilierten Rippen und die leicht zugespitzten Gurte verraten schon gotische Empfindung. Die Schnellkraft der Mittelsäulen nach oben wird durch die sehr hohen Sockel noch verstärkt. Ihr heller Marmor, der besonders in den Kapitellen leuchtet, entlastet die Träger. Tafel 22-25

Die Belichtung tut ein Übriges. Zwar: die Lichtöffnungen sind rundbogig. Aber ihre Unterbringung im Raume — sehr hoch an den Mauern hinaufgerückt — reckt mit dem Blick auch das Körpergefühl des Betrachters, wirkt also gleichsinnig mit den schlanken Marmorsäulen der Mitte und den straff auffedernden Rippen der elastisch schwingenden Gewölbe. Bei alledem bleibt durch die Abdämpfung der einen (nördlichen) Seite (s. o. S. 35) doch eine Festigkeit des Raumes gewahrt, eine Festigkeit, in der nun ein spätromanisches Lichterspiel umso freier schalten kann.

Im Hauptraum spielen die Lichter weich aus der Höhe der Südfenster nieder und mischen sich mit den aus dem Rundfenster der Westwand einfallenden. Ein ruhiges Kreisen des Lichtes ist damit erzielt, gleichsinnig dem Kreisen des Raumes um die vier Mittelsäulen, also um die Öffnung zur Unterkapelle und um den von dieser konstituierten Raumschacht herum. Das Gegenspiel setzt erst in der Choröffnung ein, aus der eine Lichtbewegung im Gegensinn einfällt. Dort im (quadratischen, erhöhten) Chor spendet ein Rundfenster (weich geschwungener Vierpaß) aus Osten reiches Licht, das aber nicht bis zur Entgegnung durch das Rundfenster im Westen durchstößt, sondern gleich gebrochen wird durch Südlicht, das aus dem Nebenraum einströmt, in welchen der Chor hier unter einer Doppelarkade sich öffnet. Der Lichtfluß aus Ost dringt also in leichter Brechung durch den Chorbogen in den Hauptraum ein. Hier trifft er auf die still kreisende Bewegung der Mitte. Zu ihr schlägt er die Gegenbewegung an. So entsteht jenes zwischen Romanik, die ruhig ausleuchtet, und Gotik, die scharf überleuchtet, stehende Hin und Her, Auf und Nieder einer Beleuchtung, die Spätstil einer abtretenden und Frühstil einer aufkommenden Epoche bindet. Tafel 26

Solcher Lichtbewegtheit entspricht die Raumbewegtheit: wie die Öffnung der Untergewölbe ein Irrationales in die Unterkapelle bringt, dem Unterraum trotz seiner wie für Ewigkeiten bestimmten Schwere nur ein Transitorisches beläßt, indem sie gleich hinaufzieht in den Oberraum, — so lockt nun auch hier oben wieder eine neue Richtunggebung weiter; hier aber nicht mehr nach oben — die Gewölbe schließen scharf ab —, sondern nach der Seite: der Durchblick in den Chorraum lenkt vom stillen Genuß der zentralen Halle ab. Besonders die malerische Sicht südostwärts in den Chornebenraum lockt in die Schräge, dort wo die Doppelarkade die Südwand des Chorquadrats auflöst und die reichere Unterteilung dieses Raumes bedingt: eine reich ausgestaltete Arkade, die von einer doppelläufig schräg kannelierten Marmorsäule mit reichem Kapitell und Kämpfer getragen wird. Die Freude am Spiel mit Räumen und an ihrer gegenseitigen Durchdringung klingt also noch einmal auf, — hier aus der Vertikale (von unten her) in die Horizontale bezw. Horizontal-Diagonale gewendet. Das ist malerische Stimmung, zu der die eindeutige Entschlossenheit der Hallenwölbung im Mittelraum in reizvollem Gegensatz steht. Tafel 21

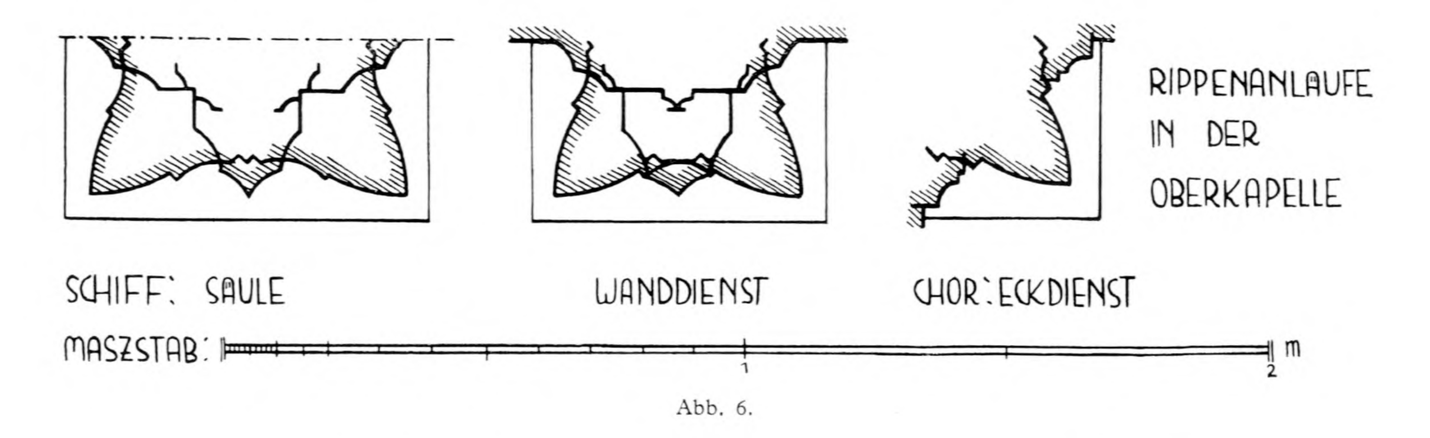



Abb. 6.

Dieser Hauptraum der Oberkapelle, viel heller also als der Unterraum, ist wie dieser fast quadratisch. Die Mittelsäulen korrigieren hier die Disposition der unteren Pfeiler, indem sie deren Unterquadratabstände in der West-Ost-Richtung verlängern (so daß diese Säulen nicht genau über den Pfeilern unten zu stehen kommen). Diese Korrektur ist Folge — bezw. Bedingung — einer sehr präzisen Wölbung. Die ist zwischen erstaunlich reif profilierte Rippen, die aber noch halbkreisförmig geführt sind, und schon leicht spitzbogig gekurvte Gurten gespannt. Die Quergurten verlangen Dienste: sie sind rings an den Wänden heruntergeführt, ein jeder mit eigenem Kapitell und Kämpfer geschmückt. Längs der Wände nehmen die Schildbogen die Gewölbekappen auf. Zu dieser reifen Gewölbetechnik treten — wie gesagt — überraschend reife Profile. Die Rippen zeigen einen leicht zugespitzten Wulst, der über einer dünnen, im Karnies gespitzten Platte läuft. Es fehlt nur wenig zum reifen Birnstab. Die Gurtprofile sind eigenartig: über Platte und schwach gekurvtem Viertelstab ein vierfach abgefaster Dreiviertelstab. Das stellt eine ausgesprochene Übergangserscheinung vom frühen Rechteckprofil zur später obligaten Gurtprofilierung der frühen Gotik dar[1]).

Der Raumcharakter der Halle wird wesentlich gefestigt durch die peinlich gewahrte gleiche Niveauhöhe aller Kämpfer. Die Kämpfer des Chorbogens — sie sind durch den um einige Stufen erhöhten Chor fixiert — bestimmen dies Niveau. Die Mittelsäulen bekommen, um dies Niveau zu erreichen, auffallend hohe Sockel; ihre Kämpfer bekommen außerdem noch ein auffallend reiches, in die Höhe entwickeltes Profil (Platte, gespitzter Wulst, Kehle, gespitzter Wulst; jeweils durch Plättchen getrennt). Der Kämpfer der Wanddienste (Platte, Kehle, gestreckter Wulst, Kehle, Platte; jeweils durch Plättchen getrennt) gleicht sich dem Säulenkämpfer an. Die Dienste selbst können beliebig lang heruntergeführt werden, da sie aus Granitsteinen aufgemauert, nicht wie die Mittelsäulen aus einem Marmorblock herausgehauen sind. Sie brauchen also nur einen niederen Sockel. So entsteht in Sockelhöhe eine allgemeine Ungleichheit. Denn die Sockel der Chorpfeiler — wieder durch das Chorniveau, in diesem Falle also durch dessen Sockel fixiert — liegen außerordentlich hoch: der Schiffsseite zu erreichen sie die Höhe von fast 1 m. Sie sind noch höher als die Sockel der Mittelpfeiler.

Abb. 7

Tafel 34

Dieser Sockel der Chorpfeiler soll nun in das durchlaufende Sockelgesims, das durch die Sockel der Wandpfeiler bestimmt ist, übergeführt werden. Er knickt also dicht neben dem Chor-

[1]) Da sich für dies merkwürdige Profil nirgends Analogien aufweisen ließen, ist anzunehmen, daß diese Profile hier entstanden sind, vielleicht unter Einwirkung der abgefasten Mittelsäulen (s. u.).

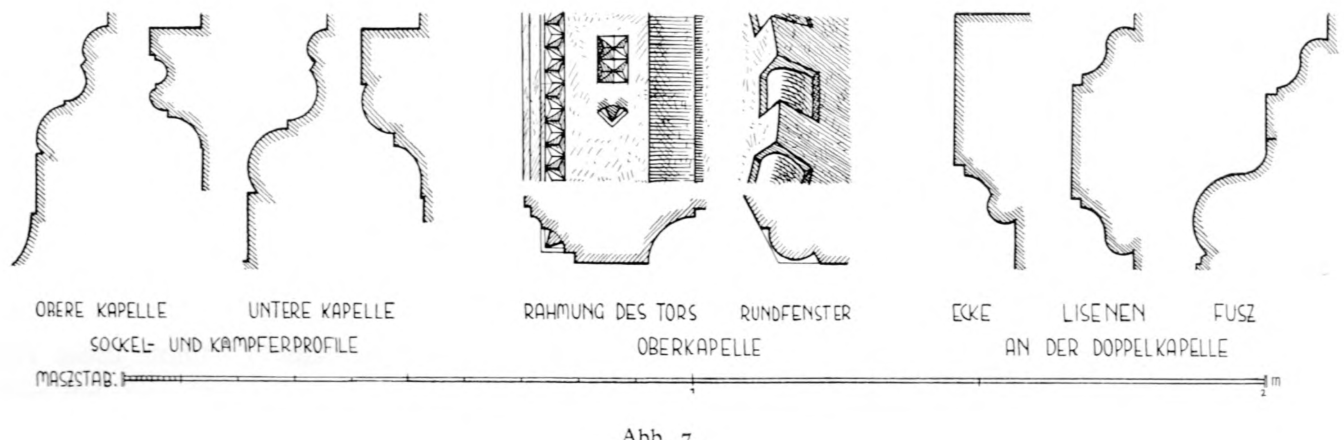



Abb. 7.

pfeilerpfosten abwärts und mündet in das umlaufende Gesims ein, das ca. 30 cm hoch ist. Das Profil läuft in beiden Sockelhöhen durch: (Wulst, Kehle, Wulst — über unten abgeschrägter Platte). Abb. 7

Zwischen Chorbogensockel und Wandsockel vermitteln die Sockel der Mittelsäulen. Ihre — bei Freistützen — ungewöhnliche Höhe wird durch eine sehr nervige Art der Konturführung — zweimal geschwungene Plinthe — fürs Auge anmutig gemildert. In der Sockelzone dieses Mittelraums also ein Anklingen an das dem Übergangsstil teure Spiel der verschiedenen Niveauhöhen, in der Kämpferzone aber die durch gereiftes Stilbewußtsein geklärte Zucht der gleichen Niveaulage.

Tafel 54/55

Noch eine andere innere Gegensätzlichkeit treibt in diesem auf den ersten Blick so einheitlich anmutenden Raum: die Pfeilergliederung der Chortrennungsmauer zeigt sehr anderen Geist als die Säulensysteme der Mitte. Diese Trennungspfeiler (Triumph- bzw. Chorbogenpfeiler) sind durchaus noch abgetreppte und ausgefaste Mauer: die Abtreppung ist mit einem starken Rundstab ausgesetzt, auch die Kanten der Abtreppung sind mit kleinen Rundstäben ausgesetzt. Die Pfeilerstirnwand unter der Bogenlaibung bleibt frei. Die dem Schiff zugekehrte Seitenwand ist mit einem kräftigen Runddienst bestellt, der die Rippen der Ostseitenjoche aufzunehmen hat. Vom System des Chorpfeilers aus gesehen wirkt dieser vorgestellte Dienst als Zutat, als fremde Anfügung. In der Kapitellzone spricht sich diese Fremdheit denn auch aus: während alle Rundstäbe in Abtreppung und Abfasungen ihre eigenen kleinen Kapitelle erhalten, die in eine gleichmäßig durchlaufende Kapitellzone zusammengenommen werden, hat jener vorgestellte Dienst sein eigenes größeres Kapitell, das auch bezüglich des Verbandes mit dem Pfeilerkern sein Sonderdasein behauptet. (Falls der Augenschein nicht trügt, ist es auch aus anderen Granit als die übrigen gehauen.) In der Basenzone ist Gleichheit gewahrt, auch in der Auskehlung der Sockelzone um das ganze System herum. Aber der Sockel selbst gewährt dem Dienst doch wieder ein eigenes Auflager. (An den Westecken des Pfostens wird die horizontale Abtreppung des Systems im Vertikalschnitt wiederholt, was einerseits eine Heraushebung der Pfeilerelemente auch im Sockel, andererseits eine raumkörperlich sehr bewußte Variation des Motivs der Pfosten, die zwischen den Pfeilern hochgehen, ergibt.)

Im Gegensatz zu diesem in romanischer Bindung verharrenden Chorpfeiler, aus dem sich nur der Gewölbedienst wie angestellt herauslöst, zieht das federnde Gewölbesystem die Mittel-

säulen, die in ihrem System ja auch noch romanisch anmuten, ganz in den Funktionssinn der Gotik. Dabei ist nicht nur an ihre Schlankheit gedacht — auch Ramersdorf, auch die Nürnberger Oberkapelle (St. Margarethe), auch das Maulbronner Refektorium kennen schlankeste Säulen innerhalb eines romanischen Systems. Wir denken an die Aktivität dieser Säulen, die schon im Sockel angeschlagen wird, die die Schäfte gleichsam sehnig schwellen läßt, bis sich die Kapitelle und die sehr eindrucksvoll profilierten Kämpfer weiten zur Aufnahme der kraftvoll aufliegenden Gewölbeunterlagen. Da aber bemerkt man: der Gegensatz erwächst erst hier. Erst hier im Ansatz der Gewölbe bricht ein neuer Geist ein, durchstählt herabwirkend die Säulen. Ohne diese von oben wirkenden Gewölbeenergien ständen sie lediglich wie Schmuckglieder da, fein in sich ausgewogene Gestaltungen einer stilreifen Welt. Erst die Gewölbe zwingen sie in Funktion. Die klare Durchgeformtheit der Säulen nimmt den Impuls auf, fügt sich dem Dienst wie freiwillig. Aber ihre ursprüngliche Bestimmung war es nicht. Wirkte nur der Gegensatz ihrer formalen Gestaltung zu der Gebundenheit der Chorpfeiler, — sie würden sich noch in einer gleichen Stilwelt vereinigen lassen. Die Gewölbe erst pressen ein anderes in sie hinein, das sie aus dieser Stilverwandtschaft löst. Aus formaler Gegensätzlichkeit (zu den Chorpfeilern) wird nun eine des Stils. (Eine solche wurde denn auch zur Erklärung der Baugeschichte des öfteren angezogen.)

Tafel 24

Nun zur Beschreibung der Details. Die Mittelsäulen sind aus sehr feinem Marmor, wie ihn die Gegend um Eger nirgends bietet. Sie sind Import. Die schlanken Schäfte aus einem Stück, zwei rund, zwei oktogonal abgefast. Die beiden entsprechenden stehen sich jeweils diagonal gegenüber. Bei allen eine feine Schwellung des Schaftes, Halsring und Fußring klar betont, der Halsring der einen (südwestlichen) taumäßig gedreht. Die Abfasung der Säulenschäfte bestimmt auch den Halsring. Der Kämpfer dagegen wahrt bei allen sein Quadrat. Auch die Basen sind bei den abgefasten Säulen entsprechend geformt, wobei dann die Eckblätter, die hülsen- bezw. muschelförmig auslappen, an die Oktogonseiten (also nicht an die Basiskanten) anfallen. Das Profil aller vier Basen, ob rund oder gekantet, ist das gleiche (: hohe Kehle, Plättchen, breiter, doch nicht bis zum Sockelrand vordringender Wulst). Das Eckblatt der südöstlichen Basis lappt beiderseits palmettenförmig aus, der Grat ist mit Diamantstab geschmückt, was an das Kapitell in der Unterkapelle erinnert.

Tafel 31

Den plastisch unentschiedensten Eindruck macht das Kapitell der nordwestlichen Säule: es zieren herzförmig verschlungene diamantbesetzte Bänder, deren Enden über und in der Herzform palmettenförmig ausschlagen. Ein anderes Band schlingt sich unter dieser Herzpalmette hindurch und verschlingt sich an der Kapitellkante mit dem gegenläufigen Band nach aufwärts, das Ende wieder palmettenartig auffächernd. Die Abakusplatte führt die flaue Blockwürfelform des Kapitells in das Quadrat des Kämpfers über. Am Kapitell der südöstlichen Säule schlingt sich in der unteren Zone ein vielfach geriefeltes Band girlandenartig um den Kapitellhals, schlägt an den Enden fächerförmig zu drei übereinandergelegten Palmetten aus, welche die obere Zone füllen. Zwischen ihnen in den Kapitellmitten schlagen von beiden Seiten aus halbpalmettenförmige Blätter der Girlandenhebung entgegen. Auffallend der Abakus: die konkav eingezogene Platte stößt an den Ecken scharf heraus, aus der Seitenmitte drängen drei Nuten bis zum Kämpferrand vor. Das ist ausgezeichnete Steinmetzentechnik, vorzüglich gearbeitet, verrät in der Kantenbearbeitung und besonders in der Gesamtform feinste Kultur. Diese auffal-

lende Form der Abakusplatte tritt auch an der südwestlichen Säule auf. Hier scheint sie ganz aus der Kapitellplastik heraus motiviert: an den Kapitellecken vier Figuren in kauernder Stellung, zwischen je zweien ein maskenähnliches Gesicht, aus dessen Maul palmettenartige Blätter quellen. Hier nimmt der Abakus mit seinen vorstoßenden Ecken das plastische Vortreiben der Köpfe, mit seinen Nuten das breite Aufquellen der Masken auf. Achtmal gebrochener Halsring (entsprechend der Säulenform) und achtmal vorstoßender Abakus stehen in plastisch wirksamem Gegensatz zueinander. Die Figurenkomposition vermittelt.

Diese merkwürdigen Figurendarstellungen haben seit jeher viel Befremden erregt. Es sind obszöne Darstellungen: ein Mann, der sein Glied aufrichtet, ein Weib, das — Geld in der Hand — sich hinbreitet. Solche Drastik[1]) kann in der Kirche nur Daseinsrecht beanspruchen, wenn sie durch polare Entgegnung in symbolisierende Bedeutung erhoben wird. Diese Entgegnung gibt das Kapitell an der diagonal gegenüberstehenden Säule (nordöstlich), wo — unter einfach quadratischer Abakusplatte — an den Kapitellecken vier Engel in Brustbild dargestellt sind, in den Händen Bischofsstab, Gebetbuch, Kreuz und Weihrauchfaß tragend. Ihre Flügel decken in flach geschichtetem Gefieder die Kapitellseiten.

Tafel 30

Köpfe recht ähnlicher Bildung wie diese begegnen an der Kapitellzone des Chorpfeilers. Das Kapitell entsteht dabei in recht primitiver Form: über einen Halsring werden an den Runddienstkern, der durch den Halsring durchstößt, maskenhafte Köpfe angemeißelt, deren Haare sich ornamental nach beiden Seiten aufschlingen. An den Kapitellen der westlich vorgelegten Wanddienste sitzen je zwei Köpfe jeweils an den beiden Kapitellecken; die Fläche zwischen den Köpfen ist besetzt von Stielen mit angeschmiegten Halbpalmetten, die teils nach unten auslaufen, teils über die Stiele hinaus in den Zwickeln zwischen den Köpfen sich ausbreiten. Auch hier schlingt sich um das Wurzelstück der Stiele das diamantierte Band.

Zur gleichen Formwelt gehört das Kapitell über der Marmorsäule der Arkade in der Chorsüdwand: derbe aufsteigende Stengel, von denen palmettenartige Blätter sich ablösen, die teils nach unten lappen, teils beiderseits nach oben ausgreifen. Oder an der andern Kapitellseite: die Stiele verflechten sich und erstarren ins Ornamentale zurück. Die palmettenartigen Blätter haben durchwegs etwas schwerflüssig Dumpfes. Sie sind breitgekehlt. Der Kämpfer über diesem Kapitell schien ursprünglich nicht für diese Stelle gearbeitet: seine Abakusplatte setzt hinter den Kapitellkern zurück. Sein Profil unterscheidet sich nicht unwesentlich von dem der Mittelsäulenkämpfer: auf die obere Platte folgt eine Kehle, darauf zugespitzter Wulst, dann tiefeinziehende Kehle, die mit Schachbrettfries ausgesetzt ist, unter ihr Platte und dann die gekehlte Abakusplatte. Also ein lebhafteres, eleganteres Profil als bei den Mittelsäulenkämpfern. In dieser Eleganz paßt es besonders gut zu der doppelt (im Gegensinn) kannelierten Säule, deren irrational Schwebendes es in nervige Horizontallagen übersetzt. Dies Profil begegnet dann, nur ohne das Schachbrettmuster in der tiefen Kehle und ohne die gekehlte Abakusplatte, bei allen übrigen Kämpfern der

Tafel 26, 53

[1]) Die populäre Deutung dieser Szenen wollte in ihnen Anspielungen auf die Gemahlin Barbarossas sehen, die des Ehebruchs und unzüchtigen Lebenswandels angeklagt gewesen sei. In Beziehung hierauf zitiert B. Grueber (a. a. O. S. 30) die Beschreibung, die Fiorillo (Geschichte der zeichnenden Kunst, 2. Bd. S. 381) von einigen an der Porta Romana in Mailand angebrachten Basreliefbildern gibt, die auf die Kämpfe der Mailänder mit dem deutschen Kaiser Bezug hatten. Wir geben das Zitat hier wieder. „Was die Figur der Kaiserin betrifft, sah man sie in der unzüchtigen Stellung eines nackten Frauenzimmers, beschäftigt, mit einer Schere gewisse Teile zu bescheren . . .“

Oberkapelle, auch bei den Chorpfeilern. Die Profile der Mittelsäulenkämpfer bilden also eine Ausnahme.

Tafel 29 Unter den Wanddienstkapitellen im Schiff kehrt das Rautengeflecht mit den eingelegten Palmettenblättern, wie es unten begegnet, sehr ähnlich wieder (: Nordwand, zweiter Wanddienst von Westen). Eine reichere Abwandlung des Kapitells über der südöstlichen Mittelsäule begegnet an der Südwand (: zweiter Wanddienst von Osten. Ein Kapitell in der Süd-Ostecke zeigt zwischen hochgeführten Stengeln, die oben arkadenartig verbunden sind, ein nacktes Weib
Tafel 33 in Tanzstellung, in der Ecke einen Mann im Brustbild, der die Enden seines langen Bartes mit den Händen faßt. Alle diese Wanddienstkapitelle scheinen ohne Rücksicht auf die Anbringung angefertigt, also in der Werkstatt gearbeitet und bei der jeweiligen Versetzung dann entweder zum Teil in die Wand eingemauert oder der betreffenden Stelle entsprechend abgeschlagen
Tafel 33 worden zu sein. Einmal (im Nordosteck) begegnet das alte Motiv der von beiden Seiten ankommenden Löwen, die an der Kapitellkante im (einen) Kopf zusammentreffen. Ein Kopfkapitell, ganz wie diejenigen am Chorpfeiler, kehrt noch am nordwestlichen Eckdienst im Mittelraum wieder, hier ein mit oben umschlagenden Palmettenblättern fein gezierter Kämpfer.

Etwas abweichend von der bisher betrachteten Art erscheinen Kapitelle mit ornamental verschlungenen Palmettenblattbändern (Westwand: zweiter Wanddienst von Norden, Nordwand: zweiter Wanddienst von Osten, Südwand: zweiter Wanddienst von Westen), an ihnen tritt das
Tafel 29 Vegetative hinter streng ornamentaler Haltung zurück. Wieder anders einige Kapitelle mit eng geriefelten, das Kapitell-Eck überlagernden Blättern, die palmettenartig an den Ecken aufsteigen, während sich in die so gebildeten Zwickel die Umklappungen legen (Wanddienst im Nordwesteck des Chors), oder in einfacher Reihung aufsteigen und oben umklappen, wobei eine tiefere volutenartige Umklappung die Kapitell-Ecken aktiviert (Nordosteck im Chor).

Die Profilierung der Fenster an der Südwand wird nach Westen zu reicher. Während an der Laibung des ersten Fensters von Osten lediglich ein Rundstab eingesetzt ist, während am zweiten von Osten dieser Rundstab zwischen Kehlen gefaßt ist, umzieht die Laibung des westlichen Fensters der Südwand (Marmoraussetzung) ein sehr reiches Profil (: Rundstab, Kehle, Kehle, Rund-
Abb. 7 stab, Kehle, Rundstab, Kehle; immer durch Plättchen gesondert). Sehr sorgsam sind auch die Kanten des Rundfensters der Westwand ausgefast: mit einem Rundstab, der sich unter nebeneinander gesetzten kleinen Klötzchen hindurchzieht. (Außen ist die Dekoration der Ausfasung stark verwittert. Man darf wohl die gleiche wie innen annehmen). Das Rundfenster der Ostwand (Chor) ist in weichem Vierpaß geführt. Eine solche Entsprechung der Fensterformen in Ost und West darf wohl auch für die Unterkapelle als ursprünglicher Bestand angenommen werden. Aus dem nördlichen Nebenraum des Chors ist heute der westliche Teil durch eine Wand als Treppenhaus herausgeschnitten: hier führt eine Wendeltreppe (über Spindel) zum Dachboden hinauf. Weder der Ansatz noch der Auslauf dieser Treppe im heutigen Zustand lassen Schlüsse über ihre Weiterführung abwärts bzw. aufwärts zu. In halber Höhe des Treppenlaufs gelangt man durch
Tafel 34 eine einfache Türöffnung in einen kleinen ungefähr quadratischen Raum mit Fensterschlitz nach Norden, in dessen Nordosteck ein Kamin eingebaut war. Die beiden noch stehenden Kaminsäulen, vielfach abgefast, oben und unten mit — den Abfasungen entsprechend ansetzenden — Spitz-

blättern endigend deuten ins 15. Jahrhundert[1]). Hinter den Säulen ist noch der Ansatz eines Gesimses zu sehen, das in die Erbauungszeit der Kapelle paßt. Man muß also schließen, daß dieses kleine Gemach schon im ursprünglichen Zustand der Kapelle vorhanden war.

Die auf dem Dachboden sichtbaren Gewölbehügel zeigen regelmäßig geschichtetes Bruchsteinmauerwerk. Dachstuhl und Bedeckung entstammen der Restauration aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts (s. u. S. 109).

### e. Die übrigen Burgbaulichkeiten

Den Westen des Berings nimmt die — später aufgeschüttete — hohe Böschung ein. Am Nordhang stehen Anbau und Palas. Im Osten schließt eine starke Mauer ab, die dem Mauerwerk nach (unregelmäßiges Bruchsteinmauerwerk) der Hohenstaufenzeit entstammen könnte. Zahlreiche Auszwickungen weisen allerdings auf starke Überholung in spätmittelalterlicher Zeit (wohl gleichzeitig mit der Palasaufstockung) s. u. S. 109 f. Die Mauer fluchtet gleich mit der Ostmauer des Palas, ist aber wesentlich stärker als diese und steht mit ihr nicht in Verband. Sie reicht — „abzüglich einer späteren Ziegelrollschicht" — bis zur Höhe der Kragsteinzone an der Kapelle, was vermuten läßt, daß die Kapellengalerie einstmals mit einem auf dieser Ringmauer befindlichen Wehrgang in Verbindung stand. Ungefähr in der Mitte ihrer Erstreckung bildet sie einen (schwachen) Knick, welcher der Hangformation entspricht.

Im Süden läuft die Mauer in den Basteibau ein, der das Südost-Eck des Burgbezirks bewehrt. Tafel 10, 60
Er entstammt der Neubefestigung des 17. Jahrhunderts: Bruchsteinmauerwerk mit Ziegelmauerwerk durchsetzt, Südseite außen reines Ziegelmauerwerk, im Innern (langer Rechteckraum mit drei relativ kleinen Lichtöffnungen) Tonnenwölbung aus Ziegeln. Die Bastei springt an der Ostseite um ein kleines Stück, an der Südseite um ein großes Stück über die Mauerflucht hervor (Flanken): so konnten von hier aus die Kurtinen des Burgbezirks wirksam bestrichen werden. Am andern Ende dieser Südseite springt wieder ein Basteibau (nach Süd und nach West) stark heraus: die sog. „Krämlingsbastei". Zwischen den beiden Basteien liegt der Graben (gleichsam eingespannt), dahinter der Kasemattenbau.

Der Kasemattenbau – in den Futterwänden des Außenbaus reiner Ziegelbau, die Kernmauern zum Teil Bruchstein — befaßt den Burgeingang in sich und umbaut den „Schwarzen Turm" zu Dreivierteln. Der Burgeingang ist an der Außenseite durch ein mächtiges Rustika-Portal ausgezeichnet. Die geräumige Torhalle (tonnengewölbt) öffnet sich nach dem Burghof in ganzer Breite, Über Bruchsteinmauerwerk (mittelalterlicher Kern) geht Ziegelmauerwerk (17. Jh.) zur Tonnenwölbung auf. Östlich der Torhalle — Eingang von der Torhalle aus — ein (auf alten Plänen als Wachstube bezeichneter) großer Raum, neben ihm noch ein schmaler Raum, dessen Nordteil in die Tiefe führt. Von hier soll ein unterirdischer Gang unter dem Burghof durchgeführt haben, vgl. das Ausgrabungsergebnis, u. S. 54).

[1]) Aus dieser Zeit melden Chroniken den Einbau eines kleinen Wohngemaches an dieser Stelle. Grueber (a. a. O. S. 31 ) vermerkt hiezu: „. . . Es soll dem Egerer Bürger Sigmund Wohn oder Wan zwischen 1458—77 zu alchymistischen Versuchen gedient haben. Über diesen Wohn finden sich weiterhin in der Gegend so viele und abenteuerliche Sagen verbreitet, daß ein zehnbändiger Roman ausgefüllt werden könnte . . ."

An der Westseite der Torhalle der Durchbruch ins Innere des „Schwarzen Turms", mit Ziegeln ausgefüttert, also nicht ursprünglich. Westlich des „Schwarzen Turms" folgt die Flucht der fünf – untereinander verbundenen, gleich großen – Kasemattenräume, jeweils vom Burghof aus zugänglich, von Süden her durch tief abgeschrägte Fensteröffnungen (Schießscharten!) belichtet.

In Höhe des fünften (westlichen) Kasemattenraumes geht die Nordmauer in reinem Bruchsteinmauerwerk auf. Hier ist der Kasematte ein kleiner rechteckiger, gewölbter Raum vorgebaut, dessen West- und Nordwand – ähnlich wie die Südwand (Kasemattenmauer) – in Bruchstein errichtet sind, aber nicht untereinander in Verband stehen. Die zum Burghof in einem rechteckigen Portal sich öffnende Ostmauer ist in Ziegelmauerwerk errichtet, in Ziegeln auch die abdeckende Tonne.

Süd- und Westmauer scheinen mittelalterlichen Ursprungs zu sein. In der Südmauer der in flachem Rundbogen abgedeckte (mit Ziegeln ausgefütterte) Eingang zum Kasemattenraum (Abmessungen des Törleins: 1,4–2,2 m). Ob man in diesen Teilen Reste der ersten Burganlage zu sehen hat, erscheint angesichts der sorglosen Bruchsteinmauerung fraglich. Diese erinnert eher an die Mauertechnik der Hohenstaufenbauten, zum Teil sogar an die der spätmittelalterlichen Bauten. Über die Fortsetzung dieser Mauern (in Fundamenten) außerhalb des Kasemattenbaus unterrichtet der Ausgrabungsgrundriß.

Tafel 9, 59

Außerhalb des heutigen Burgbezirks steht der sog. „Mühlturm", unmittelbar an der Stelle, wo der Nordhang die leise Knickung erfährt. Der Turm reicht mit seinem Unterbau bis zur Talsohle hinunter. Form und Mauertechnik deuten auf spätmittelalterliche Zeit: gegen die Flußseite (Außenseite) halbrund, gegen die Burgseite (Innenseite) dreikantig; unregelmäßiges Bruchsteinmauerwerk (ähnlich der Palaswestwand). Über dem Sockel sind vier Stockwerke (durch Gesimsziehung) markiert, von denen nur die beiden oberen bewohnbare Räumlichkeiten enthalten und entsprechend mit Fensteröffnungen ausgestattet sind. Die unteren Geschosse (Keller) sind unzugänglich. Sehr starkes Mauerwerk, das nach oben zu sich verdünnt. Eingang im Südosten, in Höhe des hier verlaufenden ehemaligen Zwingers. Früher scheint der Turm unter dem Dachansatz mit einem Wehrgang versehen gewesen zu sein. Heute reiht sich an dieser Stelle nur noch ein Kranz schmaler Schießscharten. Früher scheint darüber ein spitzes Kegeldach aufgegangen zu sein (Siehe die alten Abbildungen, u. S. 58f.). Heute ist er mit einem sehr flachen, nach Nord und Süd abgewalmten Satteldach gedeckt. Der Turm dient heute als Wohnung des Burgwarts.

Tafel 2

## 2. ERGÄNZUNG DER BAUBESCHREIBUNG DURCH AUSGRABUNGSERGEBNISSE

### a. Ausgrabungen im Jahre 1911[1]) (Abb. 8)

1. Das wichtigste Ergebnis der Ausgrabungen von 1911 scheint uns die Feststellung eines ausgedehnten Gräberfeldes im östlichen Teil des Burghügelplateaus. In 2,25 m Tiefe unter der heutigen Erdoberfläche stieß man südlich der Kapelle auf eine 60 cm starke Humusschicht, in der man dichtgereiht Skelette aufdeckte. Einige dieser Skelette waren mit primitiv zugehauenen Steinplatten (zum Teil aus einem in der Nähe Egers nicht brechenden Granit) bedeckt. Die Lage der Skelette machte deutlich, daß die Toten in gestreckter Rückenlage mit eng an die Körper gepreßten Armen in west-östlicher Orientierung — Antlitz der aufgehenden Sonne zugewandt — reihenweise bestattet waren. Bei den meisten Skeletten fand man kleine Holzkohlenstückchen. An Beigaben fand sich nichts außer Schläfenringen, die in der Gräberstätte eine slawische vermuten lassen. Schädelmessungen — Jonas notiert Untersuchungsergebnisse Egerer Ärzte — ergaben unter 12 gemessenen Schädeln 11 ausgesprochene Langschädel, nur einen Kurzschädel. Josef Szombathy — aus Wien zum Fundort berufen — sprach die Gräberstätte als „frühslawisch" (6. bis Ende 10. Jahrhundert) an. Diese wie auch die in dem Bericht noch angeführten Datierungen von Wilhelm[2]) und von Jonas[3]) können entsprechend den Ergebnissen einer neuerlichen Untersuchung[4]) berichtigt werden. Die Ansetzung des Gräberfeldes kann bis ins 11. Jahrhundert hinaufgerückt werden.

Grabungen erwiesen, daß das Gräberfeld südlich bis unter den sog. „Tanzboden"[5]), nördlich bis zu den Fundamenten der Doppelkapelle sich erstreckte. Dicht an letzteren wurde eine glatt abgeschnittene Schädelhälfte gefunden, wohl beim Grundausheben für die Kapellenfundamente vom Spaten zerschnitten. Das beweist das Vorhandensein des Gräberfeldes schon vor Errichtung der Kapelle. Daß unter dem Kapellenboden keine Skelette mehr gefunden wurden, braucht in

[1]) Im Jahre 1911 wurden auf Veranlassung des „Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft" und der „k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege" (in Wien) Grabungen auf dem Bezirk der Egerburg angestellt. Mit ihrer Leitung war Architekt J. E. Jonas betraut. (Vgl. Paul Clemen, Die Kaiserpfalzen im „Zweiten Bericht über die Denkmäler Deutscher Kunst" des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Berlin 1913, S. 31—39 und J. E. Jonas, Bericht über die Ausgrabungsarbeiten auf der Kaiserburg zu Eger im Jahre 1911 in: Jahrbuch des kunsthistorischen Instituts der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege Bd. VI Beiblatt (Spalte 1—116), Wien 1912). Offenbar waren die Grabungsarbeiten behindert durch die von der Stadt Eger auferlegten Bedingungen „die reiche Baumvegetation in jeder Weise zu schonen" (Jonas a. a. O. Sp. 7). Nachprüfung des Ausgrabungsbefundes ist heute unmöglich, da sämtliche Grabungsstellen auf Anordnung der Egerer Baubehörde wieder zugeschüttet worden sind. (Vgl. auch den Bericht von Karl Siegel: Die Ausgrabungen auf der Kaiserburg Eger in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 50. Jahrgang, Prag 1912 S. 358 ff.) Neuerliche Ausgrabungen vieler von Jonas festgestellten Fundamente sind in den derzeitigen Zeitläuften unmöglich. — Wir referieren hier nur die für unsere Untersuchung belangvollen Feststellungen.

[2]) Wilhelm überlegt (Unser Egerland, XV. Heft IX. XI und XII) eine Ansetzung der Gräberstätte ins 12. Jahrhundert, vermutet teils noch heidnische, teils schon christliche Bestattung.

[3]) Jonas (a. a. O. Sp. 40) setzt die Christianisierung des Egerlandes überraschenderweise ins 8. Jahrhundert (sic!), was seine übrigen Schlüsse entsprechend beeinflußt.

[4]) Siehe u. S. 55 ff.

[5]) Bezeichnung des 18. Jahrhunderts für einen zwischen Kapelle und Südgrenze des Burgbezirks gelegenen Platz.

Anbetracht des dort ausgeschachteten Grundes nicht als Hinweis dafür genommen werden, daß das Gräberfeld nicht auch noch über den heutigen Standort der Kapelle hinaus sich erstreckt haben könnte. Ebenso verhält es sich mit dem nördlich anschließenden Platz des Palasgebäudes. Wir halten fest, daß auf dem Burghügel von Eger vor Aufrichtung der Kaiserpfalz eine ausgedehnte slawische Nekropole sich befunden hat, die der Pfalzenbau nicht schonte.

2. In Richtung etwa vom „Schwarzen Turm“ auf das Westende des Palasgebäudes wurde „ein etwa 2 m breites Mauerfundament“ festgestellt, das sich aber weder bis an den Palas noch bis an den „Schwarzen Turm“ heran verfolgen ließ. Leider fehlen auch hier alle näheren Angaben über Beschaffenheit des Mauerwerks und seine Erhaltung. Dieses Mauerfundament (siehe den Ausgrabungsgrundriß Abb. 8) verläuft in ungefähr gleicher Richtung wie die Westwand des Palasbaus.

3. Im Boden des Palasgebäudes wurden in der mittleren Längsachse 6 Pfeilerauflager, außerdem ungefähr in Höhe der mittleren Querachse ein durchgehendes Mauerfundament aufgedeckt. Die durch dies Fundament bezeugte Quermauer entspricht jener durch die Ansatzstelle in der Nordmauer festgestellten Teilungsmauer im Obergeschoß: der Westwand des Saales (vgl. oben S. 29). Eine in diesem Quermauerfundament bloßgelegte Türschwelle legt die Fußbodenhöhe des Erdgeschosses fest.

Unter diesem Fußbodenniveau wurden 6 große in Kreisbogenform angelegte Mauerungen in Bruchstein freigelegt, 4 in den Ecken des westlich der Quermauer gelegenen Raumes, 2 in dem östlich gelegenen. Diese Mauerungen reichen nur 30—75 cm unter Fußbodenniveau hinunter. Da eine derselben vor der erwähnten Türschwelle liegt, nimmt Jonas an, daß sie alle nicht über die Höhe dieser Türschwelle hinausragen konnten, eine Folgerung, die nur für den Fall gilt, daß Türschwelle und Mauerungen gleichzeitig bestanden bzw. daß die Türschwelle zur Zeit der Errichtung dieser Mauerungen noch in Gebrauch, nicht durch eine etwa höher gelegene, heute mit der Quermauer verschwundene ersetzt gewesen wäre. Jonas vermutet in diesen Mauerkreisen später angelegte Futterkammern, wozu er durch die Bestimmung des Palasuntergeschosses als Stall sich berechtigt glaubt. Datierungsfragen der Mauerringe läßt er offen. Im östlich gelegenen Raum wurde außerdem eine etwa 4 m im Durchmesser große ringförmige Mauerung aufgedeckt, deren ganz andere, primitivere Technik einen Zusammenhang mit jenen Mauerungen ausschließt. Zahlreiche Brandspuren in diesem Ring veranlaßten Tiefergrabung: der Lehmboden stellte sich bis zur Tiefe von 1m als verbrannt heraus, und zwar in weiterem Umfang, als die offenbar später an Felsformationen angeschlossene gemauerte Umzirkung die Stelle einschließt. Jonas vermutet Benutzung dieser Feuerstelle vor der Burgerbauung. Wilhelm (a. a. O.) vermutet in ihr eine altheidnische Opferstätte.

4. Wenige Meter südlich der Westpartie des Palasgebäudes wurden Fundamente eines kellerartigen Gebäudes festgestellt. In der Südwand dieser Fundamente fand sich, noch zur Hälfte wohlerhalten, das mit einem sorgfältig gearbeiteten Granitgewände eingefaßte Eingangsportal. In welcher Tiefe unter der Erde wird nicht angegeben (Innenausmessungen des „Gebäudes“ 2,2 : 2,6 m). „Im obersten Schutt fand man ein aus einem Stück hergestelltes kreisrundes Fenster“ (Jonas a. a. O. Sp. 109). Zwischen diesem Einbau und dem Palas wurden Fundamente von Räumlichkeiten und Gewölbreste festgestellt (Sp. 109).

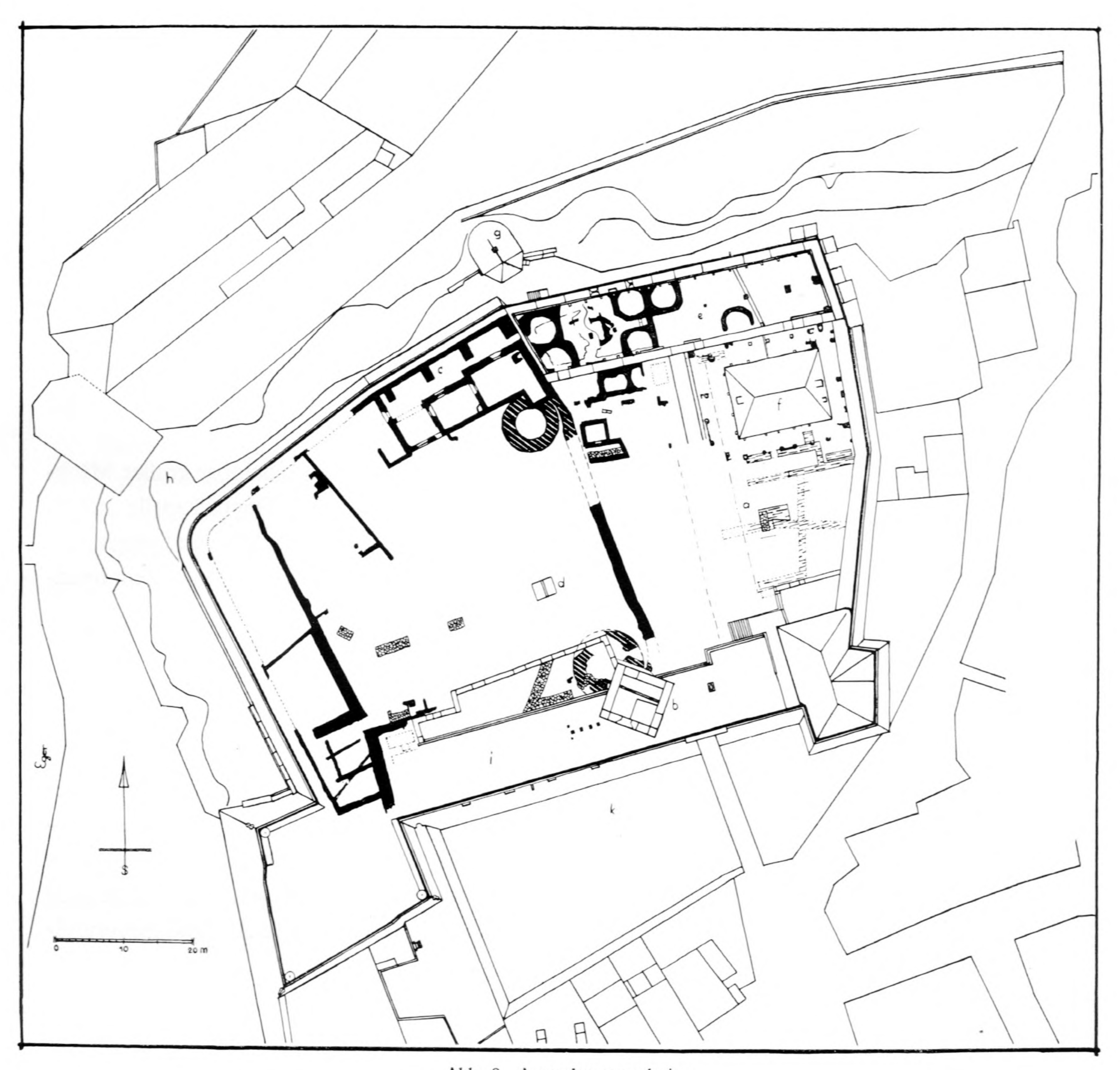



Abb. 8. Ausgrabungsergebnisse

▮ des Jahres 1911 durch J. E. Jonas (a. a. O.)
▨ des Jahres 1932 und 1933

a Gräberfeld, b Schwarzer Turm, c alter Wohnbau, d Brunnen, e Palasbau, f Doppelkapelle, g Mühlturm, h Felsenturm, i Kasematten, k Burggrab.

5. Grabungen rings um die Kapelle legten in durchschnittlich 2,5 m Abstand von den Kapellenmauern ziemlich primitiv geschichtete Säulenauflager bloß, die mit den in die Kapellenwände eingelassenen Kragsteinen korrespondieren, aber auch noch um die von Kragsteinen unbesetzten Kapellenwände herumziehen. Hier wurden dicht am Kapellensockel — an einigen Stellen — Steinpackungen festgestellt, auf denen Holzsäulen, welche die Kragsteine ersetzten, gestanden haben dürften. Ob diese Steinpackungen ebenfalls rings um die ganze Kapelle angelegt waren, wurde nicht festgestellt. So mußte die Frage ungeklärt bleiben, ob ursprünglich eine auf lauter hölzernen Stützen ruhende Galerie rings um die ganze Kapelle herumgeführt hat, die dann später durch eine auf der einen Seite auf Kragsteinen ruhende, nur die halbe (westliche) Kapelle umlaufende Galerie ersetzt worden wäre, — oder aber: ob ursprünglich eine einseitig auf Kragsteinen aufruhende Galerie die halbe Kapelle umlaufen habe, die dann später ohne Einfügung der entsprechenden Kragsteine beidseitig auf Holzsäulen um die ganze Kapelle herum erweitert worden wäre. Jonas hält die Kragsteine für spätere Einbauten (geringerer Verwitterungsgrad gegenüber den Lisenenstücken, Lisenenbeschädigungen durch die Einfügung der Kragsteine) und folgert daraus kurzerhand den nachträglichen Einbau der Galerie überhaupt (Sp. 18, falls wir die etwas unklare Ausdrucksweise richtig deuten).

6. Unter dem Chor der Unterkapelle fand sich „ein Fundament von scheinbar großer Mächtigkeit“, welches „in keinem kausalen Zusammenhang mit dem Bau der Doppelkapelle steht“. Nähere Angaben über die Beschaffenheit dieses Fundamentes, welche eine zeitliche und zweckliche Bestimmung ermöglichen könnten, fehlen (Jonas, a. a. O. Sp. 51). In 25 cm Tiefe unter dem heutigen Fußbodenbelag der Unterkapelle wurde ein alter Belag aus quadratischen Ziegelplatten freigelegt (Plattengröße 17 : 17 cm).

7. In dem Kasemattenabschnitt unmittelbar westlich vom „Schwarzen Turm“ wurden in ost-westlicher Richtung (etwa anschließend an die Westkante des Turms) vier Ziegelpfeiler-Stümpfe aufgedeckt. Es sei schon hier auf den Plan eines k. k. Ingenieurs von etwa 1672 verwiesen (Abb. bei Jonas a. a. O. Fig. 4), der den Kasemattenbau nördlich in der Fluchtlinie dieser von Jonas aufgedeckten Ziegelpfeiler abschließen läßt. Ist der Plan zuverlässig? Reichte also die Kasematte damals nur bis hierher, bzw. war sie nur bis hierher projektiert? Und warum gerade bis hierher? Bis zu einer Linie also, die hinter der westlichen Abschlußwand der Kasematte fortgesetzt wird von einem von Jonas aufgedeckten Mauerfundament (siehe den beigegebenen Ausgrabungsgrundriß)?

8. Auf der Suche nach der westlichen Ringmauer stieß Jonas hinter dem Westabschluß der Kasemattenbauten und nördlich davon auf Reste von Mauerfundamenten. Besonders ein ungefähr in der Verlängerung der Fluchtlinie der Kasemattenwestwand nördlich ziehendes Mauerwerk fällt durch seine Mächtigkeit und Tiefe auf. (2,5 m stark, 9 m tief). „Die Mauertechnik entspricht etwa derjenigen der mittelalterlichen Stadtbefestigung“ (sic!). Aus den spärlichen Angaben des Berichtes läßt sich Genaueres nicht erschließen. Fundamente, die weiter westlich aufgedeckt wurden, zeigten primitivere Mauertechnik, was Jonas hier auf romanische Erbauungszeit schließen läßt (a. a. O. Sp. 65).

An verschiedenen Stellen des Burghofes wurde Bruchsteinpflaster aufgedeckt (so nördlich der Kasematten in 1,5 m Tiefe, außerdem über dem Gräberfeld usw.), was Jonas die Vermutung

aussprechen läßt, daß der ganze Burghof gepflastert gewesen sein dürfte. Entsprechend dem Verlauf der durch die Ausgrabungen aufgedeckten alten Humusschicht darf man eine sanfte Neigung des ursprünglichen Burggeländes von Süd nach Nord annehmen. Über die aus den gleichen Aufdeckungen erschließbare Ostwestlagerung sagt Jonas nichts.

Jonas hält es für möglich, daß schon zu Slawenzeiten dieser Hügel befestigt war (a. a. O. Sp. 100). Den „Schwarzen Turm" bezeichnet er ohne nähere Begründung und ohne genaue Datierung „der Hohenstaufenzeit nahestehend" (Sp. 102), wobei er die Möglichkeit offen läßt, daß schon vor dem „Schwarzen Turm" ein deutscher Burgturm hier gestanden haben könnte.

### b. Ausgrabungen im Jahre 1932 (Abb. 9 a, Tafeln 38, 39)

1. Jonas hatte 1911 unter der damals westlich an den Palas anschließenden Böschung mittels Stollenbaus die Grundmauern des durch alte Abbildungen und Pläne, sowie durch Berichte bekannten alten „Kuchelhauses" ermittelt. Durch Abgrabung der Böschung im Frühjahr 1932 wurden sie völlig freigelegt[1]), so daß die Feststellungen von Jonas ergänzt werden können.

Innenaufteilung des Häuschens: drei größere Vorderräume, gepflastert, — im östlichen ein Herd, gegen Südosten ein Erker[2]). Drei kleinere Hinterräume, ungepflastert. Zwischen den Zimmern ein spätgotisches Türgewände aus Granit. Ein gleichzeitiges Türsturzfragment im Schutt.

Das Gebäude erweist sich als ein sorglos und ziemlich roh an die nördliche Ringmauer und an die westliche Palaswand angeschobener Zweckbau. Es ist nicht unterkellert, steht ohne tiefere Fundamente auf einer lehmigen Aufschüttung. Der Anschluß an die nördliche Ringmauer wurde später — vermutlich bei der Neubefestigung — unterbrochen durch Stützmauern bzw. Pfeiler, mit denen die Ringmauer auch von dieser Seite gefüttert wurde. Der Anschluß an die Palaswestwand ist teils in Bruchstein, teils in Ziegelmauerwerk durchgeführt. An den restlichen Mauerteilen überwiegt Bruchstein. Hier könnten ältere Mauerzüge verwendet worden sein.

Der Befund macht klar, daß es sich hier um einen — fast möchte man sagen — Notbau wohl des 15. Jahrhunderts handelt. Er kann also nicht Anlaß zu der Schrägführung der Palaswestmauer, die uns den Ausgangspunkt der Fragestellung gibt, gewesen sein. (Vgl. o. S. 28). Steht er an Stelle eines früher hier befindlichen größeren Baues?

2. Zur Erhellung dieser Frage wurden innerhalb des Areals dieses kleinen Gebäudes und unmittelbar vor ihm (am Südosteck, wo es an die Palasmauer anschließt,) neuerliche Grabungen unternommen[3]).

Die Grabungen innerhalb des kleinen Baues förderten keinerlei Fundamente zutage, die auf einen ursprünglich hier stehenden romanischen Großbau hätten schließen lassen dürfen. Im Gegenteil: aufgedeckte Brandherde und Scherben (10. Jahrhundert) machten wahrscheinlich, daß an dieser Stelle niemals tieferreichende Fundamente das Terrain zerstört hatten.

---

[1]) Auf Veranlassung von Reg.-Rat. Dr. Karl Siegl (Eger).

[2]) In diesem Raum bzw. dem anschließenden Gang wurden Wallensteins Offiziere ermordet, nicht im Palassaal, der damals wohl nicht mehr gebrauchsfähig war. Vgl. das Gemälde: Die Ermordung der Wallensteinschen Offiziere auf der Burg zu Eger, im städtischen Museum zu Eger, abgeb. bei K. Siegl: Wallenstein. Eger 1934.

[3]) Auf Veranlassung des Verfassers vom Landeskonservator Prof. Dr. Kühn bei der Stadt Eger angefordert. Juni 1932.

7*

Dagegen legten Grabungen unmittelbar vor dem Hause, vor dessen Südosteck, kreisrund verlaufende Fundamente von großer Mächtigkeit frei, die eindeutig einen hier ehemals aufgehenden Rundbau erwiesen. Die Fundamente, ca 2 m stark, sind in Bruchsteinmauerwerk aufgeführt, dessen einzelne Steine zum Teil von beträchtlicher Größe sind. Die Gesamtgrundfläche dieses Rundbaus hat einen Durchmesser von 8,50 m bei einer lichten Weite des Innenrunds von 4,50 m. Die Fundamente setzen in ungefähr 1 m Tiefe unter heutigem Terrain an, reichen bis zu $2^1/_2$ m hinunter. Das Rund ist nicht mehr vollkommen intakt: gegen Nordwest klafft ein großer Ausbruch (ob durch den Stollenbau von Jonas anläßlich der Ausgrabungen von 1911 (!) oder schon viel früher, vielleicht anläßlich der Errichtung des kleinen Baues im Norden veranlaßt, bleibt ungewiß). Ein kleiner Ausbruch gegen Süd.

Die genaue Untersuchung des Einschnittes ergab zwei übereinanderliegende Estrichschichten. Eine obere deutlich wahrnehmbare besteht aus 6 cm hohen Ziegeln, die auf Kohleschichten gebettet sind. Sie zieht sich über den Fundament hin, reicht bis unter die Schwelle des kleinen Gebäudes. Man darf sie also als Pflaster vor diesem Küchenbau ansprechen, wohl ungefähr gleichzeitig mit diesem (spätes Mittelalter). Der Rundbau war also zur Zeit dieser spätmittelalterlichen Bautätigkeit schon verschwunden. Die Kohleschicht unter diesem Estrich, überall gleichmäßig durchlaufend, deutet auf vorhergegangenen Brand an dieser Stelle. Wurde der Neubau des 15. Jahrhunderts also doch anstelle eines früher hier befindlichen, irgendwann abgebrannten errichtet? Da von einem solchen früheren Bau keinerlei Fundamentreste unter dem Estrich des (nicht unterkellerten) spätmittelalterlichen Gebäudes aufgedeckt werden konnten, könnte nur ein kleiner Bau (Wirtschaftsanbau an den Palas) angenommen werden.

Eine untere Estrichschicht wurde in 1,80 m Tiefe unter heutigem Terrain festgestellt: gestampfter Boden mit Steinuntermengung. Sie verläuft nur innerhalb des Mauerrunds. In ihr hat man die Sohle des Rundbaus zu erblicken.

An der Ostseite dieses Rundfundamentes zeitigten die Grabungen ein anderes wichtiges Ergebnis: dicht an seinem Rande, der Rundung in geringem Abstand (20 cm) ausweichend, wurden Fundamente eines mächtigen Mauerzugs freigelegt: Stärke 2,10 m, gleiche Tiefe wie das Rundfundament. Sie stellten sich als unmittelbare Fortsetzung der die Palaswestwand tragenden Fundamente heraus: sie stehen mit diesen in Verband und stoßen in Richtung der Palaswand, entlang dem Rundfundament, bis zu deren südlicher Fluchtlinie vor, brechen dann unvermittelt ab. Abbruchspuren sind deutlich wahrnehmbar. Die Palaswestwand scheint wesentlich später auf diese Fundamente aufgesetzt: das aufgehende Mauerwerk ist wesentlich schwächer als die Fundamente und in anderer Mauerungstechnik durchgeführt (s. o. S. 28). Es schließt in klarer Kantenflucht mit der Palassüdmauer ab, während die Fundamente ohne Unterbrechung weiterziehen. Ihre Richtung zielt auf jene von Jonas 1911 aufgedeckten Mauerfundamente (nördlich vom „Schwarzen Turm“, s. o. S. 48, Nr. 2). Die Annahme drängt sich auf, daß diese also tatsächlich bis zum Nordring durchstießen. Und zwar stießen sie am Nordring just an der Stelle auf, wo der Nordhang die oben (S. 27) erwähnte Knickung erfährt. Ob die nördliche Ringmauer überhaupt an diesem Hangknick südlich einbog, ob dieser Nord-Süd-Mauerzug also die östliche Ringmauer darstellt, läßt sich aus dem Befund nicht feststellen. Gerade an dieser kritischen Stelle lassen spätere Verbauungen, die von der Neubefestigung des 17. Jahrhunderts stammen dürften, eine Aufschluß verspre-

chende Untersuchung des ursprünglichen Mauerverlaufs nicht zu[1]). Aus der Untermauer der Palasnordwand ist nichts Aufschlußgebendes zu ersehen.

Wir halten fest: nahe dem Nordhang, ungefähr in der Mitte seiner Erstreckung, ging ein Rundbau auf. Östlich von ihm, seiner Rundung ausweichend, verlief ein mächtiger Mauerzug, der im rechten Winkel auf den Nordring aufstieß. Über seinem nördlichen Teil wurde später die Palaswestwand errichtet. Vielleicht diente er schon vorher einem älteren, westlich oder östlich aufgehenden Gebäude als Abschlußwand. Die Schrägführung der Palaswestwand ist also

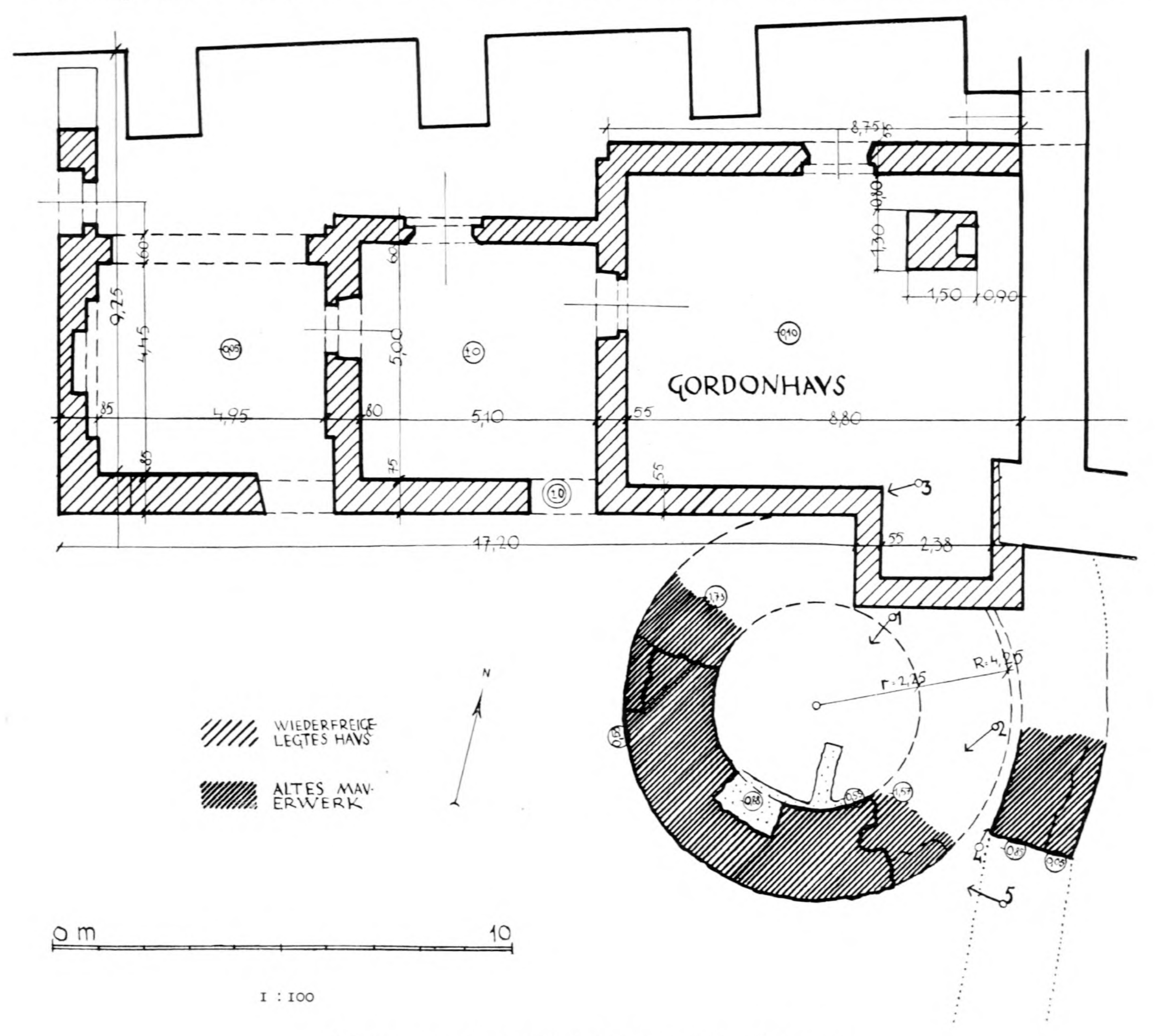



Abb. 9a. Ausgrabungsergebnisse 1932 (nördlicher Rundbau)

durch den vom Erbauer vorgefundenen Bestand, entweder nur Mauer, oder aber Mauer mit anschließendem Gebäude, bedingt.

3. Bei neuerlicher Aufgrabung im ersten Kasemattenraum (westlich des „Schwarzen Turms“)

[1]) Der an dieser Stelle trügerische, weil älteres und jüngeres Mauerwerk ungeteilt, wiedergebende Ausgrabungsgrundriß von Jonas (Abb. 8) darf hier nicht zu allzu schnellen Schlüssen verleiten.

stieß man ungefähr in der Mitte zwischen Südabschlußwand und den von Jonas festgestellten Pfeilerstümpfen (vgl. o. S. 163 Nr. 7) auf Fundamente eines in Ost-West-Richtung verlaufenden Mauerzugs (starkes Bruchsteinmauerwerk). Eine eindeutige Beziehung auf die ursprüngliche Ringmauer ließ sich nicht erweisen.

4. Unter der Tordurchfahrt wurde ein — wohl dem 17. Jahrhundert entstammender — unterirdischer Gang festgestellt, der Wachstube (östlich des Eingangs) und Turmuntergeschoß verband.

### c. Ausgrabungen im Frühjahr 1933 (Abb. 9b, Tafel 40)

Zur weiteren Klärung der Befunde wurden im darauffolgenden Jahre noch einmal Grabungen angestellt: der Verlauf des für die Gesamtanlage wesentlichen Nord-Süd-Mauerzugs, wie Jonas ihn eingetragen hatte, sollte nachgeprüft und weiterverfolgt werden [1]. Neuerliche Freilegung des betr. Mauerstücks (a) ließ erkennen, daß das Mauerwerk (: grobe Bruchsteinschichtung) von ungefähr gleicher Art ist wie jenes im Nordteil freigelegte (Rundbau und Mauerzug). Seine ursprüngliche Stärke war nicht mehr zu ermitteln: Abbruchspuren an der Westflucht machten deutlich, daß die heutige Stärke von etwa 1 m nicht die ursprüngliche ist. Abbruchspuren am Südende ließen auf ursprünglichen Weiterverlauf schließen. Bog sie zur Nordkante des „Schwarzen Turms“ ein? Grabungen in dieser Richtung legten wieder mächtiges Bruchsteinmauerwerk frei (b), dessen Ostkante hier aber in leiser Kurve verläuft. Sollte es sich hier wieder um ein Rundfundament handeln? Sein plötzlicher Abbruch im Süden ist bedingt vom Durchstoß einer Kanalanlage, die ohne Rücksicht auf die alten Fundamente im späten 19. Jahrhundert hier durchgelegt worden war.

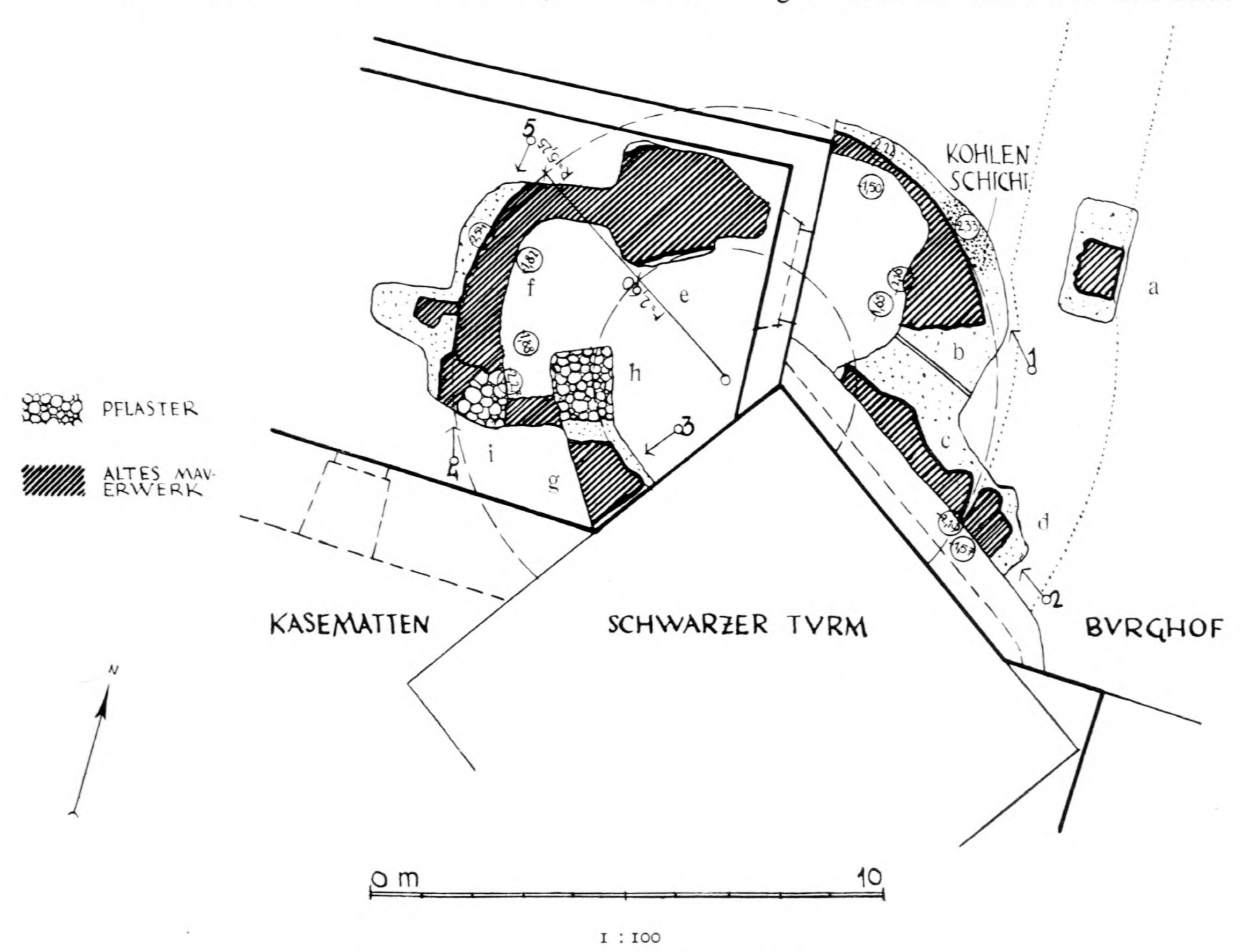
Tafel 40

Wie stieß dieses Mauerwerk an die Fundamente des „Schwarzen Turms“ an? Einstiche an der Nordkante des Turmes legten zunächst ein (spätes) Stützmauerwerk für die Turmfundamente frei und unmittelbar (außen) anschließend an dieses wieder mächtige Maueransätze (c) von der gleichen Formation wie b. In wenig Zentimeter Abstand von deren wieder leis gekurvter Ostkante ein zweites Fundament in etwa 1 m Stärke, das offensichtlich die Fortsetzung des Nordsüd-Mauerzuges (a) darstellt (d). Handelt es sich bei b und c wirklich um Fundamente eines Rundbaus, so mußten dessen Spuren auch westlich im Hofe des den Kasematten vorgelegten, durch Mauerzüge abgeschlossenen Hofraums in Erscheinung treten. Einstiche an den betreffenden Stellen legten tatsächlich gleiche Mauerfundamente frei (e, f, g). An dem einen Teilstück (e), dessen Kanten deutlich hervortreten, läßt sich die Mächtigkeit genau feststellen: 2 m. An zwei Stellen (h, i) wurde alte Pflasterung aufgedeckt, beide in einer Schicht etwa 25 cm höher als die Fundamentoberfläche, diese teilweise überlagernd, also später. Der Anstoß der Fundamente an die (westliche) Turmkante (g) erfolgt hier nicht unmittelbar, sondern etwa 2 cm Zwischenraum lassend. Abbruch an dieser Stelle ist unverkennbar.

Die aufgedeckten Teilstücke des Fundaments lassen sich durch Zirkelschlag unschwer zu einer (etwas unregelmäßigen) Kreisform ergänzen. Durchmesser 10 m. Der Schluß auf einen

[1]) Auf Veranlassung des Verfassers von Konservator Prof. Dr. Kühn bei der Stadt angefordert und mit Hilfe des städtischen Bauamtes (Ing. Hanner, Ing. Schütz) durchgeführt.

Rundbau ist unausweichlich. Die Mächtigkeit der Fundamente läßt an einen Rundturm denken. Da er nicht die Kante des „Schwarzen Turms“ umfangen haben kann, muß man — wozu ja schon die Abbruchstellen am Anstoß an die Fundamente des „Schwarzen Turms“ zwingen — schließen, daß der hier aufgehende Rundturm älter als der „Schwarze Turm“ ist, bei daß dieser Errichtung dieses neuen Bergfrieds abgebrochen wurde. Die Fundamente blieben liegen, soweit sie nicht durch die Fundamente des neuen Turms verdrängt wurden[1]). Die Gleichheit des Mauerwerks der Fundamente dieses Rundbaus, des nördlich aufgedeckten Rundbaus und des beide




1 : 100

Abb. 9 b. Ausgrabungsergebnisse 1933 (südlicher Rundturm)

tangierenden Mauerzugs legt die Annahme nahe, daß diese drei Bauteile, zeitlich und als System, zusammengehörten[2]).

## d. Ausgrabungen im Herbst 1933[3]) (Tafel 40)

Diese letzten Nachforschungen folgten zunächst archäologischen Fragestellungen: sie sollten den Spuren vordeutscher Besiedlung auf dem Egerer Burggelände, wie sie in den bisherigen Gra-

[1]) Im Innern des „Schwarzen Turms“ wurden die Fundamente des Rundbaus von den neuen Fundamenten verdrängt, die Mauerfundamente restlos getilgt.

[2]) Vgl. die auf Abb. 9a und b eingetragenen Höhenpunkte (in den kleinen Kreisen). Sie sind bezogen auf die Höhenlage der Türschwelle des „Kuchelhauses“ (1,0 im Doppelkreis auf Abb. 9 a).

[3]) Anlaß und Gelegenheit zu diesen Grabungen bot die Herrichtung des inneren Burggeländes zur Errichtung eines Freilicht-

bungen stellenweise — vor allem in dem 1911 aufgedeckten großen slawischen Gräberfeld — zutage getreten waren, zusammenfassend nachgehen.

Die Grabungen bezw. die durch sie gehobenen Scherbenreste stellten drei klar erkennbare Kulturschichten sicher. Die älteste von ihnen war ziemlich ununterbrochen über das ganze Terrain der Burg verbreitet. Mit Sicherheit konnte sie allerdings nur da festgestellt werden, wo sie durch spätere Umwälzungen, Einbrüche baulicher Art oder Einebnung des Geländes nicht berührt war. Ihre Exaktheit kann in dem Raum zwischen nördlichem Rundbau und „Schwarzem Turm" verbürgt werden. Hier zieht sie sich in nord-südlicher Richtung entlang dem Quermauerzug in etwa 1 m Tiefe unter heutigem Terrain hin. Diese frühe Besiedelung, deren Kulturschicht unzweideutig Spuren von Wohngruben mit Aschekohle-Schichten und Speiseresten enthält, kann nach Scherbenfunden ins 10. Jahrhundert datiert werden.

Über dieser Kulturschicht lagerte eine zweite — nach Gnirs [1]) auf einem künstlich errichteten Planum als Zwischenschicht —, deren Spuren ebenfalls in Wohngruben und Scherbenresten sichergestellt werden konnten. Sie ist ins 11. und 12. Jahrhundert zu setzen. Funde von kleinen silbernen und bronzenen Schläfenringen lassen sie mit dem Gräberfeld im Osten in Beziehung treten.

Entlang der Westgrenze der Nekropole verläuft eine ziemlich breite Terrainmulde (ungefähr in der Achse des heute noch in den Unterraum des Palas führenden Rampenweges, etwa 3 m westlich der Westfront der Doppelkapelle). Ob man sie [2]) mit einem künstlich zu fortifikatorischen Zwecken ausgehobenen Graben identifizieren darf, der die Friedhofanlage von der mit dem Oberland verbundenen Burgwallsiedlung geschieden hätte, muß mangels klarer Beweise dahingestellt bleiben. Es würde allerdings dem von alten slawischen Burgwallsiedlungen bekannten Bild entsprechen.

Man wird sicher die untere der beiden Schichten, vielleicht auch noch die obere einer slawischen Burgwallperiode des Egerhügels zurechnen dürfen (10. bis beginnendes 12. Jahrhundert): im Osten auf der Hügelkuppe das Gräberfeld, von ihm durch eine Terrainmulde geschieden die Siedlung, also die für slawische Burgwallsiedlungen typische Anlage.

Einige Scherbenfunde beweisen einwandfrei eine dieser Burgwallsiedlung lang vorausgehende Besiedlung des Territoriums der Burg aus der jüngeren Bronzezeit, der jüngeren Periode der sogenannten Lausitzer Kultur. Außer dieser nackten Konstatierung kann heute über Ausdehnung und Dauer einer solchen Siedlung nichts Bindendes ausgesagt werden. Interessant ist, daß

---

theaters für die Wallensteinfestspiele 1934 durch die Stadt Eger. Veranstalter der stratographischen Untersuchung war das tschechoslovakische staatliche Archäologische Institut in Prag (Direktor: Dr. Buchtela, Ausgräber: Dr. Anton Gnirs, Elbogen und Dr. Anton Kroll, Prag. Da es dem Verfasser unmöglich war, diesen Ausgrabungen beizuwohnen, wird hier nach Angaben des archäologischen Amts berichtet, für deren freundliche Übermittlung Herrn Dir. Dr. Buchtela herzlicher Dank gesagt sei.

[1]) Gnirs will — laut brieflicher Mitteilung an den Verfasser — auf dieser Schicht schon entwickeltes Bauwerk: Fußböden aus Kalkmörtelestrich, umfaßt von Bruchsteinwerk (Phylit), auf dem Holzfachwerk mit Lehmwänden stand, festgestellt haben. Ein Bauwerk (dieser Burgwallsiedlung) sei unmittelbar westlich des von Jonas 1911 angegrabenen Nord-Süd-Mauerzugs gestanden. Es zeige an allen Stellen heftige Feuereinwirkung. Spoliierung der schließlich übriggebliebenen Steinfundamente (zum nachfolgenden Burgenbau) sei kenntlich. — Da Anton Gnirs inzwischen plötzlich gestorben ist, sind Rückfragen nach genaueren Anhaltspunkten für diese Behauptungen unmöglich. Da die übrigen Ausgräber und Beurteiler der Funde diese für so frühe Zeit erstaunlich anmutenden Annahmen von Gnirs nicht bestätigen können, neuerliche Nachgrabungen aber unmöglich sind, seien diese Feststellungen mit allem Vorbehalt wiedergegeben.

[2]) So Gnirs (in brieflicher Mitteilung). Skeptisch stimmt das Fehlen einer Böschung am Grabenrand, wie sie bei künstlichem Aushub und fortifikatorischem Zweck doch wohl anzunehmen wäre.

außerhalb der Burg, auf dem Rande des gegenwärtigen tiefen Grabens vor zwei Jahren gelegentlich einer Kanalisierung gleichfalls einige Scherben aus der Lausitzer Kulturperiode gefunden wurden, so daß geschlossen werden darf, daß diese Ansiedlung der jüngeren Bronzezeit noch außerhalb des Burgterritoriums nach Süden sich erstreckte.

Über den beiden frühmittelalterlichen Schichten folgt eine weitere Kulturschicht, die offenbar schon mit der Erbauung der Doppelkapelle zusammenhängt: sie enthält — namentlich in der Umgebung der Doppelkapelle (südwestlich) — viele Werkstückreste und Absplitter aus dem gleichen Granit, der im Bau der Doppelkapelle begegnet. Auch einige ornamentierte diesbezügliche Steine traten zutage. Man darf hier also wohl den Werkplatz der Steinmetzen vermuten, welche die Granitarchitekturstücke für die Doppelkapelle (und wohl auch für den Palas) bearbeiteten[1]). Auf dieser Schicht wurde als wesentlichstes Fundstück eine massive Bronzeschnalle gehoben: 5 cm lang, 2,7 cm breit. Vergoldungsspuren. Nietenlöcher an den Ecken. Auf der Haftplatte das Bild des Doppeladlers, in grünlichem Grubenemail geziert. Nach Gnirs: niederrheinische Arbeit des 12. Jahrhunderts.

[1]) Gnirs will (laut brieflicher Mitteilung) auf dieser Schicht die Fundamente eines ansehnlichen Gebäudes erkannt haben, als dessen Westmauer jene von Jonas 1911 angegrabene Nord-Südmauer anzusprechen sei. Fundamentspuren von Rückwand (im Osten) und Querwänden seien zu erkennen gewesen. Die Länge des Gebäudes sei mit mindestens 26 m, die Breite mit 8—9 m anzusetzen. Der Bau sei also mit seiner Ostfront bis dicht an den Trennungsgraben zwischen Gräberfeld und Siedlung herangeschoben gewesen. Innerhalb des in Bruchstein aufgeführten Gebäudes sei die Kulturschicht der Burgwallzeit nur in einzelnen Nestern mehr vorhanden gewesen. Dieser Bau scheine nach kurzem Bestande zur Material- und Platzgewinnung für eine Neuanlage des späten 12. Jahrhunderts abgetragen worden zu sein. Unmittelbar darauf sei auf dieser Ruinenstätte der Werkplatz für die Steinmetzen eingerichtet worden. — All diese Behauptungen passen allzuschön in die von uns aus geringen aber gesicherten Anhaltspunkten erschlossenen Konstruktionen, als daß wir sie ohne nähere Nachprüfung — die heute unmöglich ist — übernehmen könnten. Der Großbau müßte dann ja der gesuchte Wohnbau der Dipoldschen Anlage (12. Jahrhundert) sein (vgl. u. S. 73). Aber die neuerlich aufgedeckten Mauerfundamente, die Gnirs nun als Westfront eines Großbaus anspricht, scheinen uns nach Aussagen anderer Augenzeugen und nach Angaben der photographischen Aufnahmen allzu sorglos geschichtet (viel sorgloser als die Fundamente der Rundbauten), als daß wir über ihnen hochaufgehendes Mauerwerk eines Großbaus annehmen möchten. Vielleicht darf man in ihnen nur Grundlagen einer Böschungsmauer (zwischen Friedhof und Burghof) oder aber den Kern eines (gleichen Zwecken dienenden) Erdwalls sehen. Die unbedingt haltbaren Ergebnisse der Grabungen haben wir im Text vermerkt. Vgl. Abb. 11.

## 3. ERGÄNZUNG DER BAUBESCHREIBUNG DURCH ALTE ABBILDUNGEN, PLÄNE UND BERICHTE

### a. Alte Abbildungen

Die älteste uns erhaltene Abbildung stammt erst aus dem 16. Jahrhundert, also aus einer Zeit, da das Interesse der Zeichner sich schon auf die „Stadt" Eger konzentrierte, während die Pfalz nur als ein mehr oder weniger beachtenswerter Bestandteil der Stadt mitgegeben wird.

Tafel 2

1. Der Holzschnitt in Sebastians Münsters Cosmographie (hrg. 1546) bietet die erste uns faßbare Abbildung der Burg. „Die Stadt Eger in dem Behemerwald gelegen, contrafehtet nach jetiger Gelegenheit". Die Pfalz erscheint verhältnismäßig ausführlich wiedergegeben. Ihre durch den Flußlauf geschützte Lage tritt deutlich in Erscheinung.

Der äußere Ring erscheint schon in die Stadtbefestigung eingezogen. Unterhalb dieses äußeren Ringes führt — an der Eger entlang — nochmal ein Mauerzug. Der Eintritt in den zwischen innerem und äußerem Ring gelegenen Zwinger, der hier also in den Zug des Stadtrings aufgenommen ist, erfolgt durch ein kleines an der Eger gelegenes Tor, das „Mühltor". Es folgt der „Mühlturm", ungefähr in heutiger Gestalt (unter dem Dachansatz ein Wehrgang), am Eck des Rings der „Felsenturm". Er ist rund. Über dem dritten Stockwerk läuft ringsum ein Wehrgang, darüber ein Spitzhelm.

Der Palasbau erscheint mit dem Fachwerkaufbau, der das eigentliche Hauptgeschoß, das Arkadengeschoß, stark zusammendrückt. Über die Art des Fachwerks ist aus der Zeichnung nichts auszusagen. Den Ansatz der (nördlichen) Ringmauer an den Palas verdeckt der davorstehende „Mühlturm". Die große Quadermauerung dieser Ringmauer ist besonders hervorgehoben, und zwar in gleicher Art wie bei dem „Schwarzen Turm" (Buckelquader?). Am untern Teil der Mauer — in Höhe des Palaserdgeschosses — verläuft ein gedeckter Wehrgang, der offenbar in „Mühlturm" und „Felsenturm" seine Stützpunkte hatte.

Über der Ringmauer treten die an den Palas angebauten Häuser in der Dachzone hervor: unmittelbar an den Palas anschließend ein höheres, daneben noch ein kleineres. Aus dem Dach des ersten ragt ein großer (Küchen)-Kamin. Beide Anbauten sind — wie auch der Palas — mit hohen Satteldächern — Firstlinie Ost-West — gedeckt.

Die Kapelle — der Sichtbarkeit zuliebe aus der Perspektive gerückt — erscheint zwischen Palas und „Schwarzem Turm". Sie ist wesentlich niedriger als der Palasbau. Auf dem First des hohen Satteldachs — gegen Osten geschoben — sitzt ein verhältnismäßig kräftiges Türmchen (offenbar über sechsseitigem Grundriß) mit sehr hohem Spitzhelm.

Der „Schwarze Turm" erscheint auf dem Blatt dicht hinter der nördlichen Ringmauer. Eine Leiter führt zu dem Eingangstörchen. Um den Dachansatz verläuft ein gedeckter Wehrgang.

Das sehr hohe Satteldach ist an Ost- und Westseite abgewalmt, an den Dachseiten treten über den Wehrgang kleine, mit Spitzhelmen gedeckte Türmchen hervor.

2. Eine kolorierte Zeichnung, die jüngst aufgefunden wurde[1]), ist offenbar nach dem Schnitt in Münsters Cosmographie gefertigt. Die dort auftretenden Unklarheiten werden hier zu offenkundigen Fehlern, die dartun, daß der betreffende Zeichner die Örtlichkeit überhaupt nicht kannte („Schwarzer Turm" in die nördliche Ringmauer eingebaut usw.). So wird man auch dem Umstand wenig Bedeutung beimessen dürfen, daß der westliche Teil des — wieder sehr mächtig gegebenen, das Arkadengeschoß zum Untergeschoß herabdrückenden — Fachwerkbaus als massiver Steinbau gekennzeichnet ist. Oder sollte der erste Aufbau (von ca. 1440, s. u. S. 101 ff.) noch in massivem Mauerbau, erst der nach Brand von 1472 aufgeführte Bau in Fachwerk errichtet worden sein, sollte vielleicht der Brand den westlichen Teil des Aufbaus verschont haben, so daß nur der (größere) östliche Teil neu erstellt werden mußte? Eine Entscheidung läßt sich aus dem Befund nicht treffen. Der Plan 1694 (s. u.) spricht dagegen. Die Nikolauskirche (Marktkirche) erscheint wieder wie bei Haberstumpf als gotische Hallenkirche, die beiden Osttürme mit hohen Spitzhelmen gedeckt, die an den Seiten Trabantentürmchen tragen. Diese Turmaufbauten, die schon den zweiten Zustand darstellen, wurden nach Brand im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts noch einmal verändert: Balthasar Neumann, der geborene Egerer, lieferte damals die Entwürfe. Ein abermaliger Brand führte im 19. Jahrhundert zu den heutigen Aufbau am südlichen Turm.

Tafel 1

3. Ebenfalls eine vereinfachende Kopie der Darstellung bei Münster stellt das um 1580 entstandene Blatt von Bruin und Hogenberg dar. Es bringt keinerlei neue Daten für den Befund.

4. Wichtig für die Aufnahme des ehemaligen Bestands wird erst wieder der Meriansche Stich (Merian d. Ä. 1650), der die Anlage des Platzes Eger in Vogelperspektive bringt. Das gesamte Stadtgebiet ist schon von neuzeitlicher Befestigung umschlossen, aus dem schematisch gegebenen Stadtgrundriß treten nur die größeren (kirchlichen) Gebäude in Aufsichtzeichnung hervor. Vor allem die Pfalz, deren Stellung hier bedeutsamer für die Festung Eger erscheint, als sie in Wirklichkeit gewesen sein mag.

Tafel 2

Sehr plastisch tritt der Bering hervor, aus dessen stereotyper Wiedergabe doch verschiedene Einzelheiten bezeichnend hervortreten. So die ungefähr rechtwinklige Knickung am „Felsenturm", ein (Tor-?) Häuschen im Südwesteck des Berings, der Anstoß der südlichen Ringmauer ungefähr an der Mittelachse der Südwest-Seite des „Schwarzen Turms", ein kleiner Rundturm im Südost-Eck des Berings. Ein Eingang östlich des „Schwarzen Turms" wird nicht sichtbar, — der Turm verdeckt ihn —, der Verlauf einer zu dieser Stelle hinführenden Straße macht ihn wahrscheinlich.

In der Wiedergabe des Palasbaus wird trotz der verschiebenden und dabei sehr klein gegebenen Aufsicht doch deutlich, daß der Fachwerkaufbau dem Arkadengeschoß das (architektonische) Hauptgewicht beließ. Die westlichen Anbauten an den Palas werden nicht ersichtlich, wohl aber ein größerer Bau an der Westmauer.

Der Meriansche Stich wird oft kopiert, wird dabei den verschiedensten Bedürfnissen angepaßt (Belagerung Egers durch die Schweden unter Wrangel, 1647 — „Die Stadt Eger in Böh-

[1]) Archiv des Innenministeriums, Prag — unter den Akten der früheren böhmischen Kanzlei.

men, wie solche den 20. April 1742 durch ihre kayserliche May. und dero Allirten mit Accord erobert wurde" —).

Tafel 3 5. Den Zustand der Burg im 18. Jahrhundert zeigt ein Kupferstich von I. B. Werner (Siles. del.) von 1750. Der Palas erscheint hier noch in leidlichem Zustand. Auch hier präsentiert sich das Obergeschoß ziemlich niedrig gegenüber dem Arkadengeschoß darunter. Der „Schwarze Turm" ist mit einem Zinnen-Altan abgeschlossen. St. Nikolaus erscheint noch mit den beiden von Haberstumpf und Merian her bekannten Spitztürmen, die dann zwei Jahre später durch Brand zerstört wurden. Das Hauptinteresse des Stechers ruht auf den neuen — eben vollendeten — Befestigungswerken der Stadt. Die Burg erscheint lediglich durch ihre Lage geschützt, moderne Festungswerke (äußere Basteien) fehlen in ihrer unmittelbaren Umgebung.

Ansichten aus dem 19. Jahrhundert zeigen den Palas schon als Ruine. Für die Untersuchung des alten Bestands sind sie wertlos.

Im Museum der Stadt Eger befinden sich zwei Federzeichnungen von J. Knischek aus dem Jahre 1819, die das Innere der Unterkapelle und der Oberkapelle wiedergeben. Die dilettantischen Blätter können nur als Bestandsaufnahme gewertet werden. Demnach führte damals vom Eingang in den unteren Kapellenraum eine recht primitive hölzerne Treppe hinunter (an Stelle der heute hier befindlichen breiten Steinstufen). Der Zeichnung der Oberkapelle entnehmen wir, daß die Mittelöffnung damals von dem Geländer, das sie heute störend umgibt, frei war. In den Gewölbekappen war die Mauerung sichtbar (heute ist sie unten und oben durch eine dicke Putzschicht überdeckt, die auch die Wandflächen verfälscht). Als wichtigste Erkenntnis vermittelt das Blatt den Bestand von Wandmalereien in der Oberkapelle: im westlichen (fensterlosen) Feld der Südwand deutet Knischek eine großzügig komponierte Malerei an, die diese große Fläche in horizontalen Zonen aufteilt. Die obere Zone füllt vegetative Ornamentik. Darunter erkennt man eine figürliche Szene: drei Personen nebeneinander, deren mittlere ein Kreuz trägt.

Die zeichnerische Wiedergabe genügt nicht als Grundlage einer eingehenden Analyse. Abkratzungen der Putzschicht an verschiedenen Stellen der Kapellenwände haben ergeben, daß bei Auflegung des neuen Putzes die darunterliegende Schicht restlos abgekratzt worden ist. Um so bedauerlicher, als man annehmen darf, daß diese Pfalzkapelle (geweiht dem heiligen Ehrhard und der heiligen Ursula und den 11000 Jungfrauen — 21. Oktober) besonders reichen Gemäldeschmuck barg.

### b. Berichte und Plan 1694

Aus dem 17. Jahrhundert liegen zwei Berichte von Besichtigungen der Burggebäude durch Sachverständige vor, die einen bezeichnenden Einblick in den damaligen Zustand der Bauten, vor allem des Palas, gewähren. Darüber hinaus geben sie Aufschluß über die innere Aufteilung des letzteren. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser Dokumente werden sie im Anhang in Gänze wiedergegeben. Hier sollen nur die für die Untersuchung wesentlichen Nachrichten herausgezogen werden. Den dem zweiten Bericht (von 1694) beigegebenen Plan zeigt Abb. 10. Abb. 10

Der erste Bericht stammt aus dem Jahre 1654. Der damalige Burgpfleger Philipp Emmerich Freiherr von Metternich hatte durch seinen Königswarter Schloßhauptmann unter Zuziehung

von Bausachverständigen die Burggebäude besichtigen lassen, worüber der anwesende Notar den Bericht aufnimmt (siehe Anhang Nr. III).

Die Kommission begibt sich in das an den Palas angebaute kleine Haus, durch das damals der einzige Eingang in den als Pulvermagazin dienenden Palas geführt zu haben scheint. (Die Südfenster des Palas seien alle zugemauert, sagt der Bericht, — also wohl auch das südlich gelegene ehemalige Portal. Im mittleren Raum des Anbaus, in den sich die Außentür öffnet, lag das Stiegenhaus. Da die unteren Stuben, in denen Munition lagert, versperrt sind, begibt sich die Kommission in den ersten Stock und auf den Boden, stellt den argen Zustand der Räumlichkeiten und die Schadhaftigkeit des Daches fest. (Die Küche lag im Westen, also nicht in der großen Stube neben dem Palas, in der durch die Ausgrabungen ein Herd aufgedeckt wurde.)

Vom ersten Stockwerk dieses Anbaus führten einige Stufen zum Fachwerkgeschoß des Palasbaus hinauf. Hier zunächst ein Gang, der beiderseits von Stuben besetzt ist. Er mündet in die große „Ritterstube", die ungefähr quadratisch die ganze Geschoßbreite einnimmt. In der Mitte wird ihre Decke von einer Säule gestützt. Daran schließt sich ein ungefähr ebenso großer Saal, von dem aus eine Treppe auf den Dachboden führt. Das letzte (östliche) Drittel der Stockwerkerstreckung nehmen vier ungefähr quadratische Stuben ein, die durch einfache Scheidwände voneinander getrennt sind. Fachwerkgeschoß wie Dachboden werden in sehr schlimmem Zustand angetroffen. Das eigentliche Saalgeschoß, in dem Schanzzeug und Munition verwahrt wird — weswegen auch die südlichen Fenster zugemauert sind —, steht noch intakt. Nur der Fußboden des vom Anbau zum Saal führenden Ganges „oberhalb der Stallungen" bedarf eines neuen Bretterbelags.

In der Kapelle, in der unten Blei und Schanzzeug, oben etliche Tonnen Pulver und Zündstricke lagern, haben vor allem die Gewölbe gelitten, da das Regenwasser durch das schadhafte Dach eindringt und die Feuchtigkeit in der tieferliegenden Unterkapelle sich ansammelt. Die Mauer zeigt einen Riß.

An Reparaturen werden Aufsetzung von neuen Dächern und etliches andere empfohlen, „darzue aber ein zimbliches Stuckh Geldess vonnötten sein möchte".

Der Bericht klärt also über die Inneneinteilung des Fachwerkgeschosses, teilweise über die Inneneinteilung des Saalgeschosses (Verbindungsgang zwischen Anbau und Saal), sowie über die Inneneinteilung des Anbaus auf. Viel bestimmter klingen die Angaben des anderen Berichtes (aus dem Jahr 1694), sowohl betreffs des baulichen Bestands als auch betreffs der notwendigen Reparaturen. Der Raitdiener (Rechnungsbeamte) bei der deutschen Buchhalterei (böhmische Kammer) in Prag Matheus Wagner nimmt auf seiner Inspektionsreise einen Lokalaugenschein der Burg zu Eger vor, wieder unter Zuziehung von Bausachverständigen (der Fortifikationsbaumeister!) und berichtet darüber an die böhmische Kammer. Dem Bericht ist ein Plan beigegeben, der über den Bericht hinaus Aufschlüsse bietet. (Bericht und Plan wurden 1911 im Hofkammerarchiv zu Wien gefunden.)

Der Anbau an den Palas wird jetzt — 40 Jahre nach der ersten Begutachtung — schon völlig baufällig befunden. Beim Palasbau stehen die Hauptmauern bis zum Fachwerkgeschoß noch sehr fest, der Fachwerkaufbau hält aber nur noch mit Hilfe vieler Klammern und Ausflickungen mühsam zusammen. Der Reparaturvorschlag geht dahin, daß man die durchaus tragfähigen

Mauern des Hauptgeschosses bis zum Dachansatz hochführe und neu eindecke. In diesem Fall sei aber nötig, die Ostmauer, die sehr gerissen und „hinausgesetzt“ erscheint, durch zwei Pfeiler von Grund aus zu stützen. Auch müsse zu der einzigen im ganzen Bau befindlichen steinernen Quermauer noch eine solide Innenmauer aufgeführt werden — statt der jetzt aus Holz aufgeführten (die Gang-Innenwand!) — wozu dann allerdings eine Stützung von unten her erfolgen müsse dergestalt, daß im Untergeschoß (Stallungen?) auf festen Säulen solide Gewölbe aufgeführt würden.

In der Kapelle wird wieder der Riß im Mauerwerk und die Baufälligkeit des Daches festgestellt. Da die vorgeschlagenen Reparaturen wohl zu teuer kämen — der Kostenvoranschlag auf 3000 Gulden würde wohl ums Doppelte überzogen werden müssen — schlägt Wagner als einfachere Lösung den Abbruch des Fachwerkgeschosses und die neue Abdeckung über den soliden alten Mauern, die nur etwa eine Elle höher hinaufgeführt werden müßten, vor. Für die Munition, deren Lagerung im Palas und in der Kapelle die Abhaltung des Gerichts unmöglich mache, solle ein neues Zeughaus auf dem Burgplatz — da sonst kein geeigneter Platz verfügbar wäre — errichtet werden.

Der beigegebene Plan führt den Palas samt Anbau in Aufriß und Grundriß vor. Der Anbau erweist sich als ein notdürftig (offenbar in zwei Etappen) aufgeführter Zweckbau, aus dessen unregelmäßiger Grundrißführung man auf teilweise Benutzung älterer Grundmauern schließen möchte. Die Fachwerktechnik deutet auf gleichzeitige Erbauung dieses Hauses und des Fachwerkaufbaues auf dem Palas.

Im Palaserdgeschoß sind nur im westlichen Teil Mittelstützen eingetragen. Als Armierung sind „zwey kleine Stoß-Kugeln“ eingetragen (vgl. die in der Baubeschreibung S. 28 festgestellten zwei nachträglichen Öffnungen in der Nordmauer). Als Fenster sind nur die 6 in der Baubeschreibung als ursprünglich angesprochenen eingezeichnet. Im Saalgeschoß führt ein breiter Gang vom Anbau zum Saal. Ein Durchgang zum Anbau liegt in der Flucht des Saaleingangs. (Im Mauerbefund ließ sich diese immerhin zu erwartende Türöffnung nicht feststellen.) Nördlich des Gangs zwei große Gemächer und ein — durch die schräge Westmauer zu unregelmäßiger Trapezform verdrückter — kleiner Raum. Der Gang überraschend breit (ob richtig eingezeichnet?). Der Saal ist in der Längsmittelachse durch drei Säulen geteilt, welche die Decke stützen (ob ursprünglich?). Im Nordwest-Eck führt eine im rechten Winkel gebrochene Stiege zum Obergeschoß.

Beim Anschluß von Anbau an Palasbau ist bemerkenswert, daß in Saalgeschoßhöhe die Trennungsmauer als Bestandteil des Anbaus erscheint, für den sie aber viel zu mächtig erscheint. Der Palasbau erscheint angerückt. In Fachwerkgeschoßhöhe nimmt die Innenaufteilung der Räume keine Rücksicht auf die Trennungsmauer, die hier gar nicht eingetragen ist. Muß man nicht folgern, daß die betreffende Trennungsmauer tatsächlich nur in Saalgeschoßhöhe durchlief, daß darüber das unsolide Mauerwerk einer späten Zeit aufging? Wie aber kommt der notdürftig errichtete, ohne Fundamente über dem Erdboden aufgehende Anbau zu solch mächtiger Seitenwand. Auch zu solch mächtiger Rückwand (wie sie der Grundriß zeichnet)? Bei aller gebotenen Vorsicht gegenüber der Genauigkeit dieses Planes verlangen die durch ihn aufgeworfenen Fragen doch gründliche Überlegung.

Zwischen diesen beiden Berichten liegt der Plan eines k. k. Ingenieurs aus etwa 1672, dessen

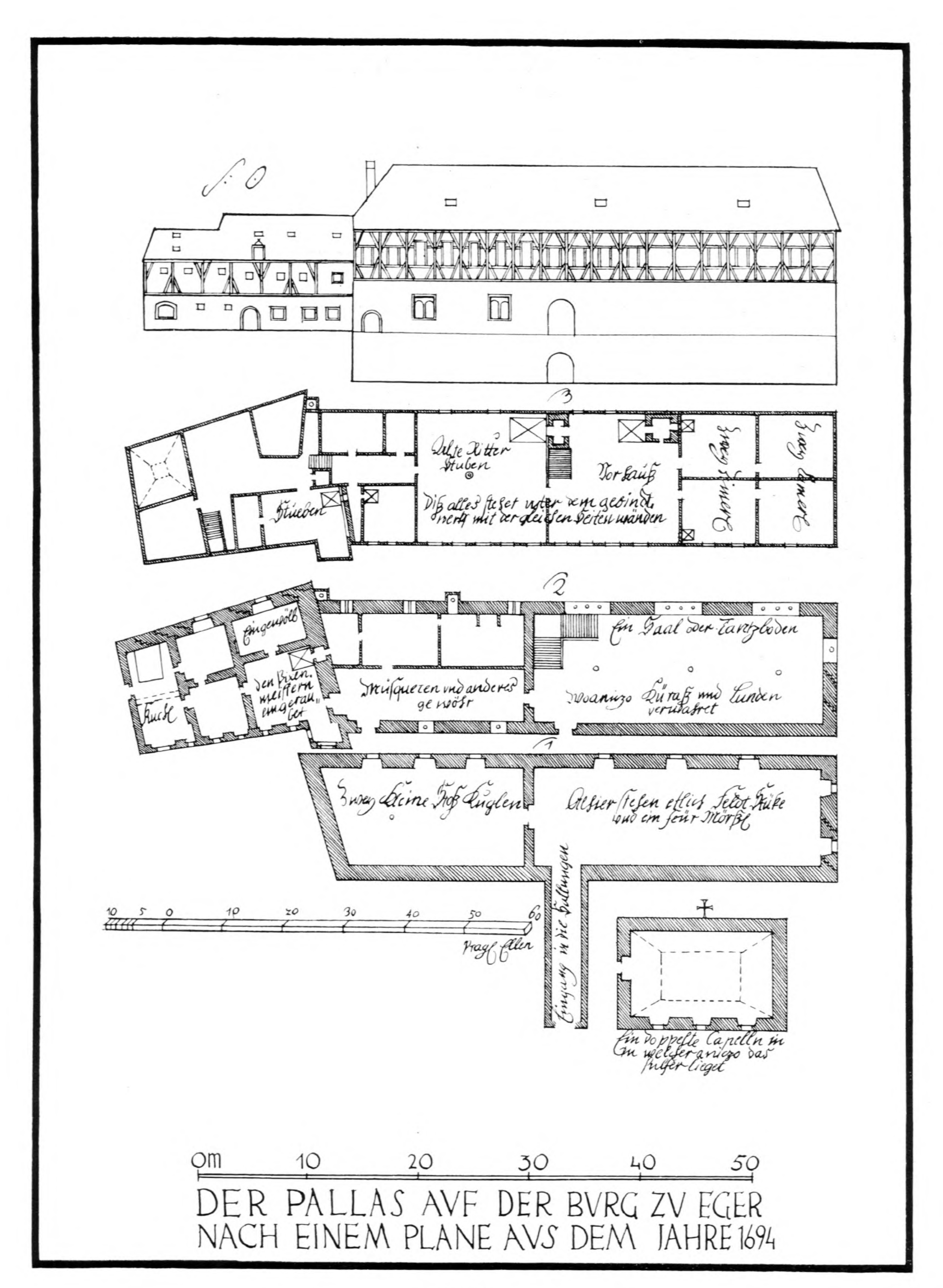

0m 10 20 30 40 50
DER PALLAS AVF DER BVRG ZV EGER
NACH EINEM PLANE AVS DEM JAHRE 1694

Abb. 10

Kopie P. Anton Grassold seiner „Beschreibung der alten Burg zu Eger" (1831) beigibt[1]): eine sehr schematische Darstellung des Burgbezirks, die aber in zwei Punkten doch Beachtung verdient. Einmal: der Kasemattenbau am Südrand des Bezirks baut den „Schwarzen Turm" nicht so weitgehend ein, wie dies dann später ausgeführt und für den heutigen Zustand bezeichnend ist. Die Nordmauer der Kasematte stößt auf den Turm an dessen Ost- und Westkante an. Stellt das einen ersten Zustand der Neubefestigung dar? (Es sei daran erinnert, daß Jonas in der Fluchtlinie der hier eingetragenen Nordmauer vier Ziegelpfeilerstümpfe festgestellt hat (s. o. S. 50,7).) Falls dem so ist: was veranlaßte die Mauerführung gerade hier?

Der zweite beachtenswerte Punkt ist die Eintragung eines (gebrochenen) Treppenlaufs an der Westwand der Doppelkapelle. Da die zum Eingangsportal in die Oberkapelle führende Galerie vom Palasbau damals — und wohl schon längst — abgebrochen war, scheint hier ein äußerer Aufgang bestanden zu haben. In Anbetracht der damaligen Verwendung der Kapelle als Pulvermagazin — die letzten Nachrichten über hier abgehaltenen Gottesdienst stammen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts — wird man wohl annehmen müssen, daß dieser (neue) Treppenaufgang mehr dem Transport des Pulvers zuliebe, das man über die innen eingebaute schmale Treppe nicht befördern konnte, errichtet wurde als in Rücksicht auf Kirchenbesucher.

Über einen im Wiener Kriegsarchiv befindlichen Plan, der die zu der vor 1748 aufgeführten Böschung (Schanze) im Nordwesten des Burgbezirks hinaufführende Rampe zeigt, wird unten (S. 108) gehandelt.

[1]) Abg. bei Jonas a. a. O. Fig. 4.

# III. KUNSTGESCHICHTE VON BURG UND PFALZ EGER

## I. KUNSTGESCHICHTLICHE AUSWERTUNG DES BEFUNDS

### a. Gesamtsituation

Die Beschreibung der heute noch stehenden Bauwerke machte ersichtlich, daß auf dem Egerer Pfalzrevier Bauten nicht so sehr stilistisch als vielmehr funktional sehr verschiedenen Charakters beisammenstehen. Der ausgeprägte Wehrbau des „Schwarzen Turms“ steht den ausgeprägten Repräsentationsbauten des Palas und der Kapelle gegenüber. Vor Freilegung der älteren Fundamente mußte die Frage auftauchen: soll man annehmen, daß die ursprüngliche Bauaufgabe sowohl Wehr- wie auch Repräsentationszwecken gerecht werden mußte. Wären solchenfalls die Gegensätze nicht weniger stark ausgeprägt worden? Muß man also mit den verschiedenen Zwecken, für die gebaut wurde, nicht auch verschiedene Zeiten, in denen gebaut wurde, annehmen? Die allgemeine Überlegung, daß die Befestigung des Hügels seiner Ausgestaltung als Repräsentationsstätte vorausgegangen sein dürfte, ließe dann die gegenseitige zeitliche Stellung der Bauten bestimmen [1]).

Man käme somit — nur unter anderer Begründung — zur gleichen Schlußfolgerung, wie die populäre Meinung seit je und frühere wissenschaftliche Bearbeitungen sie ausdrücken: der „Schwarze Turm“ ist älter als Palas und Kapelle, ist das älteste Bauwerk auf dem Egerer Pfalzbezirk.

Dabei dürfte man nun auch den „altertümlichen Charakter“ und die sorgfältigere Bauweise [2]) des Turms als stützende Argumente anziehen. Er entstammte nach dieser Meinung einer auf Wehrhaftigkeit angelegten Burganlage, die später durch die Pfalzbauten in eine Repräsentationsanlage umgewandelt wäre.

Demgegenüber offenbaren nun aber die Ergebnisse der Ausgrabungen im Frühjahr 1933 eine ganz andere zugrunde liegende Situation. Der „Schwarze Turm“ ist nicht das älteste Bauwerk des Egerer Burgbezirks: er hat eine frühere Anlage verdrängt, deren Fundamente aufgedeckt wurden.

Die Beweisführung gibt der Ausgrabungsbericht (s. o. S. 55). Wir wiederholen: die vollkommene Gleichartigkeit des Mauerwerks läßt die Fundamente der drei durch Ausgrabung

---

[1]) Aus stilistischen Merkmalen allein ist die gegenüber den anderen Bauten „altertümlichere Art“ des „Schwarzen Turms“ nicht zu belegen. Der Wehrbau folgt stilistischen Wandlungen viel langsamer als der Kirchenbau und auch als der Wohnbau, und sein stets auf schwere Festigkeit gestellter Charakter trägt immer etwas von „Altertümlichem“ an sich. Insbesondere der „Schwarze Turm“ könnte auch noch in der Bauzeit des Palas auftreten. In dieser Beziehung könnte Jonas' (a. a. O. Sp. 102) Datierung „in die Hohenstaufenzeit“ zu Recht bestehen. Auch aus der technischen Ausführung allein sind Schlüsse auf Erbauungszeiten wenig stichhaltig: das prachtvoll gefügte Quaderwerk des Turmes könnte wieder mit dem hier beabsichtigten Wehrcharakter begründet werden, während für die Repräsentationsgebäude leichtere Ausführung glaubhaft gemacht werden könnte, wenn dann allerdings auch der verschiedene Grad der Sorgfalt an Bauten derselben Anlage verwundern müßte.

[2]) Im Verlaufe des 12. Jahrhunderts ist ganz allgemein schon ein Nachlassen der auf die Mauertechnik verwendeten Sorgfalt wahrzunehmen.

festgestellten Bauteile — nämlich der beiden Rundbauten und des diese beiden verbindenden Mauerzugs, diesen allerdings nur in seinen beiden Endigungen, während sein mittlerer Verlauf sorgloser geschichtet erscheint (vgl. o. S. 57) — als gleichzeitig und zum gleichen System gehörig erkennen. Die Überbauung des Mauerfundaments durch die Palaswestwand erweist die Anlage als vorhohenstaufisch; die Verdrängung des Mauer- und des Rundturmfundamentes durch die Fundamente des „Schwarzen Turms" erweist sie als vor diesem bestehend.

Der Schluß, daß also Palasbau und „Schwarzer Turm" zusammengehören, ist noch verfrüht. Man hat erst zu fragen: muß der „Schwarze Turm" vielleicht doch noch dieser älteren Burganlage zugezählt werden, zu der er seinem Wehrcharakter nach besser zu passen scheint, — etwa als stärkerer Ersatz des ersten Bergfrieds? Unser Ausgrabungsbefund ließe es möglich erscheinen. Wir müssen versuchen uns von der ersten Anlage ein ungefähres Bild zu machen.

## b. Die alte Burg Eger

### α. Die Türme

Wir kennen von ihr nur einzelne Teile. Von diesen Teilen auf die Gesamtanlage zu schließen, stößt auf die größten Schwierigkeiten, um so mehr, als ja nicht einmal diese Teile in ihrer Funktion eindeutig bestimmt werden können. Am ehesten noch das zuletzt aufgedeckte (vom „Schwarzen Turm" teilweise zerstörte) Rundfundament: aus Form und Mächtigkeit der Fundamente glaubten wir auf einen Rundturm schließen zu dürfen. Ganz ähnliche „runde Bergfriede" begegnen im Nordgaugebiet des öfteren, so auf Burg Lengenfeld (B. K. K. B. II, 5, S. 28ff.), wo allerdings der Raumkern bis 10 m Höhe quadratisch, dann erst rund aufsteigt, Höhe 28 m; Burg Wolfstein (B. K. K. B. II, 17, S. 291ff.); Hainsburg (B. K. K. B. II, 17, S. 121); im bischöflich Regensburgischen Gebiet: Burg Donaustauf (B. K. K. B. II, 20, S. 37).

Die tangierende Mauer scheint den Turm umfangen zu haben, ohne irgendwo mit ihmi m Verband zu stehen[1]). Ganz gleich an dem anderen Rundbau. Darf man auch diesen als Rundturm ansprechen? Zwei Bergfriede auf verhältnismäßig engem Burgstall ist eine seltene Erscheinung. Die (gegenüber dem Südturm) schwächeren Abmessungen lassen überlegen, ob man die Fundamente nicht auf einen kleineren Rundbau deuten soll, etwa eine Rundkapelle von dem Typus, wie er im näheren Nordgaugebiet des öfteren auftritt. Solche zweigeschossigen Rundkapellen (in ähnlichen Abmessungen wie in Eger) dienten als Totenkapellen; das untere Geschoß oft als Karrner, das obere als Kultraum[2]). Eine solche Deutung wird in Eger besonders nahegelegt, da ja auf dem östlichen

[1]) Dies der Brauch im mittelalterlichen Burgenbau: der Bergfried scheint immer, auch wo er mit Ringmauer, Torbau oder anderen Burgbaulichkeiten eine architektonische Einheit bildete, als unabhängiger Einzelbau aufgeführt worden zu sein (vgl. O. Piper: Österreichische Burgen, Wien 1903, I S. 133 ff.).

[2]) Beispiele dieses Typus im Nordgaugebiet: Rottendorf (B. K. K. B. II, 18 S. 101 ff.), zweigeschossig, beide Geschosse gewölbt, Mauerstärke 1,40 m, Gesamtdurchmesser 6,75 m. Burg Perschen (B. K. K. B. II, 18 S. 73 ff.), zweigeschossig, beide Geschosse gewölbt, Mauerstärke 0,72 m, Durchmesser im Lichten 5,65 m. Bei diesen beiden bleibt das Untergeschoß unter Erde. Bei Perschen springt Apsis (mehr als Halbkreis) erst im Obergeschoß aus. Allerburg (B. K. K. B. II, 17 S. 80 ff.), zweigeschossig, Apsiserker im Obergeschoß auf reich profilierter Kragung, lichte Weite 4,85 m, liegt an der Mauer des befestigten Friedhofes. Roding (B. K. K. B. II, 1), zweigeschossig, Mauerstärke 1,06, lichte Weite der Unterkapelle 6,10 m, der Oberkapelle 6,17 m. (Wurde als karolingische Hofkapelle gedeutet, s. Vaterländisches Magazin 1838, S. 35, was unhaltbar ist. Alle diese Kapellen entstammen dem 12. Jahrhundert. Bei Rottendorf nimmt Inventar [a. a. O.] sogar 13. Jahrhundert an.) Die Situation (Burg, befestigter Friedhof) ist sehr ähnlich wie auf Burg Eger. (Vgl. hierzu auch Hager: Mittelalterliche Friedhofskapellen in Altbayern. Zeitschrift für christliche Kunst 1899 S. 161 ff.)

Hügelbezirk ein ansehnliches Gräberfeld aufgedeckt worden ist. Bei Auflassung und teilweiser Überbauung dieses (slawischen[1]) Gräberfeldes könnte gerade dieser Typus der Totenkapelle sich als zweckmäßig angeboten haben. Die Doppelgeschossigkeit ermöglichte vielleicht die Verwendung der Oberkapelle — die gewöhnlich dem Heiligen Michael geweiht war — als Burgkapelle. Der Wohnbau der alten Burganlage mag ganz in der Nähe gestanden haben.

Jedoch: für einen verhältnismäßig niederen Kapellenbau sind die Fundamente doch viel zu stark. Man muß sich also doch für die Annahme: Rundturm entscheiden.

Unsicher bleibt auch die Bestimmung des Nordsüdmauerzugs. Trennte er Vorburg (im Westen) von Hauptburg (im Osten)? Dann wären also Bergfriede und Brunnen im Vorburggebiet anzunehmen, was unglaubhaft ist. Auch die Tatsache, daß das Gräberfeld so unberührt bis 1911 sich erhalten hat, spricht gegen die Annahme, daß über ihm die Hauptburg gestanden haben soll. Gegen die Umkehrung: Vorburg im Osten (über dem alten Gräberfeld), Hauptburg im Südwesten (Angriffseite!) sprechen die Geländevoraussetzungen: die Vorburg wird meistens der Hauptburg, die auf der unzugänglichen Seite (hier Osten) errichtet wird, vorgelagert.

Darf man im Fall Eger überhaupt die übliche Aufteilung in Vorburg und Hauptburg annehmen[2]? Die früheren Burgen im Nordgaugebiet begnügen sich meist mit sehr engem Burgstall ohne Vorburg. Sogar wo das Gelände einen weiten Burgstall erlaubt hätte, wird in verschiedenen Fällen ein Teil des Terrains ausgeschieden, des öfteren ganz freigelassen. So auf Burg Ehrenfels (B. K. K. B. II, 4, S. 66ff.), wo ursprünglich nur ein kleiner Bering befestigt, der westliche Teil des Hügelplateaus ausgeschieden wurde. Erst durch die spätmittelalterliche Burgummauerung wird dieser einbezogen. Ähnlich auf der Flossenburg (B. K. K. B. II, 9, S. 32ff.), wo die Hügelformation allerdings die Ausscheidung nahelegte. Als entferntere Analogie: Burg Welsfeld in Tirol (Otto Piper: Österreichische Burgen V, S. 193ff.). Sollte im Fall Eger der östliche, vom Gräberfeld besetzte Teil durch den Nord-Süd-Mauerzug vom eigentlichen Burgbezirk ausgeschieden worden sein? Bedenken, daß dann die Ostseite dem Feind ein willkommenes Vorfeld geboten hätte, auf dem er sich festzusetzen in der Lage war, könnten beschwichtigt werden durch den Hinweis, daß von Osten her ein Angriff kaum zu befürchten war: hier schützte der Egerfluß und die am Burghang sich annistende frühe Siedlung, die offenbar früh schon ummauert wurde. Die Errichtung der Pfalzgebäude in diesem östlichen Teil legt die Vermutung nahe, daß hier Freigelände zur Verfügung stand. Eng verbunden mit dieser Frage ist die nach der Führung des Berings.

---

[1]) Keineswegs geht es an, von dem slawischen Gräberfeld auf eine slawische Totenkapelle zu schließen, unter Erinnerung daran, daß dieser Typus gerade in den slawischen Ländern großer Beliebtheit sich erfreute (vgl. K. Guth: České rotundy. In: Památky archeologické díl XXXIV ses. 1—2 und die Rezension dieser Arbeit durch V. Birnbaum in: Pam. arch. XXXV). Für slawischen Steinbau in diesen Gebieten zur Zeit der Belegung des Gräberfeldes (10. Jahrhundert) sind nirgendwo Entsprechungen anzutreffen. Oder darf man die von Jonas unter der Sohle des Chores der Unterkapelle festgestellten „Fundamente von scheinbar großer Mächtigkeit" (s. o. S. 50 Nr. 6), die mangels jeder näheren Beschreibung und bei der Unmöglichkeit einer Nachprüfung nicht zu aufklärenden Schlüssen herangezogen werden können, als Zeugen eines slawischen Kultbaus ansprechen? Die Lage dicht am Gräberfeld verlockt dazu.

[2]) In literarischen Quellen findet sich keinerlei Andeutung einer solchen Einteilung. Der Ausdruck „Vorburg" scheint in späteren Nennungen eher auf einen außerhalb der Burg gelegenen Bezirk bezogen zu werden (Eingabe des Matthias Schlick vom Jahre 1473, vgl. u. S. 102).

## β. Bering

Nur für den westlichen Teil glauben wir Schlüsse aus dem heutigen Bestand ziehen zu dürfen: die romanischen Mauerzüge dürften in die Mauern der habsburgischen Festung verbaut, d. h. mit den heute noch bestehenden Futtermauern aus Ziegelwerk ummantelt bzw. hinterfüttert worden sein. Am westlichen Teil des Nordhangs scheint die Frage dadurch eindeutig geklärt [1]). Ob die Ringmauer am östlichen Teil weiterlief, oder aber — eben als der besprochene Nord-Süd-Mauerzug — am Hangknick südlich abbog (rechter Winkel!), läßt sich auf Grund des Befundes nicht entscheiden. Die etwa weiterführende Nordmauer könnte als Fundamentmauer beim Palasbau benutzt worden sein. Am Osthang sind allerdings keine Mauern, die dieser alten Anlage angehören könnten, festzustellen: der heute dort verlaufende Mauerzug entstammt frühestens hohenstaufischer Zeit.

Für den Südring gilt das gleiche wie für den Nordring: schloß er (vom Westen herziehend) am (alten) Bergfried ab, indem er sich dort — den Turm umfangend — mit dem Nord-Süd-Mauerzug verband? Oder stieß er gegen Osten weiter, um das ganze Hügelplateau — auch falls der östliche Teil nicht zum eigentlichen Burgstall gehört haben sollte — zu schützen?

Was den westlichen Teil des Südringes betrifft, so ist das zunächst Wahrscheinliche, daß auch hier die Ringmauer in die um 1700 errichtete südliche Kasemattenmauer verbaut worden ist. Tatsächlich finden sich an der Innenseite dieser Mauer — die Außenseite ist durchweg in Ziegelmauerwerk erstellt — neben Ziegeln neuzeitlichen Datums viele Bruchsteineinsprengsel, die älterer Herkunft sein könnten. Solche Bruchsteineinmauerungen finden sich aber in ganz gleicher Weise an der (dem Burghof zugekehrten) Nordmauer der Kasematte [2]).

Dürfen diese Bruchsteinmauerwerksreste also auch nicht eindeutig auf die ehemalige Flucht der Ringmauer bezogen werden, so bleibt doch zu überlegen, ob sie nicht doch dieser Ringmauer entstammen, die der (über ihrer ursprünglichen Lage errichteten) Kasematte hätte weichen müssen, wobei ihr Steinmaterial in den Neubau vermauert worden wäre. Ungefähr in Höhe der Turmkante, parallel zu den Kasemattenmauern, hat Jonas (s. o. S. 50, Nr. 7) vier Ziegelpfeilerstümpfe festgestellt. Ein Plan von ca. 1672 läßt die nördliche Kasemattenmauer an dieser Stelle verlaufen. Waren bei einer ersten Fortifikationsplanung des 17. Jahrhunderts vielleicht schmälere Kasematten projektiert? Benutzte deren Nordmauer vielleicht die ursprüngliche Ringmauer? Die Tatsache, daß westlich — schon außerhalb der Kasematte — ein altes (nach Jonas romanisches) Mauerfundament in gleicher Flucht mit den festgestellten Pfeilerstümpfen verläuft, legt die Annahme nahe, daß die alte Ringmauer — wohl mit ihrer Innenkante — hier verlaufen ist. Die Ausgrabungen im Frühjahr 1933 haben in dieser Flucht wenig weiter südlich starke Mauerfundamente bloßgelegt (s. o. S. 54/3).

Fundamente, die eindeutig auf die westlichen Ringmauern bezogen werden dürften, haben die Ausgrabungen des Jahres 1911 nicht erwiesen (vgl. o. S. 50/8) [3]).

[1]) Eine Durchbrechung der mächtigen Futtermauern zwecks Klärung der Frage, ob die romanischen Ringmauern in Buckelquaderwerk aufgeführt waren (vgl. o. S. 58), untersagten die zur Verfügung stehenden Mittel.

[2]) Jonas a. a. O. Sp. 54, hat Bruchsteinmauerwerk nur an dieser Nordmauer entdeckt, weshalb er in ihr die ehemalige Ringmauer vermuten zu dürfen glaubte.

[3]) Neuerliche Ausgrabungen mußten unterbleiben, da sie in Anbetracht der hohen Aufschüttung hier zu kostspielig und zudem wenig Erfolg versprechend schienen.

Man kann also nur ganz allgemein feststellen, daß der ursprüngliche Bering der heutigen Ummauerung des westlichen Teils des Pfalzbezirks im großen und ganzen entsprochen hat. Ob er auch im Ostteil der heutigen Ummauerung entsprach oder aber das Gräberfeld ausschied, bleibt ungewiß. Hilft vielleicht die Frage nach der ursprünglichen Lage von Zwinger und Burgeingang weiter?

### γ. Zwinger und Burgeingang

Die Zwingeranlage der mittelalterlichen Burg bildet üblicherweise den bewehrten Zugang zum Burgeingang. Der heutige Zustand von Burg Eger läßt keine klaren Schlüsse auf Form und Größe des Zwingers zu. Da zudem die Lage des ursprünglichen Burgeingangs aus dem Befund nicht eindeutig sich ergibt, fehlt für die zu rekonstruierende Zwingeranlage der Zielpunkt. Man darf aber wohl Rückschlüsse aus späterer Zeit (Abbildungen) wagen, da sich diese zur Grunddisposition der Burg gehörige Anlage zweifellos durch alle späteren Veränderungen hindurch erhalten hat.

Es liegt nahe, den Ansatzpunkt des Zwingers an der dem Feind abgewendeten Flußseite, dort an einem durch die Burg geschützten Flußübergang anzunehmen. Ein solcher befand sich unter dem Nord-Ostabfall des Burghügels. Von hier aus konnte ein Zwinger entweder um die Ostseite des Hügels mit Drehung an der Hügelecke gegen Westen, oder aber um Nord- und Westseite des Hügels mit Drehung am Südwesteck gegen Osten geführt werden. Es war Gepflogenheit, den Zwinger so zu führen, daß die anreitenden Burgherren die dem Feind zugekehrte Flanke auf der Schildseite, also zur Linken hatten, vice versa: daß eindringende Feinde die unbewehrte (rechte) Seite dem Verteidiger auslieferten. Daraus müßte man schließen, daß auf Burg Eger der Zwinger vom Flußübergang den steilen Anstieg am Osthang des Hügels hinaufführte, dann um die Westseite zum Burgeingang strebte, der am westlichen Abschluß des Südringes gelegen haben muß. Nun zeigen aber alle alten Abbildungen (s. o. S. 58 ff.) übereinstimmend die Zwingerführung entlang Nord- und Südseite. Vor der Absprengung vorgelagerter Felsschichten (anläßlich der Neubefestigung im 17. und 18. Jahrhundert) müssen diese Hänge noch genügend Platz für Zwingeranlagen geboten haben. Gegen die Annahme: Zwingeranlage entlang dem Osthang, spricht außerdem noch der kurze steile Anstieg dort und vor allem die Tatsache, daß eben dort sehr früh eine Ansiedlung (Unterburg) sich angenistet hatte, sogar mit Mauern in den weiteren Suburbiumsbezirk einbezogen worden war, was kaum möglich gewesen wäre, wenn an dieser Stelle der Zwinger emporgeführt hätte. Wir halten fest: vom Flußübergang unterhalb des Nord-Ostecks des Burghügels, dem Anmarschweg aus dem Nordgaugebiet, zog sich die Zwingeranlage unterm Schutz des nördlichen Bergfrieds (?) in mäßiger Steigung den langgedehnten Nordhang des Burghügels hinauf, bog am Nord-Westeck des Hügels — hier vielleicht schon in ursprünglicher Zeit durch einen zweiten kleineren Turm bewehrt (an dessen Stelle später der sogenannte Felsenturm errichtet wurde, vgl. unten S. 102 f.) — entsprechend dem Hangverlauf südwärts ein und strebte zum Burgeingang.

Von diesem Zwingerverlauf aus möchte man auf einen Burgeingang am Süd-Westeck des Berings schließen, was mit ältesten Chronistennachrichten übereinstimmt. Tatsächlich belegen hier Fundamentreste (romanische? vgl. S. 45 u. 50/8) und alte Abbildungen (allerdings erst des

17. Jahrhunderts, Merian. s. S. 59) einen kleinen als Torturm ansprechbaren Bau. Das hier in den späteren Kasemattenbau eingebaute kleine romanische Törlein, das Jonas (a. a. O. Sp. 56f., vgl. oben S. 45) als den ursprünglichen Eingang anspricht, darf in Anbetracht seiner geringen Ausmaße (2,2 m : 1,4 m) doch wohl kaum als solches gelten. Immerhin mag es die Stelle eines früher hier befindlichen größeren Tors andeuten, vielleicht nach Verlegung des Haupteingangs an die jetzige Stelle als Nebeneingang hier belassen. Am Südwesteck des Berings dürfte der Zwinger also abgeschlossen gewesen sein. Die Südseite war wohl — wie noch heute — durch einen tiefen Halsgraben vom landeinwärts ziehenden Hügelgelände abgeschlossen. Hier schützte der große (südliche) Bergfried. Mit dieser Rekonstruktion, die aus dem Befunde notwendig sich ergibt, wäre dem üblichen Burgenschema: Bergfried als Schutz des Zwingers (nördlich) und Bergfried als letzter Zufluchtsort der Besatzung nach Preisgabe des Eingangs (südlich) Genüge getan, ja: das Zweiturmsystem wird durch sie geradezu begründet.

### δ. Wohnbau

Über die Stellung des Wohnbaus kann, da der Befund keine genauen Hinweise gibt, nur ganz allgemein gehandelt werden. Chronisten und ältere Bearbeiter der Egerburg sprechen vom alten Wohnbau an der Westseite des Berings. Grabungen an dieser Stelle (mittels Stollenbaus) haben keine eindeutigen Hinweise ergeben [1]). Bauten mögen dort gestanden haben. Ob man aber den Wohnbau an so ungesicherter Stelle errichtete, erscheint fraglich. Die von der Situation nahegelegte Stelle für den Wohnbau war die vom Fluß geschützte Nordseite, an der ja dann auch später der kaiserliche Palas errichtet wurde. Stand vielleicht schon der alte Wohnbau an dieser Stelle? Geht die Palasruine vielleicht auf den Fundamenten jenes alten Wohnbaus auf? Bedingte dieser die Schrägführung der Palaswestmauer?

Die Beschaffenheit der Palasfundamente gibt für derlei Vermutungen keinerlei Anhaltspunkte. Grabungen unter der Sohle des Palasuntergeschosses haben im westlichen Teil nur spätere Mauerungen aufgedeckt (vgl. oben S. 48, Nr. 3). Aber solch negativer Befund ist nicht beweiskräftig, die Ausschachtungen anläßlich des Palasbaues könnten die Spuren des früheren Baus getilgt haben. Die im östlichen Teil aufgedeckte „Feuerstelle" (s. o. a. a. O.) allerdings macht eine Bebauung dieses östlichen Terrainteils schon vor der Pfalzanlage unwahrscheinlich. Immerhin: der alte Wohnbau brauchte ja nicht die gleiche (sehr lange) Erstreckung wie der kaiserliche Palas gehabt zu haben. Wollte man an dieser Annahme festhalten, dann müßte die letzte Entscheidung also doch so fallen: Hauptburg im Osten.

Aber nimmt man die tatsächlich sehr auffällige Schrägführung der Palaswestmauer, die Spitzwinkligkeit des Palasgrundrisses also, als Grundlage für Erwägungen über die Stellung des alten Wohnbaus, so wird man bei dessen Rekonstruktion die Ungewöhnlichkeit der Spitzwinkligkeit doch wohl ausschalten wollen, ihn also westlich von der fraglichen Mauer abgehend annehmen, da wo diese Mauer mit dem Bering einen klaren rechten Winkel bildet. Auch für diesen Fall ist der Umstand, daß Fundamente nicht aufgedeckt, die Terrainschichten sogar ziemlich unberührt aufgefunden wurden (s. o. S. 51, Nr. 2), nicht ausschlaggebend: der Bau könnte ohne Unterkellerung

[1]) Die o. S. 50 Nr. 8 referierten Befunde lassen in der dürftigen Beschreibung des betr. Ausgräbers keinerlei Auswertung zu. Besonders eine zeitliche Bestimmung der aufgedeckten Fundamente ist unmöglich.

geblieben sein. Der Pfalzenerbauer hätte ihn vielleicht erhalten, um in ihm einen Wirtschaftsbau (Küche) für den anzubauenden Palas zu gewinnen. Mit dieser Lösung wäre dann die These: Hauptburg im Westen wieder gestärkt. Die Abrückung des nördlichen Rundbaus vom Außenbering wäre damit aufs klarste begründet, wie vor allem die für all diese Überlegungen ausschlaggebende Schrägführung der Palasmauer. Der Nord-Süd-Mauerzug hätte dann als die Türme hinterfangende Böschungsmauer gegen das ausgeschiedene Gräberfeld zu gelten.

Ein letzter möglicher Platz für den Wohnbau wäre das Terrain zwischen den beiden Türmen. Diese Situierung wäre nicht ohne Analogien im Bestand deutscher Burgen. Burg Saaleck (B.K.Pr. Sachsen, Kreis Naumburg Land XXVI, S. 199 ff., Halle 1905) zeigt auf engstem Burgstall die Eger nahekommende Situation zweier runder Bergfriede (Grundmauern 2 m stark, Durchmesser des westlichen Rundturms 10 m, Quaderverschalung, im Kern Gußmauerwerk in rohem Ährenverband), die zwischen sich den langgestreckten Wohnbau gehalten zu haben scheinen (Dachansatz am einen Turm!). In Eger sind die Ausgrabungsergebnisse zu undurchsichtig, als daß man Entscheidendes aussagen dürfte [1]). Wir müssen uns mit der Andeutung der Möglichkeit begnügen. Aber auch diese Möglichkeit zwingt zur Annahme des Burgstalles auf dem südlichen Geländeteil, der Freihaltung des östlichen als Gräberbezirk.

Die erste deutsche Anlage auf dem Egerhügel zeigte also ein Zweiturmsystem (?) mit anschließendem oder eingeschlossenem Wohnbau, Zwinger um Nord- und Südseite, Eingang im Südwest-Eck. Die Ringmauer umfing die Anlage entlang den Hängen bzw. Gräben und hinter den Türmen. Abb. 11

Ob die Ausscheidung des Ostteils als bewußte Schonung des Gräberfeldes angesprochen werden darf, kann hier nicht erörtert werden. Es könnte verwundern, da es sich hier doch um eine slawische Nekropole handelt, also um eine Bestattungsstätte der „Feinde" des Burgherrn. Bestände die Annahme solcher „Schonung" zu Recht, so wäre damit ein neuer Beweis erbracht, daß die Kolonisatoren des Mittelalters in diesen Gegenden keineswegs als die grimmigen Tilger der slawischen Bevölkerung auftraten, wie das an manchen Stellen immer wieder behauptet wird, wie es aber durch die Tatsache, daß durch diese ganzen Jahrhunderte hindurch Namen slawischer Siedler und Roder neben jenen von deutschen Stammesleuten urkundlich auftreten, längst widerlegt ist (s. auch in diesem Zusammenhang: E. Schwarz a. a. O. S. 392).

Immerhin bleibt die eventuelle Schonung eines fremden Gräberfeldes durch eine neu errichtete Burganlage erstaunlich genug, als daß man nicht nach erklärenden Bedingungen suchen müßte. Eine solche bietet die durch die Ausgrabungen festgestellte Tatsache, daß dieser Hügel vor der deutschen Besitznahme von einer slawischen Befestigung besetzt war [2]), daß schon diese slawische Befestigung, die für deutsche Burganlagenbegriffe absonderliche Ausscheidung und Wahrung des in

[1]) Gnirs' Annahme, daß in dem Nord-Süd-Mauerzug die Westfront des Wohnbaus anzusprechen sei (vgl. o. S. 61,1), stimmt bedenklich, da ja dann der Wohnbau über den Innenbering, als dessen Teil man den Nord-Süd-Mauerzug denn doch wohl begreifen muß, hinausgestoßen wäre. In der Gnirsschen Hypothese hätte dann ja allerdings der am Gräberfeld entlang führende Graben den Schutz des Wohnbaus im Osten übernommen und die vorn flankierenden Türme hätten außerdem wirksam geschützt. Trotzdem scheuen wir uns angesichts der nicht gesicherten Ausgrabungsunterlagen, diese bestechende These für mehr als möglich den andern anzugliedern.

[2]) Es verwundert, daß sich in den Namen umliegender Orte, den treulichsten Erhaltern längst versunkener Burgerinnerungen, als die sie in der slawischen Ortsnamengebung allgemein auftreten, der Nachklang einer solchen Anlage nicht erhalten hat. Pograth liegt zu entfernt von Eger, als daß es auf eine dort befindliche slawische Burg gedeutet werden dürfte (grath aus grad: alttsch. burg Ein tschechischer Name für Eger (Cheb, richtig Heb = Bug, ursprünglich wohl Name der Gegend — : am Bug des Flusses, vgl. Elbogen —, der von der umwohnenden slawischen Bevölkerung auf die entstehende deutsche Stadt ausgedehnt wurde) begegnet erst im 16. Jahrhundert (vgl. E. Schwarz, a. a. O. S. 136). Es ist verwunderlich, daß ein slawischer Name, wie ihn eine ursprünglich slawische Befestigung doch getragen hat, so spurlos verloren gegangen sein sollte.

diesem Falle „eigenen“ Gräberfeldes vorgenommen hatte [1]) (s. o. S. 56). Der nachfolgende deutsche Burgenerbauer hat sie übernommen. Das traditionelle Streben nach engem Burgstall (s. o. S. 69) mag mitgesprochen haben.

### c. „Schwarzer Turm“

Wir nehmen die oben (S. 68) aufgeworfene Frage wieder auf: hat man den „Schwarzen Turm“ dieser ersten deutschen Burganlage als späteren Ausbau zuzurechnen oder muß man seine Erbauung doch (vgl. o. S. 51) in die Hohenstauferzeit verlegen? Denn daß zwischen erster Burganlage und Pfalzanlage noch eine ganz andere, vom „Schwarzen Turm“ bestimmte Anlage sich einschieben sollte, ist angesichts des relativ kurzen Zeitraums zwischen jenen beiden (Burganlage: erstes Drittel, Pfalzanlage: Ende 12. Jahrhunderts, s. o. S. 6 bzw. 12) und angesichts der Mächtigkeit der ersten Anlage, die einer radikalen Erneuerung nach so kurzer Zeit kaum bedurfte, doch nicht anzunehmen.

Mit zeitlichen Festlegungen kann man solchen Objekten gegenüber nur sehr ungefähr arbeiten[2]). Wie die Termine für die erste Burganlage sehr weitgespannt bleiben müssen, so lassen sich auch für den „Schwarzen Turm“ keine eindeutig beweisbaren Daten erbringen. Bergfriede in genau entsprechender Form begegnen im Nordgaugebiet im 12. Jahrhundert häufig, früher allerdings nirgends [3]), wohl aber auch später [4]). Aus Konstruktion und Mauertechnik sind ebenfalls nur sehr weitgespannte Termine zu ermitteln [5]), die auf den gleichen Zeitraum weisen. Daß der

---

[1]) Nekropolen vor der Burg — „extra muros“ — glaubt man in einigen Fällen slawischen Burgenbestandes nachgewiesen zu haben (: auf Burg Prag, wo die Gräberstelle allerdings mehr auf die Basilika als auf die Burg wird bezogen werden müssen, und auf Burg Tetin, vgl. Schranil: Urgeschichte Böhmens und Mährens, Berlin 1929).

[2]) Die phantastisch frühen Ansetzungen des „Schwarzen Turms“, zu denen die trutzigen Quader verleitet haben (des öfteren gar „in Zeiten der Römer“, die dies Gebiet nie betreten haben, noch bei Grueber, a. a. O. S. 12/13, in Ottonische Zeit), brauchen hier nicht widerlegt zu werden.

[3]) Auch der des öfteren mit dem „Schwarzen Turm“ verglichene sog. „Heidenturm“ in Regensburg entstammt nicht (wie K. C. Stephani: Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung, Leipzig 1903, II, S. 511, annimmt) einer früheren Epoche, sondern erst dem 12. Jahrhundert (vgl. Hager und Aufleger a. a. O.). Sein Mauerwerk ist unten 4 m stark, seine Buckelquader aus grobkörnigem Granit sind durch festen weißen, groben Mörtel verbunden. Der als nächster Verwandter des „Schwarzen Turms“ angesprochen, Bergfried auf Chameregg bei Chammünster, der wie Eger einen wichtigen Paß gegen Böhmen bewachte, entstammt zweifellos erst dem 12. Jahrhundert (vgl. B. K. K. B. II, 6. S. 44 ff.; Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III, Berlin 1920, S. 245 setzt ihn gar erst — „vermutlich“ — ins 13. Jahrhundert, was wohl zu spät ist). Grundfläche, Mauerstärke und Granitquadertechnik sehr ähnlich wie Eger. Verschieden sind die Geschoßtrennungen: in Chameregg sind alle Geschosse in der Tonne eingewölbt, und zwar derart, daß die Tonne in den aufeinanderfolgenden Geschossen jeweilig entgegengesetzt läuft, was — im gleichen Sinne wie die aufeinander gegenläufige Steinschichtung des üblichen Mauerverbandes — eine große konstruktive Festigung des Gesamtbaus zur Folge hat. Bergfriede in Buckelquadertechnik „meist Granit“ stehen noch auf Burg Laaber (B. K. K. B. II 4 S. 155 ff.), Burg Breitenegg (B. K. K. B. II 4 S. 56 ff.) (wo auch die Ringmauer in Buckelquadern aufgeführt war), Burg Wildenau (B. K. K. B. II 14 S. 140), Hohenburg (die in die Ringmauer vermauerten Buckelquader dürften dem romanischen Bergfried entstammen), Burg Stefling (B. K. K. B. II 1 S. 149 ff.), Adelburg (B. K. K. B. II 4 S. 19), hier die Erbauer wohl Vohburger Ministerialen. Die Beispiele ließen sich noch mehren. Sie machen nur ersichtlich, daß diese Technik in der Nordgaugegend im 12. Jahrhundert aufgenommen wird. Man wird nicht fehlgehen, sie alle als Zeugen für das Aufkommen eines starken Machtbewußtseins der Burgenerbauer zu deuten. Bestimmte Anhaltspunkte für Erbauungszeiten ergeben sie nirgends (vgl. o. S. 26 Anm. 2), es sei denn mittels der erst später aufkommenden Zangenlöcher in den Quadern, wie sie für die Hebevorrichtung eingemeißelt wurden: sie erscheinen erst im Verlauf des 13. Jahrhunderts. Die hier genannten Beispiele zeigen sie nicht. Auch der besondere Befund beim „Schwarzen Turm“: Buckelquaderung auch an den Innenseiten, besagt nichts für eine Datierung, nur eben wieder für die arbeitsökonomische Übung, die sich an Mauern, die nicht für Wohnräume in Frage kamen, die Glättung der Quadern ersparte. (Analogien für diese Besonderheit gibt Otto Piper: Burgenkunde S. 132 an: Nürnberg, fünfeckiger Turm; Gelnhausen; Hohkönigsburg, Rattentürme; Lützelburg im Wasgau. Die Übertragung dieser Technik dürfte im umgekehrten Sinn dieser Aufzählung erfolgt sein.)

[4]) Friedrich II. erbaut auf seinen unteritalienischen und sizilischen Burgen in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts ganz gleiche Bergfriede (quadratisch, Buckelquader, ähnliche Abmessungen). Vgl. hierzu Bodo Ebhard: Die Burgen Italiens, Bd. 5, Berlin 1925.

[5]) Alle in den Anmerkungen genannten Analoga zu Eger sind höchst willkürlich datiert. Ihre Ansetzung kann nun einmal nicht aus baulichen Befunden erschlossen werden, solange wir für diese keine Fixpunkte haben. Hier kann nur aus sorgsamster Prüfung der

quadratische Bergfried den runden verdrängte, entspricht der damals überall zu beobachtenden Entwicklung. Dieses sehr unsichere „damals“ müßte gerade durch den Fall Eger fixiert werden.

Da die zeitlichen Fixierungen versagen, sei ein figurales Kriterium angezogen: paßt der „Schwarze Turm“ seiner „Figur“ nach in die alte Anlage.

Betrachtet man die Turmfigur allein, so wird die Untersuchung unergiebig bleiben. Er war lediglich Wehrturm, nicht Wohnturm (vgl. o. S. 74 Anm. 3), bedingte also besondere Wohnbauten auf der Burg. Das würde zur ersten Anlage stimmen. Auch seine „Stellung“ allein betrachtet gibt keine Auskunft. Seine Situierung, diagonal zur Mauerflucht der heute hier den Bering bildenden Kasematten und zur Grabenlinie, wurde einmal gedeutet [1]) als Ausrichtung der Turmkanten nach den Himmelsrichtungen, ein andermal [2]) mit ursprünglich anderem Verlauf von Burgring und Graben. Beide Deutungen werden hinfällig unter der Überlegung, daß Bergfriede häufig diagonal zur Angriffsseite stehen — und diese Südseite ist in Eger die Angriffsseite — und häufig mit einer Kante aus dem Burgbering herausstoßen [3]). Der Stich von Merian (s. Tafel 2), der noch aus der Zeit vor der Neubefestigung stammt, betont deutlich das Vorstoßen einer Kante des Turmes aus dem Bering heraus. Der „Schwarze Turm“ folgt also einer in romanischer Zeit häufig auftretenden Art der Situierung. Sie könnte zur Not auch mit der ersten Burganlage in Einklang gebracht werden.

Aber der Turm darf eben nicht allein, er muß in diesem Fall mit dem anschließenden Burgtor zusammen gesehen werden. Der Torbau des heutigen Bestands entstammt in dieser Form der Neubefestigung des 17. Jahrhunderts. Er hat aber einen mittelalterlichen Torbau zur Grundlage, der im Kernmauerwerk der Durchfahrt noch deutlich zutage tritt. Aus Gestalt und Mauertechnik sind wieder keine zeitlichen Anhaltspunkte zu gewinnen, auch keine Lösung der Frage, ob er gleichzeitig mit dem „Schwarzen Turm“ erbaut wurde [4]). Dafür spricht aber die Tatsache, daß dieses Egerer System: quadratischer, mit einer Kante aus dem Bering herausstoßender Bergfried neben Toreinfahrt — nicht vereinzelt steht, sondern gerade im Nordgaugebiet häufig auftritt: der die Angriffsseite schützende Bergfried schützt zugleich den Burgeingang [5]). Die Situation in Eger

historischen Situation geschlossen werden: wann wird eine Landschaft und ein zugehöriges Geschlecht reif zur Errichtung der betr. Burg. In dieser Hinsicht ist trotz der weitausgreifenden Arbeiten Pipers und der sorgsamen Arbeit des bair. Inventars noch vieles zu tun. Für Eger wurde vom Verfasser in der Untersuchung: Die Geschichte von Burg und Pfalz Eger, München 1933, das hier Nötige versucht.

[1]) A. Heber: Böhmische Burgen usw. 4 Bd. S. 61 ff., Prag 1846, vgl. in diesem Zusammenhang auch: Zd. Wirth: Památky archeologické XXXII S. 458 ff.

[2]) J. E. Jonas a. a. O. Sp. 61.

[3]) Als Beispiele aus dem näheren Bereich, dem alten Nordgaugebiet, seien genannt: Burg Laaber (ein Werner von Laaber — Ministeriale des Vohburgers? — tritt 1118 bei der Gründung des Klosters Reichenbach als Zeuge auf, a. a. O.): der Bergfried — über einem Grundquadrat von etwa 8 m — kehrt dem Angreifer ein scharfes Eck zu, das über die Ringmauer herausspringt. — Bei Burg Parkstein (B. K. K. B. II 9 S. 98) zeichnet Merian 1644 einen aus dem Bering übereck vorstoßenden Bergfried. — Auf Burg Prunn (B. K. K.B. II 13 S. 112) ragt der Bergfried mit zwei Kanten über den Bering hinaus. — Die Diagonalstellung des Bergfrieds wird auch beobachtet, wo er innerhalb oder außerhalb des Berings errichtet wird. Auf Burglengenfeld (B. K. K. B. II 5 S. 36) steht der Bergfried innerhalb des Berings hinter einem kleinen Torturm: er wendet dem durch den Torbau eingedrungenen Feind die Kante zu (Situierung — entsprechend den unteren Teilen — aus romanischer Zeit, die oberen Teile später überbaut). Auf der Flossenburg (a. a. O. S. 42) wird wohl erst nach 1200 außerhalb des Berings ein mächtiger Bergfried zum Schutz des Anmarschwegs errichtet und zwar wieder diagonal zur Angriffsseite. — Man sieht, daß hier ein strategisches Prinzip waltet, das lange beachtet wird. Anlaß zu dieser Stellung des Bergfrieds war das Bestreben, einmal den Angreifer von zwei Seiten des Turmes aus mit Wurfgeschossen usw. packen zu können; zum anderen — vom Verteidigungsstandpunkt aus — die Ansatzstelle am Turm für die Sturmleitern des Angreifers zu brechen und zu schmälern.

[4]) Daß seine Mauern mit denen des „Schwarzen Turms“ nicht in Verband stehen, beweist nichts (vgl. o. S. 68 Anm. 1).

[5]) Viele der S. 74 Anm. 3 genannten Beispiele, außerdem Burg Breitenegg (a. a. O.).

st also eine typische, d. h. der Burgeingang gehört zum Bergfried und umgekehrt. Da feste Termine auch bei den analogen Fällen nicht vorliegen [1]), wäre es gewagt, aus ihnen die zeitliche Ansetzung in Eger zu erschließen.

Aber Eger selbst verspricht einen zeitlichen Anhaltspunkt, wenn man jetzt die Frage umfassender stellt: ist das System „Bergfried neben Burgeingang" für die erste Anlage möglich? Da nämlich lautet die Antwort: nein. Für die durch die beiden Bergfriede und den sie umfassenden Nord-Süd-Mauerzug wie auch immer festgelegte Anlage ist ein Eingang an dieser Stelle unmöglich. Eine Erinnerung an das oben (S. 71) Gesagte erübrigt langatmige Begründungen. Die Verlegung von der ursprünglich einzig möglichen Stelle am Südosteck des Berings (vgl. o. S. 71) an den neuen Ort kann erst nach Niederlegung des Nord-Süd-Mauerzugs bzw. des an diesen vielleicht anschließenden Bauwerks erfolgt sein. Daß dies aber vor der radikalen Neubebauung des Platzes anläßlich der Pfalzanlage geschehen sein sollte, ist unwahrscheinlich. Erst die große Pfalzanlage beansprucht das gesamte Hügelterrain. (Erst beim Bau der Doppelkapelle wird in das Gräberfeld eingestochen, vgl. o. S. 47.) Erst jetzt ist die Notwendigkeit zur Niederlegung des alten, das Hügelgelände zerreißenden Wehrsystems gegeben, jetzt auch die Notwendigkeit, einen monumentalen Zugang zum Pfalzbezirk zu schaffen. Man wählt das „moderne" System, das Wehr und Repräsentation verbindet: den quadratischen Bergfried neben dem Torbau. Man setzt es an die durch äußere und innere Dispositionen nahegelegte Stelle: an die leicht zugängliche Breitseite des Bezirks. Von der äußeren Disposition aus gesehen: Damals mag eine unmittelbarere Verbindung mit dem inzwischen angewachsenen Markt Eger (südöstlich) erwünscht gewesen sein. Von der Innendisposition aus gesehen: die Toreinfahrt sollte in senkrecht axialer Beziehung zur Palasfront stehen. Der Typus: Bergfried neben Eingang — sicherte zudem der neuen Anlage den stolz-respräsentativen Charakter [2]).

Man wird sich der Schlußfolgerung aus den hier vorgetragenen Überlegungen nicht entziehen können: der „Schwarze Turm" wurde erst von Barbarossa erbaut und zwar gleichzeitig mit der Pfalzanlage. Daß dieser Herrscher seine ganz auf Repräsentation gestellten Pfalzen doch noch mit diesem Requisit der Wehranlage ausstatten zu müssen glaubte, beweist auch der Befund auf der Pfalz Gelnhausen, deren (runder) Bergfried (in Buckelquadern errichtet) ebenfalls in die Bauzeit unter Barbarossa (also wesentlich früher als der dortige Palasbau) datiert werden muß [3]). Für die Einführung des Typus: Eingang neben Bergfried — im Nordgaugebiet (s. o. S. 75 Anm. 5) dürfte Eger der Schöpfungsbau gewesen sein [4]).

[1]) Die a. a. O. vorgetragenen Datierungen dieser Burgen sind relativ spät angesetzt. Man datierte nach dem Befund der Mauertechnik: je größere Quader, um so spätere Entstehung. Solche Datierungspraxis ist angesichts vieler gegensprechender Befunde nicht unbedingt stichhaltig. Felix Mader verweist (in einem an den Verfasser gerichteten Brief) auf die großen Quader, aus denen das Mauerwerk zweier Klöster des Nordgaugebietes erstellt ist: Kloster Kastel (gegründet von Luitgart, der Mutter Dipolds II., und von anderen geweiht 1129) und Kloster Reichenbach (gegründet 1118 von Dipold, die Kirche 1135 geweiht). „Was vor Mitte des 12. Jahrhunderts bei Kirchen möglich war, muß auch für bedeutende Burgen in Anspruch genommen werden können" (Mader). So könnten also auch die in ihrem ersten Bestand sicher dem gleichen Gründerkreise zuzuschreibenden Burgen auch früher als im Inventar geschehen anzusetzen sein.

[2]) Noch Friedrich II. bevorzugte den Typus bei Burgbauten in Sizilien und Unteritalien (vgl. o. S. 74 Anm. 2).

[3]) Nach brieflicher Mitteilung des Bearbeiters der Gelnhauser Pfalz, Dr. Karl Nothnagel.

[4]) Was für die oben angeführten Burgen des Nordgaugebiets (S. 74 Anm. 3) den Terminus post ergibt, die Datierungen des Inventars also bestätigt.

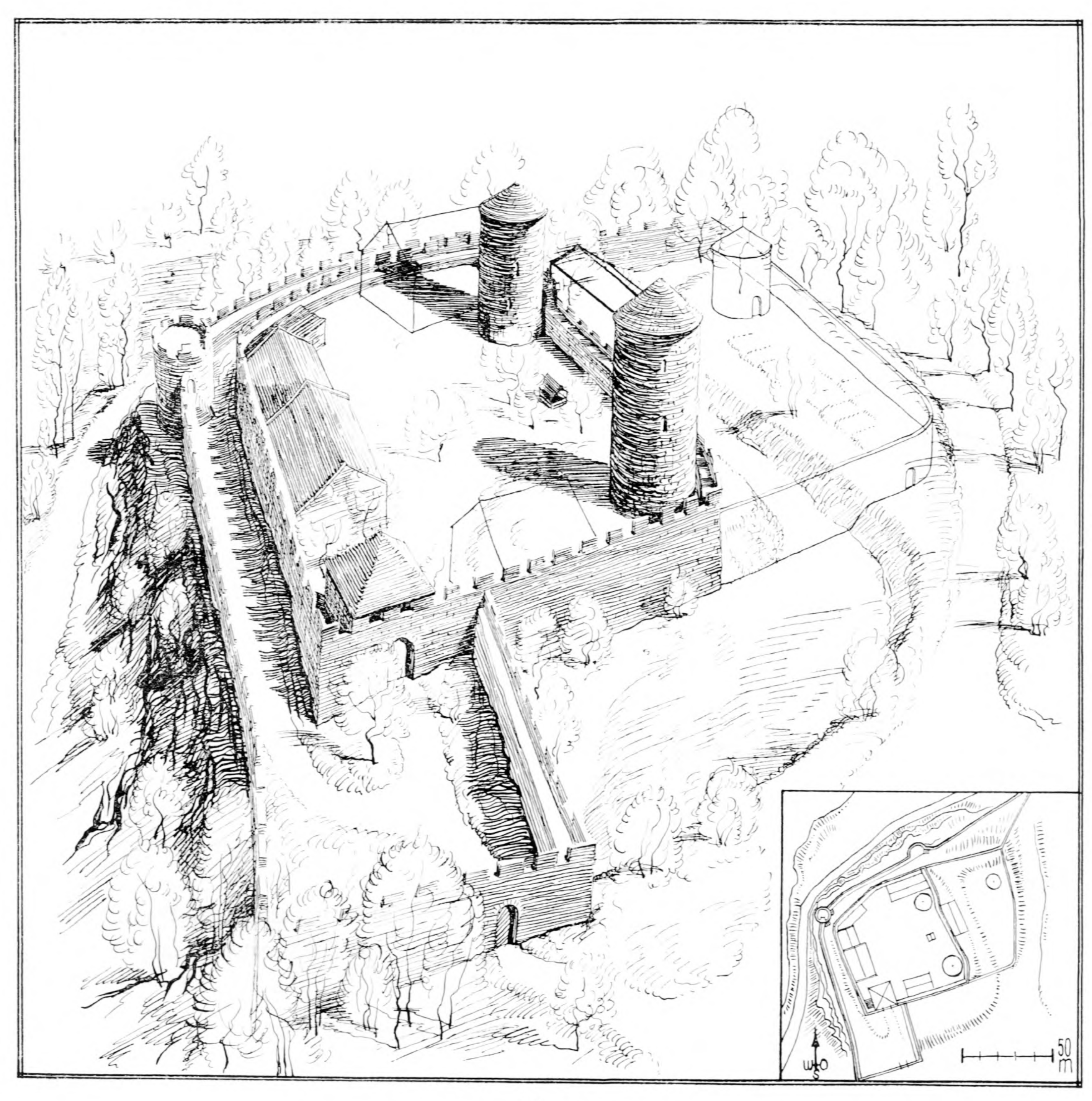



Abb. 11.
Die alte Burg Eger (Rekonstruktionsversuch [1])

[1]) Obige Rekonstruktion sei mit allem Vorbehalt wiedergegeben. Zwei uns am ehesten überzeugend erscheinende Stellungen des Wohnbaus wurden durch nur konturierte Bauten angedeutet, ebenso der auf dem Gräberfeld anzunehmende, in seiner Form unbestimmbare Kultbau. Die Überlegung, ob man im nördlichen Rundbau nicht doch einen turmartigen Kapellenbau der alten Burganlage zu sehen habe, also nicht einen zweiten Bergfried, wurde beim Verfasser neuerlich angeregt durch die Arbeit Ewert Wrangels (Sverige och Polen — En förberedande undersökning om en ny linje i den äldre medeltidens konsthistoria — in: Särtryck ur tidskrift för konstvetenskap, Aergäng XVII, häfte III, Lund 1933), die mir erst nach Drucklegung des Textteils dieser Untersuchung zu Gesicht kam. Wrangel weist die Verbreitung der (oft turmähnlichen) Rundkapellen über Polen bis nach Schweden nach. Daß sie auf deutschen Burgen oft vorkamen, ist bekannt.

## d. Die Pfalzanlage

Der Pfalzenerbauer errichtet seine Pfalz über der alten Burganlage, greift aber über sie hinaus: der bisher geschonte sakrale Bezirk im Osten wird in die Neuanlage einbezogen. So müssen Hauptbauten der alten Burg fallen: sicher der südliche Rundturm und der ihn umfassende Nord-Süd-Mauerzug, vielleicht auch der nördliche Rundturm [1]) und der irgendwo anschließende Wohnbau [2]). Der Eingang wird so gelegt, daß eine repräsentative Grundachse für die Gesamtanlage entsteht: Pfalzeingang — Palasaufgang. Der neue Bergfried betont diese Grundachse. Die andern Neubauten werden im nordöstlichen Teil des Gesamtgeländes errichtet. Was vor der Doppelkapelle (südlich) von dem flachen Hügel der Nekropole noch übrig blieb, bleibt geschont, — ob sakral gewahrt, ist unentschieden. Im Raum der älteren Burgwallsiedlung und der über ihr errichteten Vohburger-Bauten wird ein neues ungefähr 0,5 m mächtiges Planum gelegt, das seither von jeder Bebauung freigehalten als Pfalz- bzw. Burghof gedient hat [3]). So war ein eindrucksvoller Pfalzhof, umstanden von monumentalen Bauten, geschaffen.

Abb. 12

### α. Palas

Beim Palasbau ließ der Befund noch folgende Fragen offen: Inneneinteilung des Untergeschosses, Inneneinteilung des westlichen Teils des Obergeschosses, Abschluß des Gebäudes nach oben.

Tafel 15

Für die Inneneinteilung des Erdgeschosses ergaben die Ausgrabungen weitere Aufschlüsse (vgl. oben S. 48,3): in der Längsachse entwickelte sich eine Stützenreihe, welche die Balkendecke zu tragen hatte. Ob diese Stützen durch Bögen miteinander verbunden waren, läßt sich nicht mehr feststellen, ist aber gemäß den Analogien im Palas zu Goslar [4]) und im Palas Dankwarderode [5]) als wahrscheinlich anzunehmen. Eine massive Quermauer ungefähr in der mittleren Querachse unterteilte den Raum der Quere nach. Der Eingang führte von der Hofseite etwas absteigend in den östlichen der beiden Haupträume. Jeder der beiden Räume empfing Licht aus drei in sehr flachen Bogen überwölbten, stark abgeschrägten Fensteröffnungen, der östliche Raum außerdem noch durch zwei gleichgeformte Fensteröffnungen in der Ostwand [6]).

Über die Verwendung dieser Unterräume läßt sich nichts Bestimmtes aussagen. Daß sie schon zur Pfalzenzeit als Stallungen gedient hätten (wie des öfteren in der Literatur behauptet wird), ist kaum anzunehmen. Stallungen unter den Wohngemächern und dem Saal des Kaisers? Näher liegt doch wohl der Gedanke, daß hier unten Saalräume für die Dienstmannen eingerichtet waren.

---

[1]) Falls er zuerst nicht doch noch erhalten blieb, allenfalls zur ersten Pfalzkapelle umgewandelt. Der Palasbau jedenfalls verdrängt ihn nicht (: Schrägführung der Westabschlußmauer!).

[2]) Falls dieser Wohnbau an Stelle des neuen Palasbaus oder aber zwischen den beiden Türmen gestanden hatte, mußte er weichen. Falls er aber — wofür eine allerdings nur geringe Möglichkeit sprach — am Nordhang westlich vom Nordsüd-Mauerzug aufging, könnte er als Wirtschaftsbau neben dem neuen Palas erhalten worden sein.

[3]) Nach brieflicher Mitteilung von Dr. A. Gnirs.

[4]) Vgl. Uvo Hölscher a. a. O. S. 39.

[5]) Vgl. L. Winter: a. a. O. S. 13.

[6]) Diese Fensteröffnungen dürfen als die ursprünglichen angenommen werden. Die kleineren der Unterzone hätten den großen Räumen allzu wenig Licht vermittelt, ihre Höhenlage spricht eher für Verwendung als Schießscharten in der Festungsepoche. Auch die beiden oberen Fenster im westlichen Raum scheinen späteren Ursprungs, vielleicht eingebrochen als Ausschußöffnung für die beiden hier aufgestellten Stückkugeln (s. Plan 1694 — Foto). Für die Annahme der mittleren Fensterreihe als der ursprünglichen spricht auch noch die flache Bogenführung, die jener über den großen Fensterarkaden des Saals sehr ähnlich ist.

Eine einleuchtende Begründung hierfür ergäbe sich, wenn sich in diesen Unterräumen Heizanlagen wie in der Dankwarderode und in der Goslarpfalz [1]) nachweisen ließen. Über die durch die Ausgrabungen freigelegten, dann aber wieder zugeschütteten kreisrunden Mauerungen läßt sich nichts Bindendes aussagen. Sie scheinen späteren Ursprungs zu sein, vielleicht tatsächlich (Jonas) anläßlich der Adaptierung der Unterräume zu Ställen angelegt [2]). Mit Heizanlagen lassen sie sich nicht identifizieren, wohl aber mögen sie solche ursprünglich hier befindlichen verdrängt haben. Daß im Egerer Palas gute und „moderne" Heizvorrichtungen eingebaut waren, dafür spricht der Umstand, daß die Egerpfalz besonders als Weihnachtsaufenthalt von den Herrschern bevorzugt wurde. (Vgl. o. S. 14.) Vielleicht darf man den von Jonas aufgedeckten kleinen, ungefähr quadratischen Raum südlich des Palaswestteiles, zu dem eine Treppe hinunterführte, als Heizkammer ansprechen. Die verhältnismäßig große Entfernung von dem zu heizenden Gebäude (Abstand 7 m) könnte mit dazwischenliegenden Palasvorbauten begründet werden, auf die einige ausgegrabenen Fundamente schließen lassen. Sie dürften mit dem Erdgeschoß des Palas in Verbindung gestanden sein (s. o. S. 48, Nr. 4).

Die Innenaufteilung des Obergeschosses hatte schon die Betrachtung des Befunds (vgl. o. S. 29f.) in den Hauptlinien geklärt: den östlichen Teil nahm in der ganzen Tiefe der große Saal ein, an ihn schlossen sich die beiden großen Gemächer. Da diese Gemächer in Anbetracht der Proportionen unmöglich die ganze Tiefe des Baus beanspruchten, muß auf einen (südlich) vorgelagerten Raum geschlossen werden. Dieser Raum kann den verbleibenden Proportionen nach nur ein schmaler, also gangartiger gewesen sein, der vor beiden Gemächern hinlief, mit der einen Stirnseite in den Saal mündete. Die andere Stirnseite kann sich unmöglich an der (westlichen) Abschlußmauer totgelaufen haben: lediglich als Vorraum vor den Gemächern wäre er dem mittelalterlichen Einteilungsprinzip unnötig erschienen. (Im mittelalterlichen Profanbau nahm man nicht Anstoß am Durchschreitenmüssen mehrerer Gemächer ohne eigenen Zugang.) Er muß als Verbindungsgang zu einem Nebenbau geführt haben, von dem ein unmittelbarer Zugang zum Saal erwünscht, ja notwendig erschien. Man kommt in formaler Beziehung aus dem Einteilungsprinzip, das für den Saalbau eindeutig erschlossen wurde, notwendig zur gleichen Folgerung wie aus dem Befund des Ganzen (: schräge Abschlußmauer des Palasbaus) und aus dem Befund des Terrains (Brandspurenschicht unter der Sohle des spätmittelalterlichen Kuchelhauses", s. o. S. 53). Die inhaltliche Überlegung, daß der Saalbau weder Wohnräume für das Gefolge noch die dringlichsten Wirtschaftsräume barg, führt zur gleichen Schlußfolgerung: neben dem Saalbau muß ein Zweckbau gestanden sein, der die Bewirtschaftung des Saalbaus (im kaiserlichen Sinn) ermöglichte. Ob man in diesem Nebenbau den aus der alten Burganlage übernommenen Wohnbau der Vohburger oder aber einen ad hoc errichteten Anbau zu sehen hat, bleibt unentschieden. Wir sind also berechtigt, in der Rekonstruktionsskizze an Stelle des Ende des 15. Jahrhunderts errichteten „Kuchelhauses" (Gordonhauses) [3]) einen (nicht unterkellerten) Zweckbau einzuzeichnen, der im Aufriß die Palasfront wirksam verlängerte. Erst diese Tatsache des Nebenbaus darf uns nun rück-

[1]) U. Hölscher a. a. O. S. 41—43.

[2]) Auf ähnliche Rundräume in spätmittelalterlichen Anlagen, die als Gefängnisräume nachgewiesen werden konnten, verweist Gnirs (mündlicher Hinweis).

[3]) Dies die spätere Bezeichnung des „Kuchelhauses", da es dem Kommandanten Gordon als Wohnung diente. Hierher lud er die Wallensteinschen Offiziere zum Henkersmahl (s. o. S. 20).

bezüglich die bedeutsame und im Unterbau nicht vorbereitete Neuerung des Gangs begreiflich machen. Erst jetzt, nach der bündigen Beweisführung aus dem als ursprünglich erkannten Befund, berufen wir uns auf die spätere Situation, welche die ursprüngliche spiegeln dürfte: Was der Plan von 1694 anzeigt: ein den Wohngemächern vorgelegter eventuell erst später in diesen Ausmessungen eingezogener Gang, hat schon im ursprünglichen Zustand bestanden. Ob er an der Außenseite als Galerie ausgebaut war, wie die kleinen Säulen und Kapitelle, die heute dort noch verbaut sind, vermuten lassen könnten, bleibt unentschieden.

Abb. 10

Auffallend ist, daß die Verbindungstür zwischen Nebenbau und Palas nicht in der Flucht des Verbindungsganges liegt. Hier mag die Einteilung des Nebenbaus bedingend gewesen sein. Jedenfalls wurde dadurch die Anlage des kleinen Vorraums (westlich vor dem ersten Kaisergemach) notwendig, als Überleitung des Verkehrs vom Flügelbau zu den Gemächern und zum Gang, der dann auch gleich die Abschrägung der Palaswestwand gegen die lotrecht auf der Nordmauer sitzenden Gemächerwände — durch Zwickelform — ausgleichen konnte. Auf diesen kleinen zwickelförmigen Vorraum darf der kleine Lichtschlitz bezogen werden, der ganz westlich in die Palasnordmauer eingebrochen ist. Bei solcher Einteilung würde allerdings die Türöffnung am Westende der Palassüdmauer überflüssig gewesen sein. Vielleicht wurde sie erst eingebrochen, als der Nebenbau niedergerissen oder durch Feuer zerstört worden war, um einen direkten Zugang zu dem nun nötig gewordenen Oberstock des Palas (s. o. S. 101 f.) zu ermöglichen [1]. Über die Breite dieses den Gemächern südlich vorgelagerten Ganges läßt sich aus dem Befund nichts herauslesen. Ob sie der in dem Plane von 1694 verzeichneten Abmessung, die übrigens wie manche Details und Abmessungen dieses Planes ungenau angegeben sein mag, entsprochen hat, ist ungewiß: man wird den kaiserlichen Gemächern nicht so viel Raum abgezogen haben [2]. Nur das Prinzipielle der — in romanischen Profanbauten immer sehr ad hoc und dementsprechend aus leichten Materialien gezogenen — Einteilung wird sich durch die Jahrhunderte erhalten haben.

Abb. 10

Der Beweis für die Ursprünglichkeit der Egerer Einteilung läßt sich außer durch die zwingenden Angaben des Befunds noch durch die Betrachtung der Palas-Entwicklung überhaupt erbringen. Der Palas in Eger ist der erste unter den monumentalen romanischen Palasbauten, der Wohngemächer unter ein Dach mit dem Saal bringt, der also dadurch zur Einziehung eines Ganges gezwungen ist [3]. Bezeichnend für die Neuheit und Ungewohntheit dieser Einteilung: das Grundgerüst des Baues ist noch das überlieferte (Goslar, Dankwarderode), wie es für den Saal allein berechnet war. Die Innenaufteilung ist im Baugerüst nicht vorbereitet: sie wird — wie nachträglich — eingezogen. In dem auf Eger stilistisch nächstfolgenden großen Palasbau [4]) der Pfalz Gelnhausen verfestigt sich der neue Einteilungsgedanke schon bis zur Verankerung im Grundgerüst: im Erdgeschoß stehen zwei Pfeilerreihen in der Längsachse, deren eine als Substruktion der inneren Galeriewand des Obergeschosses dient. Das heißt: der in Eger rein zwecklich bedingte, den Ge-

[1]) Der Plan von 1694 (s. Abb. 10) verzeichnet die Verbindungstür zwischen Palas und Nebenbau in der Achse des Verbindungsganges. Ob darin die ursprüngliche Disposition gegeben ist oder ein (naheliegender) Fehler der Planzeichnung vorliegt, kann nicht entschieden werden (keinerlei Spuren im Mauerwerk).

[2]) Grueber (a. a. O. Taf. 3), der noch drei Gemächer annimmt, aber den vorgelagerten Gang sinnvoll davorlegt, und Piper (a. a. O. Fig. 42), welcher der richtig erschlossenen Gemächerzahl ebenfalls den Gang vorlegt, rekonstruieren diesen Gang schmäler.

[3]) Vgl. K. Simon: Studien zum romanischen Wohnbau in Deutschland, Straßburg 1902, S. 68.

[4]) Die Wartburg, die kaum vor Gelnhausen anzusetzen ist, bringt einen ganz neuen Baugedanken in den Typus herein, muß also in diesem Zusammenhang als Fremdwerk betrachtet werden (s. u. S. 115).

mächern vorgelegte Gang wird monumentalisiert, er wird zur Galerie (vor dem Saal), sein Gerüst baut sich dem Organismus des Gesamtbaus (Substruktionen!) ein [1]). Zwischen Goslar-Dankwarderode und Gelnhausen stellt Eger das notwendige Zwischenglied dar. Man sieht in Eger die neue Inneneinteilung gleichsam in statu nascendi, künstlerisch noch unbewältigt.

Die Entwicklungsstufen unmittelbar vor und unmittelbar nach Eger finden sich vereint in dem großen Palasbau des 12. Jahrhunderts auf der Prager Burg, dessen Ausmaße und Inneneinteilung durch Aufdeckung der Kellergewölbe und der zum Teil in die späteren Überbauten aufgehenden Hochwände festgestellt werden konnten [2]). Als Erbauer der ursprünglichen Anlage kann nur Vladislav II. von Böhmen, der Freund und Verbündete Barbarossas, in Betracht kommen, als Erbauungszeit also die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Stilistische Merkmale reihen den Bau zwischen Nürnberg und Eger ein. Dieser große Palas wurde — wohl an Stelle eines älteren Palastes — am Südhang des Burghügels, südlich von der romanischen Veitsbasilika und der romanischen St. Georgskirche errichtet. Er erstreckte sich, in Ost und West zwischen ältere Türme (mit quadratischem bzw. rechteckigem Grundriß) eingespannt, in einer Ausdehnung von 48 m Länge und 10,5 m Tiefe (Eger: 47,5:12,8 m). Im Erdgeschoß eine lange Halle, tonnengewölbt. Die ursprüngliche Scheitelhöhe von 6 m wurde im 14. Jahrhundert durch Tieferlegung des Bodens auf 7,5 m gesteigert. Ins erste Stockwerk führten zwei Eingänge: einer im Südwesten (aus einem kleinen Gehöft beim westlichen Torturm, ein anderer von Norden, vom Burghof aus. Die ursprüngliche Einteilung dieses oberen Stockwerks läßt sich nicht eindeutig erschließen, da der spätere Einbau eines Gemaches östlich vom großen Saal den ersten Zustand verändert haben dürfte. Die veränderte Einteilung ergab einen von Westen her durchlaufenden (?) Saal von 32 m Länge (Eger: 24,5 m) und 9 m Breite (Eger: 9,8 m). Möglich, daß auch in Prag — häßliche Proportionen — im Westen ein Vorsaal abgetrennt war. Nach Süden gingen fünf Triforienfenster auf. Durch zwei Austritte gelangte man auf eine an der Südfassade entlangziehende Galerie (Wehrgang?), die auch an dem anschließenden Kapellenbau (ursprünglich Turm) entlangstrich. An den Saal schloß östlich das nachträglich eingebaute Gemach an: 10,60 m lang, 7 m tief. An der Südwand zwei Fenster und ein Austritt, in der Nordwand und wohl auch in der Westwand (zum Saal) eine Türe. Nördlich dieses Gemachs ist ein schmaler Gang ausgespart, um den unmittelbaren Zugang vom Saal zur (östlich anschließenden) Kapelle zu erhalten. Der Gang mündete zunächst in einen schmalen Raum östlich des Gemachs (vgl. Eger!), in dessen Südteil Spuren einer etwa 2 m breiten Treppe ins Untergeschoß festgestellt wurden. Von ihm aus gelangte man in die Kapelle, und zwar auf die Empore im Westen (diese offenbar nur aus Holz). Eine entsprechende Türe im Erdgeschoß führte in den Unterraum der Kapelle. Die Kapelle ist in einen schon vorher bestehenden Turm hineingebaut, was also die Situation von Nürnberg getreulich wiederholt. Ob dieser Kapelleneinbau schon in Vladislavs Zeit gelegt werden darf, ist fraglich. Ein Weihedatum der Kapelle ist erst aus 1185, also aus der Zeit von Vladislavs Sohn und Nachfolger Friedrich überliefert. Man möchte den Einbau des

[1]) Funktionell war diese Galerie in Gelnhausen ähnlich bedingt wie der Gang in Eger: er hatte die dem Saalbau angebauten Wohntrakte mit der Kapelle zu verbinden. Vgl. hierzu die von K. Nothnagel festgestellten Ausgrabungsergebnisse in der demnächst erscheinenden Publikation über die Pfalz Gelnhausen.

[2]) Karel Fiala: Hrad Pražský v době románská. Praha 1933. Der jahrzehntelangen treuen Arbeit des Burgbaumeisters Karel Fiala ist die sorgsame Wiederaufdeckung der (durch Jahrhunderte verschüttet gewesenen) Kellerräumlichkeiten und des Ottokarschen Arkadenbaus der Přemyslidenburg zu danken. Für die freundlichst erteilten Auskünfte sage ich Herrn Baurat Fiala ergebensten Dank.

Gemachs ebenfalls mit dieser zweiten Bauperiode in Verbindung bringen. Die ursprüngliche Gestaltung des Palasbaus hatte die Kapelle vielleicht im Saalgeschoß mit einbezogen (wie das ja auch später noch auf der Wartburg zu finden ist. — Vladislavs zweite Gemahlin Judith war die Tochter des Thüringer Landgrafen!). Mit dem Entschluß (Friedrichs?), einen eigenen Kapellenbau in dem sich hierzu anbietenden Turm einzurichten, war die Nötigung gegeben, entweder die Proportionen des Saales noch mehr zu strecken oder aber (vielleicht an Stelle der ursprünglichen Kapelle, oder aber kleinerer, die ganze Geschoßtiefe füllender Gemächer) ein (Prunk?)-Gemach einzubauen, das nun aber den unmittelbaren Zugang vom Saal zur (neuen?) Kapelle nicht hindern durfte. Man übernahm den Gedanken des (nördlich) vorgelegten Ganges.

Man übernahm ihn aus dem nahen, dem König wohlbekannten Eger, wo er soeben erst entwickelt worden und vom Reiz der Neuheit noch umgeben war. Da für den Prager Einbau aus dem Befund eindeutige Daten nicht zu ermitteln sind, möchte man überlegen, ob die Neuerung nicht gar in Prag entstanden, von Eger übernommen sein könnte. Dagegen spricht der morphologische Befund. In Prag wird ein fertig durchdachtes und durchkonstruiertes System übernommen (auch im Erdgeschoß wird der Substruktion wegen die gleiche Einteilung eingefügt). In Eger ließ sich das Werden der Idee deutlich verfolgen. Der erste und zweite Zustand auf Burg Prag klammert die Egerer Erfindung also gleichsam engst ein. Prag folgt Eger abrupt nach, ohne den Gedanken künstlerisch weiterarbeiten zu können (Einbau). Erst Gelnhausen bringt die Monumentalisierung.

Die direkte Nachfolge Gelnhausen sichert also die aus dem Baubefund erschlossene, aus den späten Plänen nur unsicher zu belegende Inneneinteilung des Egerer Palas. Der Gang führte aus dem Wohn- und Wirtschaftsbau (der vielleicht noch der alten Burganlage entstammte) an den beiden großen Gemächern vorüber zum Saal. Der Saal nahm die ganze Haustiefe ein. Eine Holzpfeilerreihe dürfte ihn in der Längsachse gestützt haben. Am Westende seiner Südwand öffnete sich der Hauptzugang zum Hof, der über eine Treppenanlage erreichbar war. Der Treppenanbau dürfte den Zugang zum Untergeschoß überwölbt haben, der Treppenlauf muß vom Westen her angestiegen sein [1]). Vom Treppenpodest ging die Galerie ab, die nach kurzem Ostverlauf südlich zur Westwand der Kapelle — hier der Eingang zur Oberkapelle — aufsteigend abbog.

Die Südwand des Saals dürfte außer diesem Eingang keine größeren Lichtöffnungen gehabt haben, da vor dieser Südwand die Kapelle aufging. Kamine mögen sie gegliedert haben. Die übliche Entwicklung der Schauseite dem Pfalzhof zu war in Eger nicht möglich. Die Prachtarkaden mußten an die Außenfront verlegt werden [2]), die Elemente der üblichen Palastfassade: Portal und Fenster — wurden hier also auseinandergerissen. Das gefährdete die Entwicklung einer Hoffassade. Noch einmal kann hier die These vom unmittelbaren Anschluß eines Wirtschaftsgebäudes, nun vom künstlerischen Gesichtspunkte aus, gestützt werden: nur die nach Westen ausgreifende Fortsetzung der Palastfassade durch die Fassade des Nebenbaus vermochte die durch den Kapellenbau verstellte bzw. unmöglich gemachte Entwicklung einer imponierenden Hoffront in etwas zu ersetzen (vgl. hierzu u. S. 114).

[1]) Doppelseitiger Treppenanstieg wie in Goslar in der Rekonstruktion von Hölscher (a. a. O. S. 129) war in Eger wegen der vorgelagerten Kapelle nicht gut möglich. Die heute vorfindbaren Gewölbe westlich des Torganges zum Untergeschoß dürften spätere Überbauungen der ursprünglichen Treppensubstruktion sein, die vielleicht mit Räumlichkeiten, die den ausgegrabenen Fundamenten entsprechen, zusammenhing.

[2]) Der erste Fall innerhalb der romanischen Profanarchitektur von Schauseiten in die Landschaft hinaus — was der Bezeichnung „Schauseite" nun auch die andere Möglichkeit der Wortbedeutung, die des Schauens (zu der des Geschautwerdens) zubringt.

Bleibt noch die Frage: ging über dem Saalgeschoß noch ein Geschoß auf? Die Mauerreste gehen nirgends über die Höhe des Saalgeschosses auf. Die alten Abbildungen zeigen als Obergeschoß einen Fachwerkbau, der also auf späteren Aufbau deutet. Nur die Abbildung vom Ende des 16. Jahrhunderts (s. o. S. 59/2) zeichnet Fachwerk nur in etwa dreifünftel Erstreckung der Nordwand, während der übrigbleibende Teil dieser Nordwand in massivem Mauerwerk erbaut scheint. Muß man dieser Zeichnung gegenüber überhaupt schon äußerste Vorsicht walten lassen, so wohl besonders hier. Der Plan von 1694 — Grundriß — (Abbildung 10) jedenfalls zeichnet gerade an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit ein Übergreifen der Innenaufteilung dieses Obergeschosses über den Westabschluß des Palasbaues hinüber zum westlichen Anbau, was beim Aufgehen eines massiven Mauertrakts hier im Westen nicht möglich wäre.

Man darf nun wieder auf die vor Eger übliche Form der romanischen Palasbauten verweisen: die uns faßbaren Vertreter Goslar und Dankwarderode zeigen kein Obergeschoß über dem Saalgeschoß. Erst Münzenberg, Wartburg und Gelnhausen bringen den Aufbau [1]). Gilt die These von der Erhaltung des alten Wohnbaues oder vom Anbau der Wirtschaftsgebäude, so war in Eger ja auch kein Bedarf für weitere Räumlichkeiten, wie sie der Oberbau geboten hätte. Aber dies Argument soll hier nicht gelten. Im Gegenteil: jene These soll gerade durch das Fehlen aller Anzeichen eines Oberstockwerks auch von dieser Seite her noch einmal eine Stützung erfahren. Auch die Kürze der Erbauungszeit spricht gegen ein zweites Obergeschoß.

Der Palasbau der Egerpfalz hatte Untergeschoß — mit zwei geräumigen Sälen — und Obergeschoß — mit Saal und zwei geräumigen Wohngemächern. Neben dem Palasbau dürfte ein Nebenbau mit Wohnräumen und Wirtschaftsräumen gestanden haben. Nebenbau, kaiserliche Gemächer und Saal waren durch einen Gang verbunden, der vom Saal aus seine Fortsetzung in einer zur Kapelle führenden Freigalerie fand.

Dieser Gesamtaufbau ist sowohl zu allgemeiner als auch wieder zu besonderer Art, als daß er Aufschlüsse über die Herkunft des planenden Architekten und der ausführenden Hütte geben könnte. Die Details, die Fensterarkaden und vor allem die Kapitellornamentik sind allzu verwittert, als daß sie über ganz allgemeine Vermutungen [2]) hinaus bestimmte Hinweise zu vermitteln

---

[1]) Wartburg wohl auch nicht in der ursprünglichen Fassung (vgl. Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft XLI, 3, Jena 1917; G. Voß, Die Wartburg, S. 14 ff.). Über Hagenau, Nymwegen, Kaiserswerth, Kaiserslautern und auch Nürnberg können wir, teils weil sie verschwunden, teils weil sie später verbaut wurden, keine zwingenden Vermutungen anstellen.

[2]) Mit aller angesichts der starken Verwitterung gebotenen Vorsicht seien hier die noch erkennbaren Schmuckmotive an Kämpfersteinen und Kapitellen zusammengestellt (vgl. die Zeichnungen auf Taf. 48/49). Es begegnet hier einmal eine schon vegetative Schlingbandornamentik, die sich aber noch in den einfachsten Formen hält. Das betreffende Ornament wird gleichsam sorglich auf die zur Verfügung stehende Fläche aufgeheftet. Es entsteht so ein fast ärmlicher Eindruck der Schmückung, der zu der kultivierten Gesamtform des betreffenden Werksteins in Widerspruch steht. — Als zweite Art des Schmucks findet sich eine einfache Kreisfüllung mittels Dreiblatts, Vierblatts oder Palmette. Auch hier kontrastiert die vornehme Gesamtbehandlung des Steins mit der etwas mageren Ausschmückung. — Als drittes Moment tritt dann noch figürliche Plastik hinzu, deren Anbringung nun aber schon eine reife Schulung verrät. Die figürlichen Elemente ordnen sich dabei aber immer der Funktion des zu schmückenden Steins unter: sie kauern unter der Ausladung des Konsolsteins oder sie hocken an den Kapitellseiten. Auffallend ist, daß dies gleiche Beisammen der dreierlei Schmuckarten in den oberrheinischen Gebieten begegnet. Die Bandverschlingung, noch ganz ornamental, begegnet in St. Johann (Marb. Foto 26952). Schon ins Vegetative gelockert trifft man ähnlich einfache Bandverschlingungen in Altdorf, ehemalige Klosterkirche (Abb. bei Kautzsch: Romanische Kirchen im Elsaß, Freiburg 1927, Tafel 14: Bogenfeld des Südportals). Ähnlich schon in Rosheim (linkes Kapitell des Südportals) und dann in Schlettstadt (St. Fides). — Die primitive Art der Flächenfüllmuster durch Dreiblätter, Vierblätter und einfache Palmetten läßt sich wieder in Rosheim und Schlettstadt nachweisen: dort das in den Kreis eingelegte Vierblatt (an einem über dem Kapitell sitzenden kämpferartigen Stück, das den Bogenlauf des Fensters — Ostapsis rechts — aufnimmt). Hier (St. Fides) zeigen die Pfeilerkapitelle der Nordarkade ein ähnlich primitives Flächenfüllmuster — in den Kreis eingelegt — und gleichzeitig das in Eger wahrnehmbare primitiv gelegte Rankenwerk (Abb. bei Kautzsch a. a. O. Taf. 57). Die figürliche Plastik findet sich sehr verbreitet im oberrheinischen Gebiet. Schon die in Alspach (ehemalige Klosterkirche) unter die Gesimsecken der Portalkämpfer wie angeklebten Köpfe

vermöchten. Für diese Frage verspricht erst die Untersuchung des Kapellenbaus Auskunft, der ja sowohl seiner Funktion nach als auch im allgemeinen Aufbau, in Mauertechnik und in Einzelheiten auf nächste Verbindung mit dem Palasbau hindeutet.

### β. Doppelkapelle

Der Befund an der Kapelle warf folgende Fragen auf: entstammen Unter- und Oberkapelle einem einheitlichen Plan, einer einheitlichen Ausführung? Hängt hüttenmäßig der Kapellenbau ganz oder teilweise mit dem Palasbau zusammen? Lassen sich aus dem Kapellenbau Schlüsse auf Einfluß- und Anregungsgebiete, vielleicht auf die Herkunft der hier arbeitenden Hütte ziehen?

Erst dieser gut erhaltene Kapellenbau bringt zum Bewußtsein, deutlicher als der ruinöse und in den Details stark verwitterte Palasbau, wie fremdartig die darin wirkende Kunst auf dem Boden der Egerer Landschaft wirkt. Der Nordgau war Grenzmark des geschlossenen romanischen Kulturgebiets. Ihre Kloster- und Burgbauten zeigen durchaus zusammenhängenden Charakter: meist ist es der Regenburger Kreis, der hier ausstrahlt und in diesen Markgebieten eine kernige, oft wuchtig charaktervolle Architektur aufwachsen läßt. Nur die Gesamtstruktur der Unterkapelle und ganz wenige Details[1]) könnten vielleicht solcher hier bodenständigen Übung eingeordnet werden. Weiter gegen Osten erlahmt dieser Schulzusammenhang. Einige Burgkapellen in Böhmen (Potvorov, Potvinec) zeigen noch direkte Beziehungen zu ähnlichen Burgkapellen des Nordgaugebietes. Auch die Veitsbasilika auf dem Prager Hradschin (11. Jahrhundert) mag in gewisser Beziehung von Regensburger Anregungen befruchtet worden sein (Querhaus im Westen). Die übrigen Monumentalbauten des Landes, teils Klosterbauten, die auf die gründenden Mutterklöster zurückweisen (Benediktiner und vor allem Prämonstratenser), teils kleinere Stadt- und Landkirchen scheinen willkürlicher Import, der erst allmählich so etwas wie eine landschaftliche Eigenart ausprägt. An manchen Stellen wirkt sächsischer Einfluß (St. Georg auf dem Prager Hradschin), allerdings auch ohne sich in Schulzusammenschlüssen auszuwirken. Hat in Eger solch sporadischer Einfluß gewirkt oder gehört die Pfalzanlage in ein den lokalen Einflußsphären übergeordnetes Beziehungsnetz abendländischer Architekturentwicklung?

Der hervorstechendste Zug der Kapelle ist der wesentliche Unterschied des Raumcharakters von Unter- und Oberkapelle. Der „gotische“ Charakter der Oberkapelle steht zum romanischen Charakter der Unterkapelle in so starkem Gegensatz, daß häufig eine bedeutend spätere Erbauung der Oberkapelle angenommen wurde[2]). Während jene in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt wurde, ging man für die Oberkapelle bis ans Ende des 13. Jahrhunderts.

lassen an Eger denken. Noch klarer wird die Analogie in Schlettstadt (St. Fides): am Westportal kragen vom Pfostengewände beiderseits Konsolen aus, die Türsturz und Tympanon tragen — unter diesen Konsolen kauern männliche Figuren. Zu vergleichen wären auch noch Lauterbach (Kämpfer am Westportal) und Murbach (Blendarkade unter dem Ostgiebel — Abb. bei Kautzsch a. a. O. Taf. 69) mit der naiven Figurenfreudigkeit und dem zwischen den Figuren wie eingeklebten Pflanzenwerk. — Wie gesagt: diese Hinweise vermögen hier erst einen ganz allgemeinen Hinweis zu geben. Die Beweiskraft der Analogien wird wachsen, wenn es gelingt, innerhalb des Arbeitsfeldes der Egerer Hütte auch in der Architektur eine der oberrheinischen verwandte Übung aufzuweisen.

[1]) So das in die Kämpfersteine eingelegte „Deutsche Band“, das Sägefriesmotiv. Es begegnet im Regensburger Kreis sehr häufig. In ähnlicher Anwendung wie in Eger, nämlich in Bogenkämpfersteinen eingelegt, ist es in St. Nikolaus in Venedig (bei Nabburg, Bau- und Kunstdenkmäler Bayerns II 18, S. 131) anzutreffen, einer ehemals einer Burg (der Vohburger) zugehörigen Emporenkapelle, die den Regensburger Hallengedanken sehr früh aufnimmt. Ähnliche Verwendung des Sägefrieses: an Portal- und anderen Gesimsen herumgeführt, begegnet auch im bayrischen Kreis: Biburg, Pföring, Ainau.

[2]) F. von Quast (Über Doppelkapellen als Ausdruck des Einflusses der weltlichen Macht über die geistliche, Berlin 1852) nimmt denn auch das Datum eines Brandes, der aus dem Jahr 1270 überliefert ist (allerdings nur für die Stadt, d. Verf.), zu Hilfe, um einen neuen Aufbau der Gewölbe nach diesem Termin zu behaupten. B. Grueber (a. a. O. S. 31) zieht gegen diese Ansicht zu Felde: er weist

Man darf die Spannung zwischen diesen Datierungen hier schon einschränken, indem man Gruebers Ansicht, selbst in der später gemachten Einschränkung: „Erbauung des größeren Teiles der Kapelle unter Friedrich I.“ [1]) hier schon ablehnt. Das wäre selbst für westliche d. h. französische Begriffe sehr früh. Auch Ottos Ansicht: Aufbau der gesamten Oberteile nach dem Brand von 1270 darf hier schon zurückgewiesen werden. Die gesamte Kapitellornamentik weist eindeutig in romanische Zeit. Und eine Wiederverwendung alter Stücke nach so langen Zeitraum (70 Jahre!) wäre mehr als fraglich. Die Annahme nachträglicher Erhöhung des Oberraumes und der Verlängerung der Stützen durch hohe Sockel und hohe Kämpfer hat etwas Gewaltsames, obwohl der erste Eindruck hier oben (die deutlich ablesbare Gegensätzlichkeit innerhalb des Stützensystems z. B., s. o. S. 41) dafür sprechen könnte [2]).

So bleibt die Frage, ob nicht doch Quasts Ansicht: Erneuerung der Gewölbe nach Brand 1270 zu Recht besteht. Es brauchten damals ja nur Teile der Gewölbe eingestürzt, vielleicht gar nur die Gewölbe durch Einsturz des Dachstuhls gefährdet gewesen zu sein, um den Entschluß zu völlig neuer Einwölbung zu bedingen, die zugleich eine erwünschte Modernisierung einer altertümlichen Eindeckung erlaubt hätte. Die gute Erhaltung der Kapitelle spricht also nicht unbedingt gegen die Annahme einer Gewölbeerneuerung. Auch der Verband des „Triumphbogens“ mit dem Gewölbe (Grueber) spricht nicht unbedingt für Ursprünglichkeit des heutigen Befundes: der ganze „Triumphbogen“ könnte neu aufgesetzt sein, wobei dann eben das System der Pfosten, das sehr altertümlich anmutet, beim Neuaufbau in der (spitz zulaufenden) Bogenlaibung berücksichtigt worden wäre.

Jedoch, man wehrt sich dagegen, diese zwar ausgezeichnete reif erscheinende, im Gesamtcharakter aber doch jung anmutende Wölbung – halbkreisförmige Rippenführung, zaghafte Schlußsteinsetzung, ziemlich tief heruntergezogene Kappen, noch nicht ausgereifte Profile – in so späte Zeit zu setzen. Noch dazu in eine Zeit, die für monumentale Bauaufgaben wenig Kraft hatte [3]). Auch die Raumkompositionen, die stolze und frohgemute Halle, sucht man eher in der Frühzeit des Jahrhunderts, wo aus den romanischen Empfindungen noch reichste Raumideen in die neue

---

den ursprünglichen Mauerverband im Chorbogen und Gewölbe nach, tut außerdem dar, daß die Marmorkapitelle bei einem Brand, der die Gewölbe zerstört hätte, so gelitten haben müßten, daß an ihre Wiederverwendung nicht zu denken gewesen wäre. Grueber plädiert mit diesen Argumenten für ursprünglichen Aufbau der Oberkapelle samt Gewölbe, d. h. für ihn: Mitte des 12. Jahrhunderts. Paris und York hätten um diese Zeit auch schon Rippengewölbe (!). Stieglitz (Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der Baukunst) setzt sie gar ins 11. Jahrhundert. Schon Weingärtner macht darauf aufmerksam (a. a. O. S. 14), daß es sich bei dieser Ansetzung wohl um einen Schreibirrtum handelt. Otte (Heinrich Otte: Christliche Kunstarchäologie, Leipzig 1868, S. 369) folgt zuerst Quasts Ansicht vom späteren Wiederaufbau der Gewölbe, nimmt später aber (Geschichte der deutschen Baukunst, Leipzig 1874, S. 696) Gruebers Beweisführung, daß Oberstock und Gewölbe der gleichen Bauperiode angehören, an, zieht aber daraus die von Gruebers Ansicht sehr abweichende Folgerung, daß dann eben beide: Oberstock und Gewölbe, dem Erneuerungsbau nach dem Brande von 1270 zuzuweisen seien. Jonas (a. a. O. Sp. 112) laviert. Zuerst sagt er, daß die Gewölbe nicht vor 1225, also doch wohl kurz darauf, entstanden sein könnten. Später (a. gl. O.) läßt er sie aber erst anläßlich des Erneuerungsbaues nach dem Brande unter Rudolf von Habsburg „in der stabileren Bauweise jener Zeit“ (?) errichtet sein. Die einander widersprechenden Datierungen spannen sich also über ein Jahrhundert hinüber, woraus man das Überraschende des hier auftretenden Gegensatzes und der reifen Rippenwölbung innerhalb des übrigen Aufbaues ermessen mag.

[1]) Grueber a. a. O., vgl. dort S. 29 und S. 32.

[2]) In Erweiterung einer von Jonas (a. a. O. Sp. 112) geäußerten Ansicht.

[3]) Gruebers (a. a. O. S. 32) Hinweis auf Rudolf von Habsburgs Bauten ist unverständlich. Hatte dieser König überhaupt Zeit und Geld, um zu bauen? Daß er in Eger nach dem überlieferten Brand hat ausbessern lassen, ist sicher. Aber was in Eger? Seine wiederholte Anwesenheit hier ist urkundlich bezeugt: Eger war ihm ein willkommener Beobachtungsposten auf das Reich seines Schwiegersohns (vgl. oben S. 18). Dieser, Wenzel II., Sohn Ottokars II., hatte sich gegenüber der Kaiserpfalz am anderen Egerufer ein Jagdschlößchen errichten lassen. Was aber wäre das typisch Rudolfinische, von dem Grueber spricht? Wir kennen keine Bauten, die es zeigen könnten. Die Egerer Franziskanerkirche z. B., bei deren Weihe Rudolf anwesend war, zeigt keinerlei Beziehungen zum Kapellenbau. Solche zeigt in Eger nur die viel frühere Kirche St. Nikolaus und St. Elisabeth (vgl. u.).

Entwicklung der Wölbsysteme einströmen (Maulbronn, Rahmersdorf, Burgkapelle Nürnberg u. a.), während man sie der Spätzeit des Jahrhunderts, wo entweder schon einige Schulgerechtigkeit und Kopie oder aber Müdigkeit nach der Hohenstaufenkatastrophe lähmten, nicht zutrauen möchte. Wie weit man mit der Datierung des Oberraums hinaufrücken darf, muß der Gesamtcharakter dieser „gotischen“ Architektur sowie der Spezialcharakter der Schmuckglieder aufweisen. Da dieser vielleicht Hinweise auf die Herkunft jener geben kann, sei er zuerst untersucht.

Aus der ziemlich einheitlichen Formenwelt, die Unter- und Oberkapelle durchzieht, meistens figurierte Stücke, lösen sich in der Oberkapelle einzelne Kapitell-, Profil- und Fensterformen, Tafel 29 die an den sächsischen Kreis denken lassen. So die Kapitelle am nordöstlichen Chordienst und am nordwestlichen Schiffsdienst[1]), dann eine Reihe von Kapitellen, die mit ausgebildeteren Pal- Tafel 31 mettenformen und Bandverschlingungen belegt sind: sehr reich: südöstliche Mittelsäule im Mittelraum, einfacher: je ein Dienstkapitell an der Nord-, West- und Südwand des Mittelraums[2]). Neben einigen Fensterformen[3]) möchte man nun auch das System des Chorpfeilers als sächsisch Tafel 34 ansprechen: die zwar sehr logische aber im Mauermäßigen beharrende Aufteilung. Auch die Knickung des von diesem Chorpfeiler abziehenden Gesimses, die an hirsauische Gewohnheiten anklingt, könnte aus Sachsen stammen. Bezeichnend, daß die einzigen Analoga zum Rahmenwerk des Außenbaus innerhalb der deutschen Baulandschaften auch wieder in Sachsen zu finden sind: in Goslar zeigen sowohl Neuwerkkirche wie Marktkirche dies Motiv[4]). Doch es ist dort ein Fremdkörper innerhalb der sächsischen Übung, dürfte also wohl kaum von dort nach Eger gebracht worden sein, sondern geht in Goslar wie in Eger auf eine andere gemeinsame Quelle zurück. Und alle übrigen Anklänge an den sächsischen Kreis bleiben doch zu allgemeiner Natur, wirken in Eger nirgends bestimmend ein, als daß man sonderliches Gewicht darauf legen dürfte. Die Herkunft der Egerer Hütte ist dadurch nicht bewiesen, mögen auch immer sächsische Anregungen in ihr gewirkt haben.

Viel geschlossener tritt der andere Ornamentikkreis entgegen: der Kreis der Figurenkapitelle in der Oberkapelle. Er verweist nach dem Westen des Reichsgebiets: am Oberrhein stand der figür-

[1]) Die erste Form bringt ein altes Motiv, das in seiner allgemeinsten Fassung schon in Fritzlar (Kapitelle der Orgelempore) auftritt, näher der Egerer Fassung in Wechselburg (Vorhalle der Schloßkirche, Abb. bei Rich. Hamann: Deutsche und französische Kunst im Mittelalter, II., Marburg 1923, S. 105). Auch an den Kapitellen des ehemaligen Kreuzganges von St. Jakob inRegensburg (jetzt an der Eberhards-Kapelle eingebaut) finden sich Formen, als deren Reduktionen man die Egerer ansprechen könnte. Regensburg ist damals sächsischen Strömungen sehr zugänglich, — die aus dem Süden nach Regensburg wirkende Strömung war versiegt (kurz vor 1200). Die andere Form (kranzartig überlappende Blätter) findet sich in Helmstedt, dann in Goslar (Neuwerkkirche, Langhaus) in einer gewissen Vorform zu der Egerer Ausbildung. Und wieder zeigen die Kreuzgangskapitelle von St. Jakob in Regensburg entsprechende, also weiter geführte Spiegelungen.

[2]) Bei dieser Form denkt man zunächst an Bildungen im Mittelteil der Naumburger Ostkrypta. Auch die Bandverschlingungen, wie sie gegen Ende des Jahrhunderts in Sachsen so beliebt werden, klingen bei diesen Egerer Kapitellen an. In der Vorhalle der Goslarer Kaiserpfalz glaubt man sehr ähnliche zu bemerken. Dort in Goslar wurde Ende des 12. Jahrhunderts ausgebessert und erweitert (Uvo Hölscher, a. a. O. S. 126 ff.). Könnten nicht zwischen Goslar und Eger als kaiserlichen Hütten Beziehungen bestanden haben?

[3]) Vierpaßfenster im Oberchor — vgl. Wechselburg: Ostgiebel (Abb. R. Hamann a. a. O. S. 104); Rundfenster in der Westwand der Oberkapelle — vgl. Goslar: Neuwerkkirche, Nordwand des Chorquadrats. Die Ähnlichkeiten bleiben allerdings auf recht allgemeine Art beschränkt. Profile und Ausschmückungen unterscheiden sich doch wesentlich.

[4]) Die Neuwerkkirche gliedert das Chorquadrat in zwei Zonen: die untere ist von einem Rundbogenfries abgeschlossen, die obere zeigt das gleiche Rahmenwerk wie Eger. Allerdings steigt dies Rahmenwerk ursprünglich als richtige, d. h. struktiv empfundene Lisene auf, der sogar zu beiden Seiten Rundstäbe angestellt sind. Diese Rundstäbe steigen über einer kleinen Basis auf, werden oben aber nicht mit zwei entsprechenden Kapitellen versehen, sondern leistenmäßig rechtwinkelig geknickt, so daß hier oben nun ein echtes Rahmenwerk (im Egerer Sinn) entsteht. — Bei der Marktkirche sind die ganzen Längsseiten des Hochschiffes und des Querhauses mit solchem Rahmenwerk gegliedert. — Allerdings: die Profile stimmen bei keinem der beiden Goslarer Rahmenwerke mit dem in Eger überein. Abb. 7 Eger: Plättchen und gedehnter Karnis; Marktkirche, Querhaus: doppelte Kehle; Langhaus: noch reicher; Neuwerkkirche, unteres (mit Bogenfries schließendes Rahmenwerk): Kehle zwischen Absetzungen; oberes (echtes) Rahmenwerk: Wulst zwischen Kanten. — Die Tatsache, daß die gleiche Kirche in Goslar verschiedene Profile zeigt, mag über die Profilunterschiede Goslar-Eger beruhigen. Der Geist ist hier und dort der gleiche: antistruktive Dekoration.

liche Schmuck von Kapitellen, Konsolen, sogar Kehlen und Gesimsen in Blüte. Aber auch die viel gebundeneren Schmuckformen der Unterkapelle haben dort am Oberrhein Entsprechungen: Kapitelle, sehr ähnlich denen am nordöstlichen und am südöstlichen Pfeiler, lassen sich in Odilienberg (Nikolauskapelle) nachweisen [1]. Die übrigen Kapitelle der Unterkapelle zeigen den gleichen Meißelschlag wie die verglichenen. Ihre Ornamentik ist von jenen sehr wohl abzuleiten, und zwar über das Nordöstliche zum Südwestlichen. Die kultivierte Ausführung der schwierigen Arbeit (in Granit) darf also als Leistung einer am Oberrhein geschulten Hütte begriffen werden [2].

Tafel 28

Der Kapitellschmuck der Oberkapelle weist wie gesagt in gleiche Richtung. Die Entsprechungen gehen wieder bis in die Details hinein. Die Bewältigung des Figurenmotivs wird in Eger ganz in der gleichen, etwas unbeholfenen Weise wie am Oberrhein versucht: dumpfe Gesichter mit grob vorspringender Nase und voll vortreibendem Kinn. Die Augen unter ausladenden Bogen zwischen wulstartig aufsitzenden Lidern als vorquellende Ovale gegeben, die Pupillen groß ausgelocht [3]. Auch für die merkwürdigen Figurenkapitelle der Egerer Mittelsäulen darf man formal und motivisch hier die Vorbedingungen sehen [4]. Sie kommen an Drastik der Egerer Replik schon recht nahe. So erklärt sich auch die in Eger so befremdende Motivik, deren Gegenüberstellung, diagonal an zwei Mittelsäulen, oben (S. 43) aus der im Mittelalter populären Überzeugung vom Dualismus alles Seienden, von der Spannung zwischen Gut und Böse gedeutet wurde. Der oberrheinische Kreis hatte wesentliche Befruchtungen einmal aus der Lombardei, dann aber auch aus dem Westen empfangen. Frühe französische Kathedralen (St. Benoit sur Loire z. B.) [5] schwelgen in der Gegenüberstellung himmlischer Gestalten und grobirdischer Leiber, eine Gegenüberstellung oft am gleichen Kapitell. Das Oberrheingebiet scheint die Motive an Eger vermittelt zu haben.

Tafel 30

Die hinter der Egerer Kapitellornamentik stehende geistige Welt entstammt also ältestem Kulturboden. Auf dem Weg nach Osten vergröbert sie sich ziemlich. Man kann diese Vergröberung dem hier schaffenden Meister zurechnen, der den Mangel an künstlerischem Feingefühl durch Drastik der Motive und der Form zu ersetzen suchte.

Zu dieser Drastik steht die kultivierte Kapitellstruktur in merkwürdigem Gegensatz: geschweifter Abakus und ausgezeichnet gearbeitetes Kämpferprofil. Das weist darauf hin, daß der Egerer Meister mehr Steinmetz als Bildhauer war, ein vorzüglicher auf Prägnanz bedachter Steinmetz,

---

[1] Marburger Fotos Nr. 26777 und 26776. Zu diesen Entsprechungen am Oberrhein vgl. Rud. Kautzsch: Romanische Kirchen im Elsaß, Freiburg 1928. Bei den genannten Kapitellen handelt es sich hier und dort um Variationen einer gleichen Grundfigur, die in Eger einer Klärung durch das Vegetative entgegengeführt wird. Bezeichnende Kleinigkeiten hier und dort beweisen die nahe Beziehung: das Band, das die beiden Umschlagungen der Palmetten in der Mitte zusammenknüpft, das Blättchen, das sich darüber in die Zwickel der beiden nach außen schlagenden Stengel legt, auch das Motiv des Sich-Verflechtens überhaupt. Variationen des Motivs an den anderen Kapitellen in der Nikolauskapelle (wie überhaupt dort eine ganz ähnliche Proportion der Pfeiler), dann noch z. B. in Lauterbach — Marburger Foto Nr. 26502.

[2] Auch im weiteren Umkreis der oberrheinischen Schulgebiete lassen sich noch Stücke, die an die Egerer erinnern, nachweisen. So in Muralto (Tessin), Schänis (St. Gallen), vgl. die Abb. bei Otto Homburger: Studien über die romanische Plastik und Bauornamentik am Großmünster in Zürich. In: Oberrheinische Kunst, III. Jahrgang, Heft L, 2. Freiburg 1928.

[3] Die deutlichsten Entsprechungen bieten Rosheim (Marburger Foto 26843 und 26840), St. Johann und Schlettstadt (Marburger Foto 27004, 27006, 27007, 27018).

[4] Schlettstadt: Figuren, die vor dem Kapitellkern kauern. Bei einiger Vergröberung und Zunahme der Drastik können sie sich zu den Egerer Darstellungen umgebildet haben. Die Formgebung in Eger: die Kopfbehandlung, die kauernde Stellung, das Vorstoßen einzelner Gliedmaßen, das je nach der Struktur der Kapitelle betont oder zurückgenommen ist, — all dies ist in den elsässischen Kirchen vorgebildet. Die Engel an den Schlettstadter Kapitellen und vor allem das Liebespaar, das sich in Rosheim unter einer Konsole findet, sind in Auffassung und Drastik den Egerer Stücken sehr ähnlich.

[5] Vgl. die Abbildungen bei Martin: L'art roman en France.

der die Erinnerung an die Kunst seiner Lehrgebiete um jeden Preis auch figürlich realisieren wollte, wenn auch seine Begabung hier gar nicht lag. Vielleicht darf man sogar noch weiter gehen in der Charakterisierung (Arbeitsteilung) der hier schaffenden Hütte: ihre Stärke war Architektur, nicht Bildhauerei: die sehr bestimmte und nervig profilierte Gewölbeführung verrät den gleichen Geist wie die straffe Profilierung der Bauornamentik. Beides Arbeiten des Architekten: eine Haltung, die das Räumliche spontan beherrscht. Der Bildhauer fällt dagegen ab. Er trägt nur das Lernbare weiter, ohne zum eigentlich Schöpferischen zu gelangen.

Diese vergröbernde Haltung läßt sich besonders deutlich an den Köpfen erweisen. Wir stellen die Egerer Köpfe solchen im Kreuzgang des Züricher Großmünsters gegenüber [1]. Zürich war die wichtige Umformungsstation lombardischer Motive für das oberrheinische Gebiet. Man darf die Köpfe im Großmünster-Kreuzgang als Idealbildungen im oberrheinischen Sinn ansprechen. Alle Eigentümlichkeiten der Egerer Köpfe sind hier künstlerisch und stilistisch legitimiert. Das heftige Vorstoßen der Nasen geht zusammen mit dem stilistischen Gesamtduktus der Köpfe: die flachen aber heftig vordringenden Stirnen, die hervorquellenden Augen, die zum Teil gelocht sind und von wülstigen Lidern umfahren werden, die qualligen Backen, die trotz ihrer Fülle etwas Abstraktes behalten, die Einziehung zwischen Backen- und Mundpartie, unter der das Kinn wieder plastisch und doch verblasen hervortritt. Dieser Dualismus von Quallig-Weichem und Stereometrisch-Abstraktem führt in Zürich zu einer eindrucksvollen Gesamthaltung. Ein als Bildhauer weit tieferstehender Steinmetz konnte aus solchen oder ähnlichen Vorbildern die Egerer Fassung ableiten.

Tafel 35

In Zürich (Großmünster) findet sich auch das palmettenartig auslappende, breit gekehlte Blatt, wie es in Eger den gesamten Blattschmuck bestreitet, hier und dort in sehr ähnlicher Anordnung [2]. Auch das für Egerer Kapitelle so bezeichnende Übereinanderlegen zweier breit ausladender Palmettenblätter [3] ist in Zürich schon vorgebildet. Daß sich alle in Eger auftauchenden lombardischen Motive [4] in Zürich nachweisen lassen, ist verständlich. Sporadisch wie in Zürich finden sich auch in Basel (Münster) Entsprechungen zur Egerer Kapitellornamentik. In Basel finden sich unter den Kapitellen der Emporensäulen [5] und unter den Kapitellen der Schiffspfeiler [6] auffallende Entsprechungen zur Egerer figürlichen Plastik. Auch der allgemeine Ornamentcharakter

Tafel 35
Tafel 35
Tafel 35

[1] Sämtliche Skulpturen im Kreuzgang sind sorgfältige Kopien des 19. Jahrhunderts (Ilse Futterer: Zürich, Augsburg 1928, S. 22, Anm.).

[2] Vgl. Zürich, Kreuzgangskapitell mit dem Säulenkapitell der Chorarkade in Eger: von einem baumartigen Mittelstengel zweigen teils aufwärts, teils abwärts palmettenähnliche Blätter und ein Traubenbüschel ab, — die Bildung zeigt deutlich ein Streben nach unornamentaler naturalistischer Wiedergabe. Auch die Kämpferverzierung in Zürich klingt einmal in Eger an: nordöstlicher Eckdienst im Mittelraum: wellig verschlungene Ranken mit eingedrehten Palmettenblättern oder Traubenbüscheln — allerdings offenbar nur versuchsweise, wie es das nur einmalige Vorkommen und außerdem an diesem einen Stück der Wechsel der Ornamente an den verschiedenen Seiten deutlich macht. (Damit wird die von Jonas (a. a. O. Sp. 112) geäußerte Ansicht, daß hier ein Stück aus einem älteren Bau vorläge, hinfällig.) Man läßt es dann wieder fallen zugunsten einer reicheren Profilbildung, die anscheinend mehr lag.

[3] Beispiel in Eger: Kapitell des Wanddienstes im Süden.

[4] Die beiden Löwen an den Kapitellseiten, deren Köpfe am Kapitelleck in einen verschmelzen. Eger: Dienstkapitell im Nordosteck. Zürich, Großmünster: nordöstlicher Kämpfer am Chorbogen.

[5] Die deutlichste Entsprechung bildet das Kapitell, das an den Ecken mit Köpfen besetzt ist (Basel: Empore — Eger: Dienstkapitell am Chorpfeiler, dem Schiff zugekehrt): hier wie dort zwischen den Köpfen das Stengelwerk, das — in Eger noch klarer als in Basel — in Palmetten ausschlägt, die sich in die Lücken zwischen den Köpfen schmiegen. Die Auseinanderhaltung von Männerhaar und Frauenhaar, jenes in Ringellocken gedreht, dieses langgesträhnt, wie es die oben erwähnten Züricher Köpfe so nuancenreich zeigen, ist in den Egerer Kapitellen zwar verderbert, doch noch deutlich, und zwar deutlicher als in Basel beobachtet.

[6] Der Mann im Kapitelleck, der sich die langausfahrenden Bartenden streicht (Basel: Schiffsarkade; Eger: südöstlicher Eckdienst im Mittelraum).

klingt hin und wieder an: auch in Basel oft ein Zwiespalt zwischen ornamental herausgearbeiteter Struktur und pflanzenhaft überspinnender Textur. Und überall in diesem oberrheinischen Kunstkreis treten die diamantierten Blätter auf, die sich vegetativ oder ornamental verschlingen und Blattfüllungen in sich aufnehmen: ein Motiv, das in Eger in den verschiedensten Variationen auftritt.

Diese Hinweise auf Basel und Zürich sollen keine Abhängigkeit Egers von diesen Bauten behaupten. Sie sollen nur in einigen bezeichnenden Einzelbeispielen die Atmosphäre angeben, aus der auch der Egerer Bau erwachsen ist. In dieser oberrheinischen Atmosphäre herrscht kurz vor 1200 und um 1200 der regste innere Austausch. Gibt Zürich oberitalienische Ornamentmotive ans Elsaß weiter [1]), so gibt das Elsaß vor allem die dann doch wichtigeren architektonischen Anregungen (so an Basel!). Der Ornamentcharakter hat also tatsächlich eine Spur gewiesen, die auch für den Gesamtcharakter der Architektur wesentlichen Aufschluß verspricht.

Kein Zweifel: hier im Elsaß — das lehrt schon eine flüchtige Streife durch die elsässische Baulandschaft — ist auch diese Egerer Architektur beheimatet. Hier im Elsaß wird früh gewölbt, hier wird früh die Funktion der Rippe betont. Die elsässischen Bauten zeigen — was in Eger so charaktervoll erscheint — dies Beisammen von stämmiger Körpererscheinung und bestimmt darin aufstrebendem Raum. Manche von ihnen zeigen das gleiche Ineinander von Ernst und Spiel in der reizvollen Raumerscheinung. Der gleiche Grundcharakter bringt denn auch hier und dort die gleichen oder doch sehr ähnliche Einzelformen hervor, und während für den Gesamtcharakter der Architektur der allgemeine Hinweis genügen mußte, können betreffs der Einzelformen nun auch bestimmte Analoga aufgewiesen werden. Der Wechsel zwischen Rundbogen und Spitzbogen hat in Basel und vor allem in Schlettstadt seine Entsprechungen [2]). Das Gewändepfeilersystem zwischen Chor und Schiff zeichnet ganz gleich wie in Schlettstadt nur die vorgestellten Säulen durch Kapitellschmuck aus, während die Pfeilerkanten hier in der Kapitellzone und (Eger) Kämpferzone unterdrückt, auch in der Bogenzone nur durch dünne Begleitstäbe neben Rundstäben, die zu Säulen gehören, berücksichtigt werden. Auch das merkwürdige Egerer Gurtprofil hat im Elsaß Verwandte, wie überhaupt die in Eger so beliebte scharfe Profilierung. Vor allem das Handwerkliche, die „sehr präzise Modellierung und die vortreffliche Meißelführung" sind ganz elsässischen Gepräges. Aber nicht Einzelheiten sollen hier diese Abhängigkeit Egers vom elsässischen Kreis erweisen, sondern ihr Zusammen als Architektur. Demgegenüber schwindet der oben festgestellte sächsische Einfluß fast auf Zufälliges zusammen [3]). Ein Besonderes der Egerer Architektur, ihr Federndes und Hohes, was dann auch bei verschiedenen Einzelformen, wie den hohen Sockeln, den hohen Kämpfern, einen im Elsaß nicht anzutreffenden Charakter bedingt [4]), wird noch gesonderter Erklärung bedürfen.

Tafel 32 u. 34

[1]) Jenes mit zwei Köpfen besetzte Kapitell findet sich z. B. auch in Avolsheim (Marburger Foto Nr. 26094). Kopfkonsolen, ähnlich wie in Eger, finden sich in Rosheim, St. Johann, Dompeter, Dorlisheim und Jabsheim. So ist anzunehmen, daß die gesamte Egerer Ornamentik aus dem elsässischen Bestand geschöpft ist, den wir uns in einigen markanten Beispielen an Züricher und Baseler Ausformungen lebendig machen konnten, denen allen ein gleicher Idealbestand zugrunde liegt.

[2]) In Eger: Rundbogen an den Fenstern, an den Rippen, an der Arkade im Chor, Spitzbogen an den Gurten und am Chorbogen. In Basel: die spitzbogigen Blendbogen der Chorgalerie sind gleichzeitig mit den rundbogigen Emporenarkaden. Vielleicht war die ursprüngliche Einwölbung dieser Emporen sehr ähnlicher Art wie in Eger. In Schlettstadt (St. Fides) erscheinen über spitzbogigen Arkaden halbkreisförmige Gewölbebogen.

[3]) Vielleicht war ein mit Sachsen vertrauter Steinmetz in der Egerer Hütte beschäftigt.

[4]) Jedenfalls deren „federnde" Funktion ist dem Elsaß fremd. Hohe Basen und hohe Kapitelle führen in Rosheim z. B. zu gegenteiligem Effekt.

Zunächst sei noch nach der Beziehung zwischen Palas und Kapelle gefragt. Der Zustand des Palasbaus ließ weder bezüglich der Gesamtarchitektur noch bezüglich der Kapitellornamentik Schlüsse auf eventuelle Herkunftsgebiete zu. Jetzt nach Untersuchung des Kapellenbaus scheinen auch die verwitterten Steine des Palasbaus deutlicher zu sprechen. In der Kapitellornamentik glaubte man noch Reste figürlicher Stücke, sonst aber sehr kultiviert durchgeformte Kernstücke wahrnehmen zu können. Muß man sie nicht in engste Beziehung zu dem in der Kapelle Beobachteten setzen! Und ebenso in der Gesamtarchitektur: das mauerhafte Feste in seiner kernigen Verbindung mit den schärfenden und das Wesen des Baucharakters artikulierenden Zweck- und Schmuckgliedern, — spricht es nicht im gleichen Geist wie die klangvoll feste Architektur des Nachbarbaus! Hinzu kommt: die Säulenbasen der Palasarkaden sind genau gleich den Pfeilerbasen der Unterkapelle. Die völlig gleiche Art der Mauertechnik hier und dort bestärkt in der Ansicht, zu der schon die naive Meinung führt: daß Palasbau und Kapelle von der gleichen Hütte errichtet wurden, d. h. daß die Hohenstaufen ihre Pfalz von einer heimatlichen Hütte haben errichten lassen [1]).

Tafel 48/49

Auch bezüglich der zeitlichen Aufeinanderfolge von Palas und Kapelle kommt die wissenschaftliche Untersuchung zum gleichen Ergebnis wie das Laienurteil. Was schon die allgemeine Überlegung nahelegt: daß zuerst der Palas, dann erst die Kapelle gebaut wird, daß zuerst der Rand des Pfalzhügels befestigt, dann erst das Innengelände überbaut wird, das wird erhärtet durch die Betrachtung der hier und dort auftretenden Ornamentik: die Durchschnittsformen an den Palasarkaden sind früher als die der Kapelle, wie ja überhaupt das noch stark Mauerhafte der Palasgewände ein Vorher festlegt gegenüber der fortgeschrittenen Durchgliederung der Oberkapelle zum Beispiel.

Ehe wir auf die typische Besonderheit der Kapelle eingehen, fassen wir die bisherigen Ergebnisse zusammen. In der Oberkapelle sind die Gewölbe gleichzeitig mit Stützen und Wandsystem. Zwischen Aufbau der Unterkapelle und der Oberkapelle kann keine langdauernde Bauunterbrechung — also nicht, wie behauptet wurde, an die 100 Jahre — gelegen sein, denn die in der Oberkapelle entscheidenden Einflüsse sind schon in der Unterkapelle nachweisbar. Sie binden Unter- und Oberbau auch zeitlich zusammen. Die beträchtlichen Unterschiede im Raumcharakter müssen anderweitig bedingt sein. Die am Kapellenbau feststellbare Hütte scheint schon bei Beginn des Pfalzneubaus hier gearbeitet zu haben: schon der Palas zeigt die Eigentümlichkeiten, die am Kapellenbau in zeitlich etwas fortgeschrittener Form auftreten. Aufbau und Details am Palas weisen ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts. Die fortgeschrittenen Gewölbe- und Detailformen in der Oberkapelle weisen ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts [2]). Nimmt man einige Baustokkungen im Kapellenbau an, was angesichts der Kriegsläufte um die Jahrhundertwende durchaus glaubhaft erscheint, so ergibt sich für den gesamten Aufbau der Pfalz — zu der selbstredend noch mancherlei heute verschwundene Wirtschaftsgebäude gehört haben mögen — eine Zeitspanne von äußerst 40 Jahren, was angesichts der Größe des Objekts und — nochmal — angesichts der

[1]) Otto von Freising schreibt: In den Oberrheinischen Landen liegt die Hauptkraft des Reichs (zitiert bei K. Hampe: Die Pfälzerlande in der Stauferzeit, s. o. S. 10 Anm. 1). Über die Kulturtätigkeit der Staufer in ihrem Kerngebiet Elsaß vgl. vor allem K. Meister: Die Hohenstaufer im Elsaß.

[2]) Alle als Entsprechungen herangezogenen oberrheinischen Bauten entstammen den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts. Die Ornamentik bleibt ziemlich lange (noch Kaysersberg 1227) von gleichem Charakter.

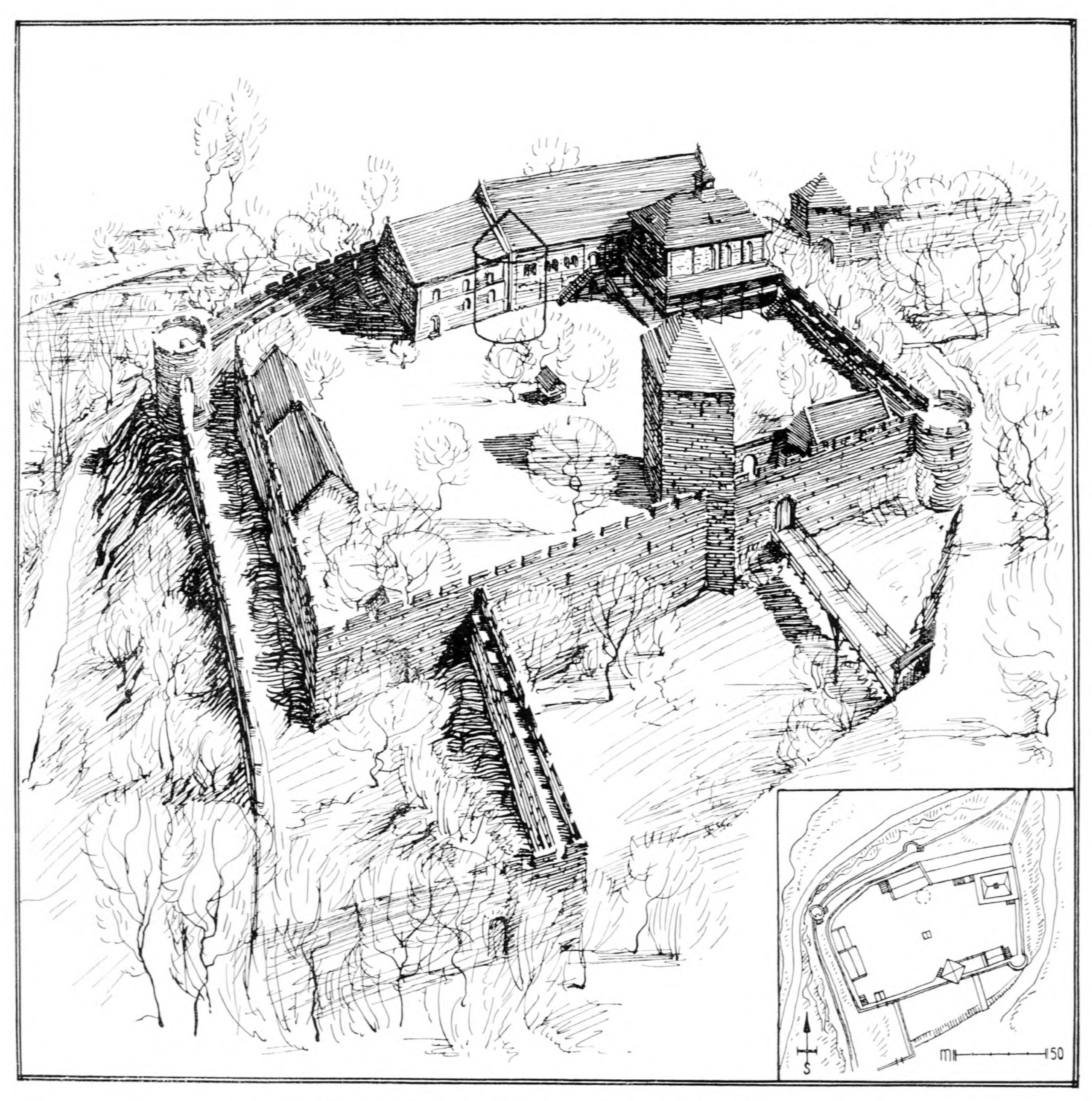



Abb. 12. Die Pfalz der Staufer (Rekonstruktionsversuch[1])

[1]) Bei der Rekonstruktion der Stauferpfalz konnten wir uns weitgehend an Erwiesenes halten. Palasanbau und Gebäude am westlichen Burgring scheinen uns gesichert. Ob der Rundbau im Norden (hier nur im Umriß gegeben) zu Beginn der Pfalzenzeit noch erhalten geblieben war, ist ungewiß (vgl. S. 78, Anm. 1).

wechselvollen Geschicke der Erbauergenerationen nicht wundernehmen braucht. Die Pfalzanlage wurde einer bestehenden Burganlage zugefügt. Deren Wehrcharakter bleibt — im neuen Bergfried — erhalten, wird aber (Palas und Kapelle) zum Repräsentationscharakter erweitert.

So bleibt nur noch der Sondercharakter der Kapelle und ihre dadurch bedingten Sonderformen im konstruktiven und kompositionellen Aufbau unerklärt. Gerade hier aber muß die Lösung verschiedener noch offener Fragen, die Kapellenarchitektur betreffend, liegen. Die Egerer Doppelkapelle gehört in eine Reihe verwandter Bauten, deren interne Entwicklung von einer Sonderidee abhängt, die einen eigenen Typus erzeugt. Ein volles Verstehen der Kapelle wird erst aus ihrer Einordnung in diese Typenreihe erwachsen. Die Entwicklung der „Doppelkapelle" muß im internen Zusammenhang überblickt werden.

## γ. Exkurs

### Romanische Doppelkapellen[1])

Im Laufe des 12. Jahrhunderts bildet sich in den deutschen Gebieten des Imperiums und deren kulturellen Einflußgebieten aus dem theokratisch bestimmten Wunsch nach einem dem Herrn vorbehaltenen Andachtsraum über dem Andachtsraum des Volkes ein Kapellentypus heraus, der in seiner allgemeinsten Idee auf die Palastkapelle Karls des Großen in Aachen, in seiner besonderen Ausformung wohl auf Entwicklungen innerhalb des nachkarolingischen kirchlichen Monumentalbaus zurückgeht. Eindrücke, wie sie der östliche Kirchenbau vermitteln konnte, dürften bei dieser Ausformung mitgewirkt haben. Der in seinen Grundzügen ausgebildete Typus: zwei übereinander gefügte, durch eine Öffnung untereinander verbundene, kultisch selbständige Kapellenräume, deren jeder mit Chor und eigenem Zugang ausgestattet ist, fixiert sich in dem Motiv des mittleren durchgehenden Raumschachts, auf den die Zonenteilung immer aktiver einwirkt. Die künstlerische Ausgestaltung, die ursprünglich an Außen- und Innenbau harmonisch wirkte (schönstes Beispiel: Schwarzrheindorf), konzentriert sich immer mehr auf den Innenraum (wohl durch Abwanderung des Typus aus freien Pfalzbezirken in enge Burghöfe mitbedingt, die den Außencharakter des Baues wenig zur Geltung kommen ließen und dafür mehr auf Festigung und Zusammenschließung der Außengestalt drängten). Der zu Beginn der Typenentwicklung auftretende Turm über der Mittelachse wird allmählich unterdrückt, dafür wird das von Anbeginn an wirksame Motiv des leichter und höher gehaltenen Oberraums stark betont bis zu bedeutender Höherführung der Oberkapelle gegenüber der Unterkapelle. Das ursprünglich nur durch die Kernstruktur bedingte Raumschema wird allmählich unter dekorativen Gesichtspunkten immer mehr kompliziert, bis zu Ende der romanischen Epoche mit der bedingenden Idee auch die räumliche Gestaltungskraft erlahmt. Die Gotik übernimmt entweder das aus Frankreich eindringende, dort von je gebräuchliche rationale Schema der zwei Kapellen übereinander (ohne Verbindungsöffnung) oder geht entschlossen zum unkomplizierten Einraum über.

Das erste uns erhaltene Beispiel einer echten Doppelkapelle stellt St. Godehard in Mainz dar (erbaut um 1135): über annähernd quadratischem Grundriß gehen zwei Räume, beide mit

[1]) Vgl. hierzu des Verfassers monographische Behandlung dieses Typus: Romanische Doppelkapellen, Marburg 1929. Dort auch alle Literaturangaben sowie Abbildungs- und Grundrißmaterial.

Chor- und Altarnischen ausgestattet, übereinander auf, deren Gewölbe durch ein von unten nach oben durchlaufendes Gerüst von Pfeilerstützen getragen werden. Das Mittelquadrat des Unterraums bleibt ungewölbt, wodurch die Verbindung mit dem Oberraum gegeben ist. Über dem Mittelquadrat der Oberkapelle erhob sich ursprünglich ein offener Turm. Das Stützensystem der Oberkapelle: stämmige aber doch leichte Säulen — verleiht dem Oberraum ein gegenüber dem Unterraum sehr verschiedenes, viel leichteres Gepräge. Der in Art einer Vierung durchgehende Mittelraum, noch betont durch den darüber aufgehenden quadratischen Turm, wahrt trotz der östlich nachdrücklich ausspringenden Chorpartie dem kleinen Bauwerk einen zentralen Charakter.

Wenig früher (wohl schon vor 1125) wurde auf der Pfalz Goslar ein neuer Kapellenbau errichtet: St. Ulrich. Auch dieser Bau fügt sich dem Doppelkapellen-Typus ein, verrät aber in dem unten und oben verschiedenen Grundriß-Schema und in der Art der Zusammenfügung dieser beiden eine noch unentschiedene Fassung des Typus oder aber eine Kombination der schon bekannten Grundform mit fremden Einwirkungen. Die Unterkapelle folgt einem komplizierten Vierpaßgrundriß, wie er damals aus dem Osten — auf dem Wege über Italien (Baptisterienbauten) — eindrang. Über die Außenlinien dieses Unterraums als Grundfläche ist ein oktonaler Raum gefügt: Vierstützensystem (wie Mainz), die Pfeiler gehen über den Innenkanten des Vierpasses der Unterkapelle auf. Diese Oberkapelle war offenbar holzgedeckt und wahrte in einer über der Mitte aufgehenden offenen Laterne die Erinnerung an den allem Anschein nach traditionellen Vierungsturm. Wieder zeigt die Oberkapelle — in Stützen und Umfassung — einen leichteren Charakter als die schwerer komponierte Unterkapelle. Dies reizvoll kombinierte Doppelraumschema, besonders im Außenbau, die Überführung von Vierkonchenbau unten in den oktogonalen Vierstützenbau oben mag auf das Baptisterium in Galliano (Oberitalien) zurückgehen, dessen Schema hier mit dem offenbar schon bekannten und vertrauten Doppelkapellen-Typus, wie ihn St. Godehard kurz darauf ganz rein bringt, erfindungsreich zu neuer Einheit verschmolzen wurde.

Auch das nun folgende Beispiel, die Doppelkapelle zu Schwarzrheindorf — zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts — hält am Mittelturm fest, und auch im Grundriß festigt es den zentralen Charakter der Anlage. Dieser Grundriß (in seiner ursprünglichen Gestalt) folgt in der Unterkapelle genau dem komplizierten Vierpaß-Schema wie St. Ulrich in Goslar, führt es aber auch im Oberraum konsequent durch, nur vereinfacht es in Nord, Süd und West die Apsiden zu Rechteckräumen. Hier in Schwarzrheindorf begegnet nun zum ersten Male die Hereinziehung der Zwischendecke über das Mittelquadrat unter Aussparung einer relativ kleinen oktogonalen Öffnung. Wieder ist die Oberkapelle leichter und nun schon erheblich höher als die Unterkapelle gestaltet. Hier findet dies ganz offenbar von innen her gewachsene Schema der „Doppelkapelle" auch im Außenbau seine klare und notwendige Formung: in dem prachtvoll gestaffelten Übereinander der Zonen erhebt sich die Kunst romanischer Massenkomposition, umkleidet von verschwenderischer rheinischer Dekorationslust (Zwerggalerie) zu einer Höhe, wie sie Vertreter des Doppelkapellen-Typus nie vorher noch nachher erreicht haben.

Der zeitlich folgende uns erhaltene Vertreter des Typus, die Doppelkapelle auf Burg Landsberg bei Halle — vor 1200 — vereinfacht den Außenbau radikal: ein turmartig aufgehender, nur durch Lisenen gegliederter Kubus. Landsberg ist das erste uns erhaltene Beispiel einer Doppelkapelle auf einer im Platz beschränkten Höhenburg. Das in Unter- und Oberkapelle annähernd

gleiche Grundrißschema — die oberen Stützen sind gegenüber den unteren um ein Weniges, der Zwischenöffnung zu, verschoben — verrät hier deutlich seine Herkunft vom Basilikalschema: Mitteljoche wesentlich breiter als die Seitenjoche, im ganzen eine deutlich ausgeprägte Längsrichtung, die durch die drei im Osten nebeneinanderliegenden Altarnischen (in der Mitte die Chorkonche) noch betont wird. Landsberg reiht sich also in die Linie Liebfrauen (Goslar), St. Georg (Dankwarderode) ein. (Mit letzterem zeigt es eine auffallende Verwandtschaft des Grundrisses.) Die Zusammenfassung der drei Westjoche unten und oben zu einem gangartigen Gebilde, sowie die Verstärkung der westlichen Vierungspfeiler zusammen mit dem übrigen Grundrißschema machen wahrscheinlich, daß hier ursprünglich ein kleiner basilikaler Bau mit westlicher Herrschaftsempore geplant war, wenn man nicht gar so weit gehen will, aus auffallenden Mauerungsunterschieden an den Ostkonchen (außen und innen) sowie aus dem Gesamteindruck der wie nachträglichen Raumgliederung des Ganzen auf eine ursprünglich beabsichtigte kleine Hallenanlage mit Westempore, wie sie in der Oberpfalz des öfteren analog vorkommt (z. B. Venedig bei Nabburg) [1], schließen will. Die fast etwas willkürlich eingefügte Verbindungsöffnung zwischen Unter- und Oberkapelle rettet für den Inneneindruck den zentralen Charakter. Die Mittelturmidee hat sich hier gleichsam in den Gesamtbau aufgelöst, der, wie gesagt, als Ganzes turmartig wirkt. Es ist ein Zeichen für die damals schon gewonnene Überzeugungskraft des Doppelkapellen-Typus, daß unter drei hier zusammenströmenden Typuseinwirkungen (: Longitudinalkirche mit offenem Mittelquadrat, Hallenkirche mit Westempore, zentrale Doppelkapellen-Anlage) die der echten Doppelkapelle den Sieg davonträgt. Der reine Typus nimmt die Nebenformen auf und bereichert sich an ihnen.

Tafel 27

Einen neuen Impuls in der Ausformung bringt die Doppelkapelle auf der Kaiserburg Nürnberg. Er ist durch bauliche Gegebenheiten bedingt. Die Kapelle soll zwischen dem schon bestehenden Palasbau und einem schon bestehenden (über quadratischem Grundriß aufgehenden) Turm eingefügt werden. Der Turm findet als Chorbau Verwendung, so daß sich für den Gesamtbau zwanglos das Schema des quadratischen Kapellenraums mit ausgeschiedenem quadratischem Chor ergibt. Um den Geschoßlagen des hohen Palasgebäudes zu entsprechen, muß der Raum der Oberkapelle stark gestreckt werden. Das ursprünglich rein künstlerische Motiv der gegenüber der Unterkapelle viel schlankeren Oberkapelle, wie wir es bisher überall angetroffen haben, wird hier also — veranlaßt durch Zweckgründe — ganz besonders betont. Die gleichen Zweckgründe führen außerdem noch zu einer wesentlichen Bereicherung des Innenausbaus: um vom oberen Palasgeschoß einen direkten Zugang zur Oberkapelle zu ermöglichen, wird zwischen Palaswand und Kapellenquadrat ein Emporenbau eingeschoben. Außer der dadurch erreichten Vermittlung zwischen den verschiedenen Höhenlagen wird durch diese Empore auch noch zwischen den etwas verschiedenen Orientierungen von Kapellenbau und Palasbau vermittelt: dieser Emporenbau füllt just einen toten Zwickel aus, der zwischen den beiden nicht genau gleich orientierten Bauten aufklaffte. (Kapellenbau steht in Richtung Ost-West; Palasbau steht in Richtung Ost-Süd-Ost zu West-Nord-West, was die Begrenzungsflächen im Winkel zusammenstoßen läßt.) Dies neue Motiv der Westempore dürfte einem anderen Typus der Burgkapelle entlehnt sein: der Burg-

[1]) Aus solcher Herleitung ließe sich auch ungezwungen die Ziegelmauerung der Gewölbe und Konchen erklären.

kapelle mit westlicher Herrschaftsempore, wie er im bayrischen Nordgau, der heutigen Oberpfalz (Venedig bei Nabburg, Friedensried u. a.) und von dort aus vermittelt in Böhmen (Potvorov, Potvinec) Verbreitung gefunden hatte. Das komplizierte System der „Doppelkapelle" nimmt also das tragende Motiv des einfacheren Systems in sich auf, wobei es sich noch weiter kompliziert, ohne seine Grundidee aufzugeben oder auch nur zu gefährden.

Die Komposition Nürnbergs bleibt vereinzelt: der besondere Anlaß zu dieser Ausgestaltung tritt nicht wieder auf. Eine der Auswirkungen im künstlerischen Sinn: die starke Überhöhung der Oberkapelle — bleibt für die weitere Ausformung des Typus bestimmend. Die überraschende Höhe des Oberraums in der Doppelkapelle der Kaiserpfalz Eger ist nur aus dem Vorbild Nürnbergs zu erklären. Das dort bedingende Element: die Empore fällt in Eger, weil unnötig, wieder weg: die in Eger den Zugang vom Palas zur Oberkapelle vermittelnde hölzerne Galerie kann beliebig hinauf bzw. hinunter geführt werden. Auch das in Nürnberg zweckbedingte Heraustreten des Chors (im alten Turmbau) wird in Eger wieder zurückgenommen: dem in Landsberg erstmalig gewonnenen Turmcharakter zuliebe wird die ausgeschiedene rechteckige Vierung mit Nebenräumen ummantelt, so daß außen der ungebrochene Kubus gewahrt bleibt. Dafür bringt Eger eine andere Bereicherung des Raumbilds: in der Oberzone wird der eine der durch Ummantelung der Vierung gewonnenen Rechteckräume in den Chorraum einbezogen, indem die Zwischenwand durch eine offene Arkadur ersetzt wird. Die Raumkomplizierung, welche Nürnberg durch die Empore gewonnen hatte, wirkt also doch weiter: sie wird hier in Eger aus der vertikalen (Empore) in die horizontale (seitliche „Loge") gewandelt. Die von der Unterkapelle ansteigende Blick- bzw. Raumrichtung wird hier reizvoll ins Schräge abgelenkt. Während also der Außenbau in gegen früher verstärktem Maße größter Einfachheit zustrebt, bereichert sich der Innenbau immer mehr. Der Gegensatz von einfachster Außengestaltung und kompliziertester Innengestaltung scheint als besonderer Reiz empfunden worden zu sein. Die Öffnung zwischen Unter-Oberkapelle bleibt in Nürnberg und auch in Eger klein, in Eger übrigens wieder oktogonal (unregelmäßig) verengt.

Die nun zeitlich folgende Kapelle auf der Burg Neuerburg bei Freiburg an der Unstrut dürfte auf nachträgliche Angleichung einer älteren Emporenkapelle an den Doppelkapellentypus zurückzuführen sein: zweijochiger Unterraum gegen vierjochigen Oberraum. Also verschiedene Raumbildungsschemata, die sich, da eine klare Trennung fehlt, ineinander verschränken. Solche Raumverschränkung mag Absicht der spätromanischen Architekten gewesen sein, — hier in Freiburg ist sie aber nicht von Anbeginn an gewollt, sondern Ergebnis einer „Adaptierung", was sich im Einzelbefund der Mauerstärken und Baudetails nachweisen läßt. Die Verbindungsöffnung zwischen den beiden Zonen ergibt sich nicht organisch aus dem Baugerüst, sondern muß mittels Holzgalerien, die um Süd-, West- und Nordseite herumgeleitet werden, erzwungen werden. Daß die für die „Doppelkapelle" wesentlichen Ideen einem dem eigentlichen Typus ganz unadäquaten Bau eingesenkt, ja fast aufgezwungen werden konnten, erweist die formbildende Kraft des damals — um 1225 — wohl weit verbreiteten Typus. Es erweist aber auch schon die Erweichung des organischen Zusammenhalts dieser Ideen. Die Kapellen auf Burg Rheda in Westfalen und Burg Trausnitz in Niederbayern stellen denn auch schon ausgesprochene Verfallserscheinungen des Typus dar: die Oberräume schrumpfen wieder zu Emporen zurück, die im

Fall Rheda noch drei, im Fall Trausnitz nur noch zwei Seiten umziehen, dabei im Fall Rheda sogar verschieden tief in den Mittelraum vorfluchten.

Während damals — um die Mitte des 13. Jahrhunderts — der Typus in Deutschland schon verfällt, entstehen in Skandinavien noch verhältnismäßig reine Ausformungen. Dort scheinen sie sich auf die lokale Tradition des mehrgeschossigen Wehrturms zu stützen, der die Disposition für die „Doppelkapelle" vorbereitet haben dürfte. Ledoje auf Seeland zeigt sächsische, das reizvolle (im Grundriß oktogonale) Helge And auf Gotland rheinische Einwirkungen.

Die „Doppelkapelle" ist autochthone Erfindung der deutschen Baukunst und bleibt ihr Sondergut. Sie entsteht nicht auf rationale Weise (durch nachträgliche Verbindung zweier etwa in Betracht der Enge des Burghofs übereinander gelegener Kapellen), sondern ist (durch keinerlei Platzenge bestimmtes) freies Erzeugnis eines irrationalen Kompositionstriebes, der den Raumeindruck zu bereichern strebt. Sie bedeutet eine Synthese von longitudinalem und zentralem Bautypus, spiegelt also im reizvollen Beispiel des Kleinbaus jenes deutsche Streben der romanischen Zeit wieder, deren Monumentalschöpfungen eine Einheit aus longitudinalem und zentralem Raumprinzip als höchstes Ziel erstrebten.

### δ. Verhältnis der Doppelkapelle zur Nikolauskirche

Der Überblick über die typologische Entwicklung der „Doppelkapelle" machte die Sonderart der Egerer Kapelle erklärlich. Ihre Einordnung in die Entwicklungsreihe wies auf das Vorbild, dem sie unmittelbare Einwirkungen verdankt: auf die Doppelkapelle der Nürnberger Burg. Die gereckte Schlankheit der oberen Halle läßt sich nur aus der starken Beeindruckung des Egerer Meisters durch den Nürnberger Oberraum verstehen. Was in Nürnberg die Höhe des Oberraums bedingte: der Emporeneinbau, der den direkten Zugang vom schon bestehenden Palasobergeschoß zur Herrschaftskapelle ermöglichen sollte, fiel in Eger als unnötig fort [1]). Was daraus folgte, die starke Überhöhung des Oberraums, blieb als künstlerisches Moment erhalten. Man trieb die Raumhöhe offenbar gern hinauf, man liebte schon die schlanken Stützen.

Jetzt darf man auch die Vermutung äußern, daß diese Stützen erst dieser Erhöhung des Raumes zuliebe so auffällig durch Unterlegung der hohen Sockel und Überhöhung durch die hohen Kämpfer gestreckt wurden. Die Säulenschäfte scheinen also nicht an Ort und Stelle zugerichtet, sondern schon in bestimmter Größe von anderswoher geliefert worden zu sein. Daß der Marmor dieser Säulen und der betreffenden Gewändefassungen nicht in der Nähe Egers gebrochen, sondern eingeführt wurde, erwähnten wir oben (S. 42). Dies wäre nun dahin zu erweitern, daß offenbar die fertigen Stücke importiert wurden. Die Arkadensäule im Oberchor ist zweifellos Import, wenn auch nicht eben aus dem Morgenland, woher sie Barbarossa mit-

[1]) In Eger war gerade der umgekehrte Sachverhalt gegeben: das Niveau der Oberkapelle lag höher als das Niveau des Saalgeschosses im Palas. Das Tiefliegen des Palasbaus war offenbar durch den Wunsch bedingt, den Bau möglichst unmittelbar über dem gewachsenen Felsen aufgehen zu lassen, was ohnehin gemäß dem fallenden Hang im Norden starke Grundmauern erforderte. Zu einer Erhöhung des Saalgeschosses wollte man sich aber doch nicht bequemen — durch Errichtung eines zweiten Untergeschosses etwa —, weil man von der überlieferten Zweizahl der Geschosse (Goslar, Dankwarderode u. a. Beispiele) nicht abgehen wollte. Die tiefe Einschachtung der Kapelle, die den kryptenmäßigen Eindruck der Unterkapelle verstärkt, reichte zur Ausgleichung der Fußbodenhöhen von Saalgeschoß und Oberkapelle doch nicht aus. Die vom Saal zur Kapelle führende hölzerne Galerie mußte also zum Oberkapellenportal ansteigen.

gebracht haben soll (fast jede mittelalterliche Kirche hat ihre „Säule aus dem Morgenland“!); Aber daß Friedrich II. Bauteile aus Sizilien nach Deutschland zum Schmuck seiner Bauten transportieren ließ, ist bekannt. Gilt der „Import“ fertiger Stücke nur für die Arkadensäulen? Spricht nicht die auffallende „Einpassung“ zu großer Kapitelle und Kämpferstücke (s. o. S. 44) für fertigen Bezug auch dieser Stücke. Hatten die Hohenstaufer in Elsaß eine Lieferwerkstatt? Es würde die auffallende Ähnlichkeit verschiedener Egerer Schmuckstücke mit solchen im Elsaß erklären.

Aber sollte diese Vermutung auch zu weit gehen, sollten nur die Blöcke von weither bezogen, die Einzelteile doch an Ort und Stelle ausgemeißelt worden sein, so scheinen immerhin die Blöcke in bestimmter Größe geliefert worden zu sein und zwar in einer für niedrigere Dimensionen berechneten Größe, so daß dem neuen Raumideal zuliebe dann an Ort und Stelle die Unter- bzw. Überlagen erhöht werden mußten. Es spricht für die Kunst des hier arbeitenden Meisters, daß gerade diese „nachträglichen“ Erhöhungen den Reiz des Raumes nur steigern, indem sie ihm eine gelenkige Festigkeit verleihen (vgl. als Gegensatz die fast allzu lang geratenen Säulen in der Nürnberger Kapelle). Das einzige Argument für spätere Einwölbung (S. 86) wird dadurch hinfällig.

Noch eine andere Eigentümlichkeit Egers läßt sich durch das Nürnberger Vorbild erklären: der quadratische Chor. In Nürnberg war er von einem gegebenen Baubestand diktiert: der Kapellenchor sollte in einen schon stehenden Turm eingebaut werden. In Eger wurde er als rein formales Moment beibehalten. Die seitliche Anfügung der Nebenräume, bis zur Mauerflucht des Hauptraums hinaus, entspricht dann einem andern Ideal: dem wohl südher vermittelten Blockideal, das hier in Eger sicher auch noch von latenten Turmaspirationen gespeist wird.

Um dies Blockideal möglichst rein zum Ausdruck zu bringen, werden die Außenmauern ja dann auch nicht mit den (struktiven) Lisenen, die ein Rundbogenfries akzentuiert, „umstellt“, sondern mit Rahmenwerk „umhangen“. Lisenen mit Rundbogenfries drücken die Mauern ins Flächenhafte zurück. Das Rahmenwerk läßt den Kernbau nur um so kräftiger hervortreten. Dieser „umrahmte Block“ mag der gleichen Atmosphäre entstammen, aus der die Kapitellornamentik und die ganze Innenarchitektur sich speist. Sind auch im Elsaß selbst derlei Rahmenwerke nicht nachzuweisen, so mag diese Landschaft doch die Umschaltestation solcher Ideen (aus dem Südwesten) sein.

Die typologische Einordnung der Egerer Kapelle nach der Nürnberger weist nun aber auch noch auf gegenseitige Beziehungen der beiden Bauten in Detailformen hin: Kapitellformen (an den Mittelsäulen) der Nürnberger Oberkapelle erweisen sich als Stücke aus oberrheinischem Formengut [1]). Also schon in Nürnberg wirkt jene Strömung ein, die sich dann auch in Eger aufweisen ließ. Diese allgemeine Beziehung zu einer gemeinsam verarbeiteten großen Strömung verdichtet sich zu nächster Verwandtschaft in einem Figurenstück in Nürnberg: dem über den Chorbogen maskenähnlich angebrachten Kopf (Zürich!). Er gleicht der Egerer Figurenplastik auffallend. Man wird nicht bis zur Feststellung der gleichen Hütte hier und dort gehen. Immerhin wird man festhalten müssen, daß der Nürnberger Bau kurz vor seiner Vollendung von jener Strömung betroffen wird, die dann in Eger den Bau von Anfang an erstellt. Nürnberg bedeutet für Eger also in ganz nahem Bezug den terminus post.

[1]) Vgl. des Verfassers „Romanische Doppelkapellen“, Marburg 1929, S. 66.

Der Nürnberger Bau ist gemäß den zuerst einwirkenden Regensburger Strömungen ziemlich genau zu datieren [1]: kurz vor 1200. Die Ansetzung Nürnbergs als terminus post für Eger darf nun nicht so eng verstanden werden, als ob Eger erst nach 1200 begonnen wäre. Die Strömungen fluktuieren. In Eger kann sich die neue Strömung von Anfang an durchsetzen, während sie in Nürnberg erst gegen Bauende die starken lokaleren Einflüsse verdrängen kann.

Als terminus ante bietet sich in Eger selbst ein Baudenkmal an: die Kirche zu St. Nikolaus und St. Elisabeth, heute einfach Marktkirche genannt. Sie verarbeitet Einflüsse, die offensichtlich vom Bau der Pfalz ausgehen.

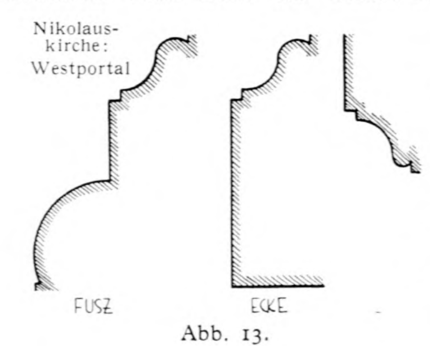


Abb. 13.

In ihrer heutigen Gestalt stellt sie eine Hallenkirche des 15. Jahrhunderts dar in der kräftigen, dabei etwas herben Art der nordböhmischen Schule. Ihr Kern ist älter: er tritt am Westportal und an den unteren Geschossen der Türme deutlich hervor. Das Westportal, tief in die starke Westmauer eingenischt, hat ihr romanisches Gepräge fast rein erhalten, nur das in den Portalbogen eingelassene Maßwerk verrät spätere „Modernisierung". (Es scheint Ersatz für ein früher hier eingelassenes Tympanom zu sein.) Ob die Figuren im oberen Rahmenfeld und die Köpfe über dessen oberer Leiste romanischen Ursprungs sind (Erinnerungen an Regensburg), läßt sich bei dem heutigen Zustand der Stücke nicht entscheiden. Das System der Türpfosten teilt mit dem System der Chorbogenpfeiler der Oberkapelle die Betonung der in die Gewändestufen eingestellten Säulen: die Gewändekanten werden zwar nicht so stark zurückgedrängt wie dort, bleiben aber auch ohne Kapitellschmuck. Ihre Kanten sind zierlich abgefast, ähnlich wie es in elsässischen Kirchen, z. B. schon in Alspach (Marburger Foto 26026) begegnet. Die merkwürdigen zwischen Kapitellen und Kämpfergesimsen aufgehenden ungeschmückten Steine scheinen zwecks nachträglicher Erhöhung eingeschoben. (Ob ursprünglich oder beim Umbau des späten Mittelalters, der für seine höhere Kirche vielleicht auch ein höheres Portal wünschte, ist wieder nicht zu entscheiden.) Die Kapitelle sind mit Köpfen besetzt, deren bezeichnend geriefeltes Haar — ganz ähnlich wie an den Pfeilerpfosten-Kapitellen in der Oberkapelle — an den Enden ornamental zu Schnecken umschlägt. Die gleichen Köpfe finden sich an den Konsolen unter den Rund- bzw. Spitzbogenfriesen, welche die alten Teile der im Osten aufgehenden Türme stockwerkweise unterteilen [2]. Auch zwischen den Bogenlaibungen dieser Friese sitzen solche Köpfe, ein Schmuckprinzip also, das seine Herkunft aus dem Elsaß, wo man die Köpfe wie in Altdorf (Marburger Foto 26037) sogar in Kehlen anbringt, deutlich verrät. Die Vermittlerrolle der beim Pfalzbau beschäftigten Hütte ist deutlich: außer der allgemeinen Überlegung, daß nur die Hohenstaufen diese elsässische Strömung in diese abgelegene Gegend geleitet haben können, spricht auch der besondere Befund für die Priorität der Kapelle: die Vorliebe für den Spitzbogen, wie sie — noch in spielerischem Wechsel mit dem Rundbogen — bei den Türmen schon die Oberhand gewinnt,

Tafel 37, 54/55

Tafel 58

Tafel 57

[1] Vgl. des Verfassers „Romanische Doppelkapellen" usw. S. 67.

[2] Bei beiden Türmen entstammen die drei Geschosse über dem Sockelgeschoß dem ursprünglichen Bau. Die Überbauten stammen beim nördlichen aus der späteren Barockzeit (Balthasar Neumann), beim südlichen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts (nach Brand im Jahre 1809 wieder aufgerichtet).

bekundet ein bezüglich „Moderne“ fortgeschritteneres Stadium gegenüber der Kapelle [1]. Der Bau der romanischen Kirche bedeutet also einen terminus ante für den Ausbau der Oberkapelle [2].

Dieser Termin läßt sich noch genauer bestimmen. Die Nachforschungen Bernhard Gruebers anläßlich einer durchgreifenden Restauration der Kirche im Jahre 1856 haben den Grundriß der ursprünglichen Kirche im wesentlichen ermittelt: Grueber [3] rekonstruiert auf Grund von Grabungsergebnissen und Beobachtungen im Mauerbefund eine dreischiffige Pfeilerbasilika, in allen drei Schiffen gewölbt, mit Osttürmen zu Seiten des Chorquadrats und runder Chorapsis; das Langhaus im gebundenen System (Wechsel von starken Kreuzpfeilern und schwächeren Rundpfeilern), im Westen eine große Halle. Das wäre ein Grundriß, wie Regensburg ihn angeregt haben könnte. In der Portalrahmung glaubte man ja auch Regensburger Einwirkungen — in der Anbringung der Figurenplastik — wahrzunehmen. Auffällig bleiben dann aber die starken Umfassungsmauern der Westhalle. Lassen die nicht eher darauf schließen, daß über ihnen, am Nord- und Südende der Halle — ursprünglich Türme aufgingen oder doch wenigstens geplant waren? Dann wäre als ursprüngliche Planung eine Pfeilerbasilika im gebundenen System mit je einem Turmpaar in Ost und West zu rekonstruieren, ein Grundriß also, der stark an Bamberg erinnert. Auf Bamberg weisen ja auch die ursprünglichen Teile der Türme. Diese Abhängigkeit in der Komposition der Osttürme hat schon Grueber erkannt. Im Grundriß hat er eine Wirkung Bambergs nicht wahrgenommen (Westtürme hat er nicht vermutet). Diese Ähnlichkeit mit Bamberg geht so weit, daß man auch die für Bamberg charakteristischen Osteingänge unter den Türmen hindurch ins Schiff in der Egerer Variante annehmen darf. Von solchen Voraussetzungen aus darf man wohl auch den ursprünglichen Ostchor entsprechend dem Bamberger Vorbild annehmen:

Tafel 56

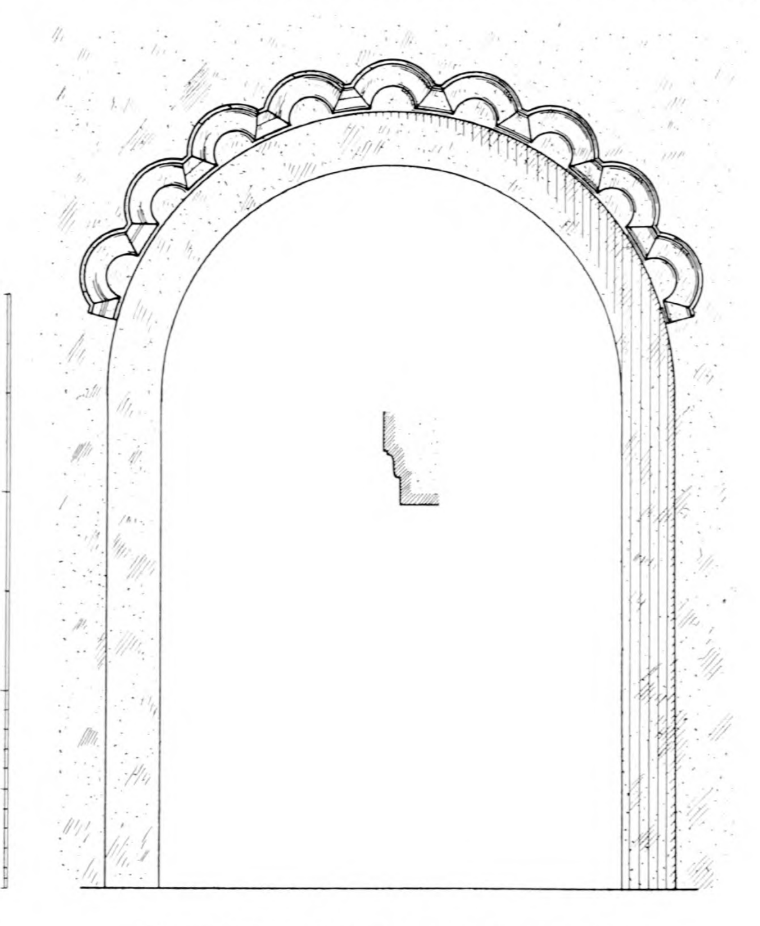


Abb. 14. Nikolauskirche: seitlicher Eingang (Nord).

[1] Die früher geäußerte Ansicht (siehe des Verfassers: Die Doppelkapelle der Kaiserpfalz Eger, Eger 1929, S. 37), daß an Oberkapelle und Kirche der gleiche Meister gearbeitet habe, soll hier zur Feststellung gleicher Hüttenüberlieferung abgeschwächt werden. Daß Mitglieder der Pfalzhütte in die Kirchenhütte übergegangen sind, ist anzunehmen.

[2] Die in verschiedenen Egerer Stadtbeschreibungen übliche Ansetzung des Kirchenbaues um 1150 ist falsch. Auch für einen etwa vor dem romanischen Basilikenbau hier errichteten Kirchenbau scheint jene Ansetzung zu früh, denn die Entwicklung des Burgfleckens Eger zur größeren Gemeinde drängte sicher erst nach 1200 zur Errichtung einer Kirche neben dem schon bestehenden kleineren Kirchlein auf dem heutigen Johannisplatz (1809 durch Brand zerstört, 1812 abgebrochen).

[3] B. Grueber, a. a. O. Vgl. auch den von uns in Details korrigierten Grundriß auf Tafel 56.

nämlich in der Sockelzone halbrund geschlossen, darüber im halben Zehneck aufgehend [1]. Die merkwürdigen Vorbauten an der Ostseite der Türme sind — falls ursprünglich (?) — freie Zutat des Egerer Meisters. Der Westchor allerdings fehlt. An seiner Stelle ist das große Westportal eingebrochen. Eine durchaus verständliche Neuerung gegenüber dem sonst ziemlich treu befolgten Vorbild, denn ein Westchor, wie er in dem Erneuerungsbau in Bamberg aus dem ursprünglichen Bestand (des Heinrichbaus) in den neuen übernommen wurde, wäre in einem von Grund aus neuen Bau wie in Eger allzu antiquiert erschienen.

Vielleicht hat man aus diesem Grunde auch die Idee von Westtürmen schon während des Baues wieder fallen lassen. Die Osttürme gehen — wie gesagt — sehr ähnlich den Osttürmen des Bamberger Doms auf. Die Gliederung unterscheidet sich zwar im einzelnen, hält aber doch den gleichen, leicht spielerischen Gesamtton, der in freier Laune zwischen Rundbogen und Spitzbogen wechselt. Die Form der späteren Aufbauten erinnert auch in den vier Ecktürmchen ganz an Bamberg. Dies dürfte wohl nicht erst eine Bamberger Kopie des 19. Jahrhunderts (bei beiden) sein, es dürfte eine solche schon des 13. Jahrhunderts wiederspiegeln.

Tafel 36

Diese Feststellung der Einwirkung Bambergs auf Eger verliert das Befremdende, wenn man in Betracht zieht, daß bei den Erneuerungsarbeiten in Bamberg, die in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zu setzen sind, eine oberrheinische Hütte beteiligt war. Beziehungen zwischen der Egerer und der Bamberger Hütte sind also wahrscheinlich, zumindest wirkten hier und dort Anregungen aus den gleichen Herkunftsgebieten. Nimmt man hinzu, daß der Bamberger Erneuerungsbau starke Wirkungen ausstrahlte — in Nürnberg zeigt zuerst die Eucharius-Kapelle, dann St. Sebald diese Einwirkungen —, so wird die Grundrißübernahme von seiten Egers durchaus verständlich. Daß im Detail der Egerer Kirche keine unmittelbaren Beziehungen zu Bamberg festzustellen sind, muß man mit ziemlich früher Übernahme der Gesamtplanung rechnen, d. h. die Egerer Kirche dürfte kurz nach Beginn des Erneuerungsbaus in Bamberg begonnen sein. Ihre Errichtung fiele also auch ins erste Drittel des 13. Jahrhunderts, und zwar in sein Ende, wie das reife Gewölbe des Mittelschiffs [2] — die Kreuzpfeiler weisen auf Wölbung über Rippen — nahelegt.

Die offenkundige zeitliche Nähe von Kapellenbau (Oberkapelle) und Kirchenbau ergibt also für Vollendung der Oberkapelle ein Datum kurz vor dem Beginn der Nikolauskirche. Ist dieser in die 20er Jahre des 13. Jahrhunderts anzusetzen [3], so muß die Kapelle zu dieser Zeit vollendet gewesen sein.

### e. Bautätigkeit auf der Burg in nachromanischer Zeit

Als Situationen, die für eine bauliche Tätigkeit auf der Burg günstig erscheinen möchten, treten aus dem geschichtlichen Überblick die Zeiten Rudolfs von Habsburg, die Zeiten Karls IV. und die Zeiten der Hussitenkriege hervor. Rudolf war des öfteren in Eger, feierte dort große Tage.

[1] Grueber rekonstruiert durchgehend halbrunde Apsis entsprechend einer dem Südturm vorgelagerten.

[2] Was im kleinen Kapellenbau sehr wohl möglich ist, darf nicht gleichzeitig auch schon für große Räume angenommen werden, wenn man hier für Eger auch frühere Lösungen erwarten darf in Anbetracht der im Wölbungsbau geschulten Hütte. Diese baugeschichtliche Datierung läßt sich durch urkundliche Belege erhärten (s. o. S. 17).

[3] Diese rein aus kunsthistorischen Kriterien ermittelte Datierung stimmt überein mit der rein aus politisch-historischen Kriterien ermittelten (vgl. des Verf. „Geschichte usw." S. 42).

Der Stadtbrand von 1270 hatte in der Stadt eine rege Bautätigkeit notwendig gemacht. Ob auch auf der Burg gebaut wurde, wird aus literarischen Quellen nicht ersichtlich. Der Brand hatte den Burgbezirk offenbar ganz verschont. Aber Erweiterungsbauten, eventuell sogar die Aufstockung auf den ursprünglich wohl nur in Saalhöhe aufgeführten Palas könnten damals immerhin wünschenswert erschienen sein. Daß König Wenzel gegenüber der Pfalz (auf dem anderen Egerufer) ein „Jagdschloß“ sich hat erbauen lassen, läßt — abgesehen von der politischen Bedeutung dieses Baus [1]) — eher darauf schließen, daß auf der „alten“ Pfalz eben nicht genügend Platz oder aber zeitgemäße Bequemlichkeit [2]) vorhanden war. Aus der geschichtlichen Konstellation läßt sich also keine Bautätigkeit auf der Burg erschließen. Das vollständige Schweigen der Quellen bestärkt in dieser Ansicht. Auch der Baubefund ergab keine Hinweise.

Karl IV., der begeisterte Bauherr, der auch außerhalb Böhmens allenthalben gebaut oder doch Bauten gestiftet hat (Nürnberg, Frauenkirche; — in dem von ihm neu besetzten Gebiet (s. o. S. 19) z. B. auf Burg Mylau), war nie zu längerem Aufenthalt in Eger. Eine Bautätigkeit von seiner Seite wäre der Überlieferung sicher nicht entgangen. In dieser Zeit (1342, Mai 6) verlautet lediglich eine Vereinbarung zwischen dem damaligen Burgpfleger Heinrich von Weida und der Stadt Eger, derzufolge der Pfleger seine und des Gerichts Häuser vor dem Schifftor gelegen der Stadt überläßt [3]), wogegen der Rat sich verpflichtet, „wasser in rohren vor die Burg zu Eger zu führen“.

Karls Sohn Wenzel bewilligt zwar der Stadt das volle Recht auf Eigenbefestigung (s. o. S. 19). Daß er selbst auf Burg Eger gebaut hätte, möchte man ihm nicht zutrauen. Auch die Stadt scheint damals und auch in den Hussitenkriegen nicht zu großzügigem Befestigungsbau geschritten zu sein: man scheint es bei Niederbrennung einiger Vorstadtgebiete, die ungünstig lagen, und bei Ausbesserung der alten Mauern und Vertiefung der Gräben sein Bewenden gelassen zu haben (1428) [4]).

Die erste eindeutige Nachricht über Bauten auf der Burg ist enthalten in der Bewilligung Sigismunds an die Stadt Eger als derzeitiger Burgpflegerin: 100 Schock böhm. Groschen zur Erhaltung der Burg zu verbauen [5]). Diese verhältnismäßig geringe Summe [6]) kann nur auf Ausbesserungsarbeiten gedeutet werden.

Dem nachfolgenden Burgpfleger Kaspar Schlick gestattet der Kaiser (1437), daß er „die Burg zu Eger, deren Baufälligkeit er (Sigismund) jetzt bei seiner Anwesenheit auf dem Schlosse selbst ersah und deren geringe Anzahl an tauglichen Wohnungen erkannte, in seinem (Schlicks) Sinn und seinem Gutdünken bessern und herstellen lasse und die ausgelegten Gelder zur Hauptpfandsumme hinzurechne“ [7]). Außer dieser prinzipiellen Bauerlaubnis sind keine näheren Angaben

[1]) S. o. S. 18 Anm. 4. Wenzel wollte vielleicht die eigene Herrschaft dokumentieren.

[2]) Für den betreffs Lebensführung sicherlich verwöhnten Wenzel.

[3]) Also eine Fortführung der städtischen Politik, wie sie zu einem ähnlichen Tausch schon unter Heinrich (VII) geführt hatte. Die betreffenden Akten im Stadtarchiv Eger (siehe K. Siegl: Regesten Bd. 7 Kaiserbg., vgl. des Verf. „Geschichte usw.“, S. 41 Anm. 154).

[4]) Gradl, G. E. S. 360.

[5]) K. Siegl: Die Geschichte der Egerer Burgpflege. In: M. d. V. f. G. d. D. i. B. Bd. 50, S. 575. Die ausgelegte Summe soll dem Pachtgeld zugeschlagen werden.

[6]) Um den Wert der Summe einigermaßen richtig einzuschätzen, mag bedacht werden, daß die Stadt den Loskauf von einer Hussitenbelagerung im nächsten Jahr 900 Schock Groschen sich hat kosten lassen. Gradl, G. E. S. 375, vgl. auch oben S. 19.

[7]) Mitgeteilt bei K. Siegl, a. a. O. S. 576. Text im Bestätigungstransumpt König Wladislavs vom 2. Juni 1486. Org. auf Perg. im Egerer Stadtarchiv Urk. Nr. 859.

über ausgeführte Bauten vorhanden, auch nicht über die von K. Schlick verbaute Summe, aus deren Höhe etwa auf die Art der Bauten zu schließen wäre.

Solche näheren Angaben begegnen erst nach dem großen Burgbrand, der aus dem Jahre 1472 überliefert ist [1]). Im Jahre darauf bittet „Matthes Sligk (damaliger Pfleger) den Rat, ihm seinen Hof auf der vorpurg paven zu lassen, da sein Hof dehshalb der pruck verprant" [2]). Die „Vorburg" ist also städtisches Gebiet. Der Burgbrand hat über den eigentlichen Burgbezirk hinausgegriffen. Was an Burggebäuden dem Brand zum Opfer gefallen ist, wird nicht näher ersichtlich. Aber Angaben aus dem Jahre 1487 geben ziemlich klare Hinweise, daß am „Schloß" selbst, also am Palasbau und zwar am „uiberschuhs" und am „Czymer" [3]) gearbeitet wird [4]). Daß es sich diesmal um eine beträchtliche Bauarbeit gehandelt haben muß, darauf mag auch die kgl. Anordnung schließen lassen, daß Burgpfleger und Rat gemeinsam den Bau ausführen sollen [5]). Diese Angaben dürfen doch wohl eindeutig auf den Fachwerkaufbau bezogen werden, der auf alten Abbildungen (vgl. o. S. 58f.) über dem Saalgeschoß des Palas aufgeht. Chronisten melden [6]), daß dieser Fachwerkaufbau an Stelle eines früher hier in Stein aufgehenden Oberstockes (1440?) errichtet worden sei. Man wird dieser Chronistennachricht keinen Glauben schenken dürfen: die geschichtliche Untersuchung ergab keinerlei Anhaltspunkte weder für ein ursprünglich erbautes, noch für ein später aufgestocktes Obergeschoß über dem Saalgeschoß. Im Gegenteil: alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Palasbau von den Hohenstaufen nur in Saalgeschoßhöhe aufgeführt und auch später nicht erhöht wurde. Es sei denn, daß schon Kaspar Schlick 1437 dem „Mangel an tauglichen Wohnungen" (s. o. S. 101) durch Aufführung eines „steinernen" Oberstocks über dem Saalgeschoß abgeholfen hätte, worüber eine Entscheidung mangels aller näheren Angaben unmöglich ist. Mit den Chronistennachrichten würde es übereinstimmen. Dieser Aufbau wäre dann 1472 ein Raub der Flammen geworden. Nach diesem Brand ist eine rege Bautätigkeit auf der Burg quellenmäßig bezeugt. Außer den Erneuerungsarbeiten am Palas ist der Aufbau des sog. „Felsenturms", dicht unterhalb des Nordwestecks des Burgberings am Eck der (alten) Zwingeranlage, durch Eintragungen belegt [7]). Auch die Aufrichtung des „Kuchelhauses" (s. o. S. 51) wird man in diese Zeit oder kurz nachher verlegen müssen. Die Erneuerung scheint sich also auf die ganze Burganlage erstreckt zu haben, so daß man wohl auch den Aufbau des sog. „Mühlturms" in diese Zeit verlegen darf, was die

---

[1]) Der Chronist schreibt darüber: .... also das die eyn seit bei sant Johans bis an das mültor gar abgeprant ist, dazu auf den purckgraben auch die ganz vorburgk vberall, darzu das Slos ganz und gar aus. auch der Thurn auf dem Slos, vnd oben in der capellen hatten sie es erlescht, aber die ober Sacristei hat gepronnen, vnd messgewandt und bücher darinn verdorben, und die lewt sageten, das zu dreyenmal die glock vf dem alten Slos in der capellen sich alein gelaitet hat, vnd nymand war dabay, noch auf dem Slos, es kont auch dieselb Zeit für fewr nimand hinein kommen, vnd brann vmher die wehre auf der maver ... ganz aus .." (zitiert nach Jonas, Anm. 39, s. hier S. 86).

[2]) 1473, März 16. Akt im Egerer Stadtarchiv, s. Siegl: Regesten, Bd. 7.

[3]) üiberschuhs = über-schuz (stm): das worüber Hinausragende, der Überschuß, besonders der über die senkrechte Linie hinausragende Teil eines Gebäudes. — Czymer = zimber, zimmer, zimer: Bauholz, Bau, Gebäude von Holz (Matthias Lexer: Mhd. Taschenwörterbuch, Leipzig 1901).

[4]) Akt im Egerer Stadtarchiv: 1487, Aug. 20. Siegl: Regesten Bd. 7. „Wenzel Schlick (Burgpfleger 1474—1501) ermahnt den Rat, den Zimmerleuten die Arbeit am Schloß des uiberschuss halben nit zu wern. Durch den Abgeordneten Sigm. Slezer sei der Rat vom Abschied des Königs unterrichtet, daß solches Czymer (? Dachwerk) mit dem uiberschuss ein beleiben haben soll, falls man den Zimmerleuten dieses Czymer mit dem obirschuss nit heben lassen wolle, müßte er wiederum an den König sich wenden."

[5]) 1487, Sept. 3: König Vladislav gibt mit Berufung auf die bei ihm gewesene Botschaft ..... dem Egerer Abgeordneten Sigmund Slezer in Sachen des Baues am Schloß bekannt, daß der Rat gemeinschaftlich mit Wenzeln Sliken den fürgenommenen Bau ausführen soll, hätte aber der Rat etwas dagegen einzuwenden, wolle er seine verhorung nit abslagen (Siegl ebnd.).

[6]) Angeführt bei Grueber, a. a. O. S. 24.

[7]) Ausgabebücher der Stadt Eger: 1486/87 (Egerer Stadtarchiv).

baugeschichtliche Analyse bestätigt (s. u. S. 46). Das ganze Stadtgebiet wurde damals offenbar neu befestigt [1]). Damals wurde auch im nahen Kloster Waldsassen lebhaft gebaut, wo ein baulustiger Abt (Nikolaus IV. 1442—1475) „nedum utiliter sed et ornate consumavit. Tecta basilicae a novo instauravit et eam turri pulcherrime plumbo tecta et fenetris altioribus reddidit . . .“ Sein Nachfolger Georgius I. ließ 1490 Refectorium, Bibliothek und „stubam conventus“ neu errichten [2]). Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß die Bauarbeiten an beiden so eng benachbarten Orten — vielleicht schon damals wie dann sicher 200 Jahre später — (s. u. S. 106. Anm. 7) Hand in Hand gingen.

Während der nächsten 100 Jahre verlautet nichts über eine Bautätigkeit auf der Burg [3]). Abb. 15 Der Streit, der im Jahre 1563 zwischen dem Burgpfleger Joachim von Schwanberg und dem Rat der Stadt Eger um den „Schwarzen Turm“ und die Doppelkapelle ausgebrochen war und sich durch Jahre hinzieht [4]), gibt zwar interessante Einblicke in die Ungeklärtheit der Zuständigkeitsverhältnisse für die Burgbauten und in das immer weitere Vordringen der städtischen Ansprüche, sagt aber über bauliche Zustände nichts aus [5]). Daß das „Schloß“ im Jahr 1564 noch nicht baufällig gewesen sein kann, beweist die Einladung des Burggrafen Hans Thomas von Zedwitz (auf Weserau) an den Rat der Stadt Eger zu seiner Hochzeit auf der Burg [6]). Der gleiche Pfleger ersucht im Jahre 1591 den Rat um Überlassung von Baumaterialien zur Vornahme eines ihm von seiner Majestät bewilligten Baues [7]) in der Burg. Solche Baubewilligungen seitens des Kaisers treten in der Folgezeit häufiger auf. Schon der nächste Burggraf, des Kaisers (Rudolfs II.) Kammerdiener (!) Hans Popp erhält wieder Baubewilligung, diesmal für 800 fl. [8]), die bei der Einlösung der Burg — wie immer in diesen Fällen — ersetzt bzw. auf die Pfandsumme hinzugeschlagen werden sollen. Im Jahre 1599 wird die Pflege der Burg wieder der Stadt Eger überlassen [9]). Die Stadt scheint sich jetzt der offenbar schon recht baufälligen Burggebäude energisch anzunehmen. Auf wiederholte Eingaben und Berichte über die Schäden [10]) gestattet Rudolf II.

[1]) 1453, November 16 und 1492, Dezember 13 werden Bürger entschädigt für abgebrochene Häuser „wegen der Stadtbefestigung“ (Egerer Stadtarchiv, Fasc. 320).

[2]) Chronicon Waldsassense. In: Rerum Boicarum Scriptores ed.: Andreas Felix Oefelius, Tomus 1, Augustae Vindelicorum 1763.

[3]) I. J. 1531 (Mai 26) ersucht Graf Albrecht Schlick, Burggraf zu Eger, den Rat der Stadt Eger, zu sorgen, daß die Messe in der Kapelle täglich gelesen wird.

[4]) Vgl. Karl Siegl: Ein Streit um den Schwarzen Turm und die Doppelkapelle in Eger, Egerer Jahrbuch 1920 (Akten im Egerer Stadtarchiv und im Prager Burgarchiv).

[5]) Auch hier wieder die Feststellung, daß die Stadt Eger in der Burgkapelle täglich die Messe lesen zu lassen hat.

[6]) Akt im Egerer Stadtarchiv (Siegl: Regesten Bd. 7).

[7]) Akten im Egerer Stadtarchiv (Siegl ebd.). Die damals von Zedwitz verbaute Summe wird später (1597, Aug. 9: Eg. Stadtarchiv, Siegl ebd.) auf 500 Gulden angegeben, kann also nur kleinere Arbeiten betroffen haben.

[8]) Akten im Egerer Stadtarchiv s. Siegl ebd.

[9]) Diese Überlassung erregt den Unwillen des Adels und der Ritterschaft, die (22. Januar 1601) dem Kaiser berichten, daß sie jetzt keinen Schutzherrn mehr hätten, an den sie sich in Streitigkeiten mit der Stadt wenden könnten. „Der Rath der Stadt Eger habe die königliche Burgkh ohn allen zweifell allein darumb zu Iren vortheil an sich gebracht, auf dass sie die ganze Ritterschafft, desto ehr under Ir Joch vnd zwankh, wie sie es bereitt angefangen, bringen, vnd Euer Maj. zugehörige hoheit an sich ziehen wollten . . . . .“ (Siegl, Burgpfl. 586).

[10]) Gleich i. J. 1600 — also sofort nach Übernahme der Pflege durch die Stadt — zeugen verschiedene Rechnungen von Tischlern, Maurern und Schlossern über Reparationsarbeiten an Palas und Kapelle von dieser Sorge der neuen Pflegerin (Eg. St. A. Siegl, Reg. Bd. 7). Sie war ja auch schließlich die einzige unter den Inhabern der Burgpflege, die dauernde Interessen an der Burg haben mußte, wenn sie nur das Verfügungsrecht über sie hatte. — Im Feb. 1600 ersucht der Rat den Kaiser um 1500 Thaler für Baukosten (Eg. St.A. Siegl ebd.). Im Nov. (6) berichtet der Rat an den Kaiser über den Einsturz der Stubendecke, eines Stückes der Dachung am Kirchlein und die schadhafte Dachung des Hauses (Eg. St.A. Siegl ebd.). Im Dez. (24) abermals Eingabe an böhm. Kammer wegen Baufälligkeit der Burg. In den Jahren 1599—1609 betragen die Gesamtkosten schon 897 fl., 26 gr. 5 h. (Eg. St.A. Siegl, ebd.).

dem Rat, 1500 Thaler in die Burg zu verbauen, die der Pfandsumme zugeschlagen werden sollen [1]).

Auch Friedrich, der Winterkönig, dem die Egerer huldigen, erlaubt wieder, 1500 Thaler in die Burg zu verbauen [2]). Aus dem Jahre 1652 überrascht die Anzeige des neuen Burgpflegers Philipp Emerich Freiherrn von Metternich, der die Burgpflege im Jahre 1652 von Kaiser Ferdinand III. übertragen bekommen hatte, an den Kaiser, daß sicherem Vernehmen nach in der Burgkapelle und anderen Zimmern der Burg Pulver und Munition aufbewahrt sein solle. Da daraus für ihn und die Seinen, falls sie in der Burg wohnen wollten, aber auch für die umliegenden Häuser große Gefahr entstehen könne, ersuche er, die Stadt zu beauftragen, daß sie Pulver und Munition anderweitig unterbringe [3]). Die Stadt antwortet, daß besagte Munition nicht der Stadt, sondern der kays. Majestät gehöre, daß ein kays. Zeugwart hiefür beordert worden sei, der einen Eingriff auch nicht zulassen würde. Übrigens stünde die Kapelle ganz frei und stünde einem Bau, den Metternich vorhabe, nicht hinderlich [4]). Daß damals tatsächlich in Palas und Kapelle Munition gelagert wurde, bestätigt das Protokoll über einen von Metternich befohlenen Lokalaugenschein, der übrigens von dem Zustand von Dachwerk, Türen und Fenstern in beiden Gebäuden ein recht trauriges Bild gibt [5]).

Diese Aufnahme des baulichen Zustands der Burggebäude fällt schon in die Zeit der großen Neubefestigungen Egers, die Ferdinand III. beginnen ließ. Die oberste Leitung hatte Generalwachtmeister Borri inne. Die Arbeiten scheinen aber bald ins Stocken geraten zu sein [6]). Die Wappentafel — Doppeladler, darüber die Buchstaben F. III. 1643 (Ferdinand III.) — die in die Abschlußmauer des inneren Kasemattenbezirks (neben dem „Schwarzen Turm") eingelassen ist, weist auf diese ersten Arbeiten hin. Ob sie ursprünglich an dieser Stelle angebracht war, ist zweifelhaft. Die betreffende Mauer sowie die Kasemattenbauten selbst scheinen einige Jahrzehnte später aufgeführt worden zu sein. Merian (1650) zeichnet sie noch nicht.

In den Jahren 1644 und 45 zeichnet Kommandant Obrist Paradeiser die Liquidationen [7]). Nach dem Abzug der Schweden wird der Befestigungsbau neu aufgenommen [8]). 1649 (Dez. 21) bewilligt der böhmische Landtag die Summe von 400 Gulden monatlich für die Egerer Fortifikationsarbeiten, die Summe ist an den Egerer Bürgermeister auszuzahlen [9]). Seit 1650 (Okt. 28) begegnet Generalwachtmeister Jan de la Croon als oberster Leiter [10]). Im Jahre 1652 (Juni 3) ergeht eine kaiserliche Resolution betreffs die Fortifikation Egers (Ferdinand III.) [11]). Das Festungs-

[1]) Siegl, Burgpflege a. a. O. S. 587: In einem nicht datierten (aber vor dem 26. Juli 1601 abgefaßten) Bericht an den Kaiser heißt es: „. . das Haus (Palas) ist dermassen paufellig, dass es in alle stuben regnet vnd fast nicht zu bewohnen ist vnd daher zu befahren, do man mit besserung nicht zeitlich vorkombt, in kurtz gar eingehn vnd in haufen fallen werde. Inmassen vorschinen Tagen ein ziemlich stuck am Kirchlein eingefallen vnd gewisslich alles in grund hinach fallen wird, wenn man nicht ehist demselben begegnen werde. . ."

[2]) 1620, Mai 13: Eg. St.A. Siegl. Reg. Bd. 7.

[3]) 1652, Nov. 21: Eg. St.A. (Siegl ebd.).

[4]) 1655 (?), Oktober 5: (Siegl ebd.).

[5]) Dies Protokoll (Eg. St.A.) gibt wichtige Hinweise auf die innere Einteilung des Palasaufbaues (s. u. S. 129f.).

[6]) 1641, Juli 8. Die betreffenden Akten in Stadt. Arch. Eger (Siegl, Regesten Bd. 4).

[7]) Siegl, ebd.

[8]) Akt aus 1648 Okt. 21, Siegl ebd.

[9]) Siegl, ebd.

[10]) Siegl, ebd.

[11]) Dieser wie die meisten die Fortifikation Egers betreffenden Akten im Archiv des tschechoslowakischen Innenministeriums zu Prag (Sign.: Neue Manipulation E 9).

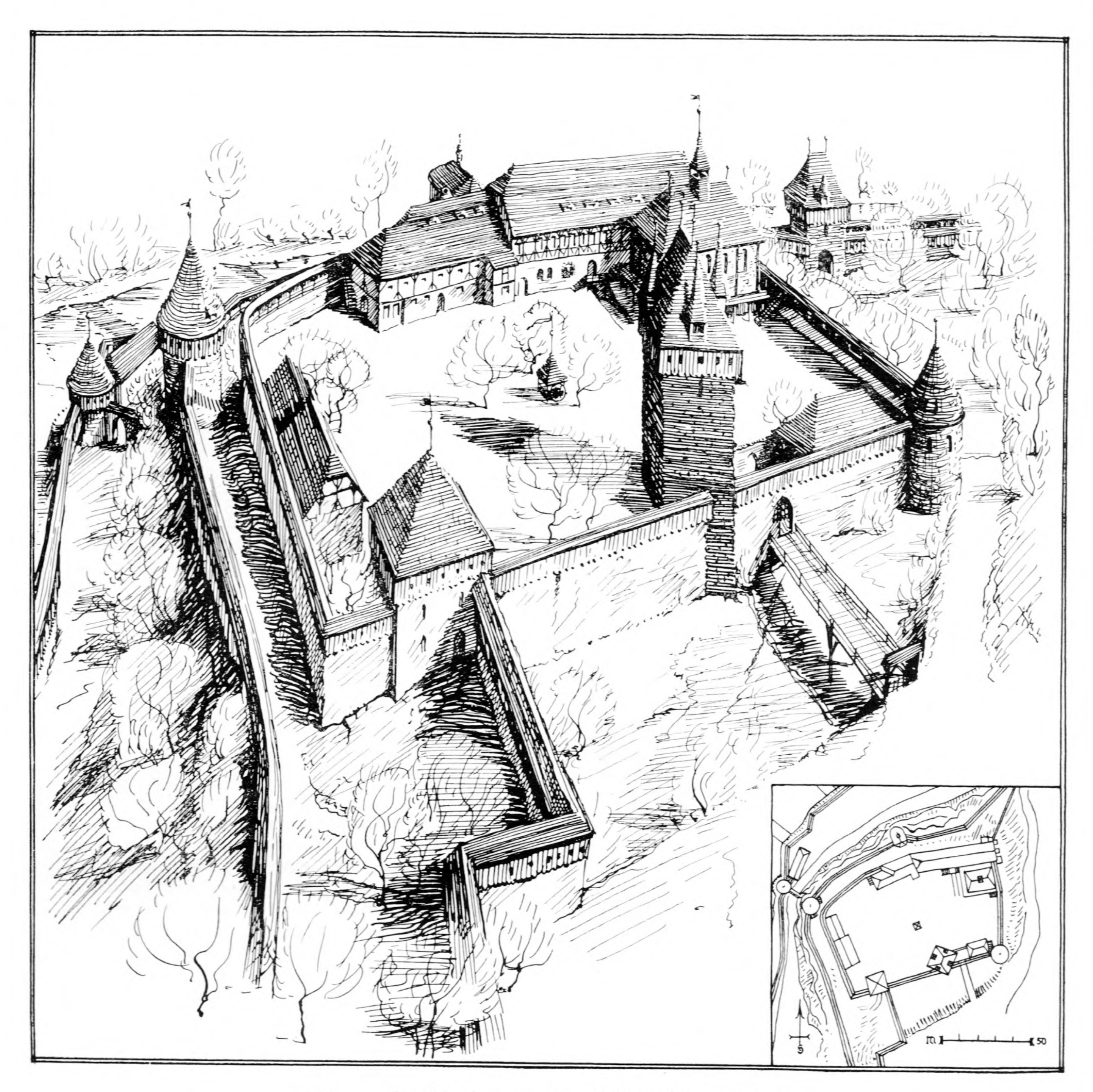


Abb. 15. Die Kaiserburg um 1500 (Rekonstruktionsversuch)[1])

[1]) Die zeichnerische Rekonstruktion der „Kaiserburg“ um 1500 durfte sich außer an Baubefund und archivalische Quellen auch an zwar spätere, aber zweifellos den älteren Bestand wiedergebende Abbildungen halten. (Vgl. Taf. 1 u. 2.)

projekt — offenbar von Oberstleutnant Priami ausgearbeitet [1]) — schneidet schonungslos in die Besitzverhältnisse der an den Stadträndern begüterten Bürgerschaft ein. Gärten, Anpflanzungen, sogar Häuser müssen fallen [2]). Ein Schreiben der drei Egrischen Stände an die böhmische Kammer und andere Eingaben [3]) führen bittere Klagen über die dadurch erwachsenden Schädigungen. Der Kaiser verspricht in seinem Antwortschreiben [4]) schonende Durchführung der Fortifikation und Ersetzung der aus ihr erwachsenden Schäden. Besondere Erlasse wegen Schadenersatz für weggenommene Häuser, Gärten und Grundstücke werden herausgegeben [5]). Dann wegen der unter dem Hauptwerk durchzuleitenden Röhren für die Wasserleitung [6]).

Von einigem Interesse ist die Organisation des Unternehmens. Die Befestigungsarbeiten werden abschnittweise vergeben und abschnittweise ausgeführt. Für einen Abschnitt schließen ein hoher Offizier (Kommandant von Prag), ein Militäringenieur und ein Baumeister einen Vertrag [7]), der auf 12 Jahre zu laufen scheint. Die Finanzierung des großen Projektes war — auf

---

[1]) Priami erscheint 1657 zur Inspektion der Befestigungsarbeiten in Eger (A. I. M. Pr. E. 6/9).

[2]) 1655, Mai 24: sechzehn Egerer Bürger berichten in was für einen elenden Zustand sie gekommen durch Abbruch von Häusern, Stadeln, Obstgärten (Akten St.A. Eger s. Siegl: Reg. Bd. 4).

[3]) Akten im A. I. M. Pr.

[4]) 25. Juni 1655 A. I. M. Pr.

[5]) A. I. M. Pr.

[6]) Stadt. Arch. Eger, s. Siegl: Reg. Bd. 4.

[7]) Für den ersten Abschnitt unterzeichnen den Vertrag am 6. Okt. 1655: General Johann Freiherr von der Croon, Kommandant von Prag (jetzt nennt er sich deutsch!) — Kaiserlicher Ingenieur Francisco Pieroni von Galliano (?), — Johann de Capauli, Bürger und Baumeister der Neustadt Prag (Akt. A. I. Min. Pr.). Für diesen ersten Abschnitt geschieht die „Abmeldung der Fortifikationsarbeiten" am 8. Juli 1667 (A. I. Min. Pr.). Diese Arbeiten, für die eine Abmessung vom 25. August 1662 erwähnt wird, scheinen teilweise auf große Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Im März 1667 — also kurz vor ihrem Abschluß — berichtet der Baumeister de Capauli, daß er beim Schäftor (?) auf morastige Stellen gestoßen sei, so daß Pfahlroste eingetrieben werden mußten. Er bittet um Ersetzung der beträchtlichen Mehrkosten (A. I. Min. Pr. E. 9 Nr. 37/6).

Für den zweiten Abschnitt zeichnen am 30. Juli 1667 — also unmittelbar nach Abschluß des ersten Abschnittes: Wolfgang Friedrich Freyherr von Neudinger, Herr auf Schmollendorf, Plirschnitz und Dirschowitz, der röm. Kays. Majestät würklicher Hoffkriegsrath, Cammerer, Generalwachtmeister, bestallter Obrister über ein Regiment zu Fuß, Commandant zu Prag und vice Commandant im Königreich Böheimb, — Philipp Taldney von Hauss, röm. kays. Maj. bestallter Ingenieur — Johann de Capauli, Bürger und Baumeister der Stadt Prag (A. I. Min. Pr.).

Der Baumeister de Capauli scheint innerhalb der Frist des zweiten Bauabschnittes gestorben zu sein: im Jahr 1679 — also offenbar zu Beginn des dritten Bauabschnittes — (20. Febr.) bescheinigt Johann Domenico de Orsy, der sich jetzt schon Oberbaumeister nennt, den Empfang von 1662 Gld. rheinisch anticipando, „mit welchen die Capaulischen Herrn Erben von ihre zu Eger mir überlassenen Werkzeug, Materialien, und Ziegelscheuern völlig contentiert und bezahlt sein worden, welches Quantum mir in meiner verrichten und bevorstehenden arbeit nach und nach wiederumb abgezogen sollen werden, so bezeuget meine eigene hierunter gestellte Handschrift und Petschaft ... Actum Prag ...". Schon 1678, 8. Oktober, bescheinigt Orsy den Empfang von 2632 Gulden pro 7 Wochen (20. Aug. bis 8. Okt.). Daß er schon 1667, 7. Dez. neben Capauli als Fortifikationsbaumeister angeführt erscheint, beruht wohl auf einer Vordatierung des Capaulischen Nachfolgers an den Beginn der Abschnittsarbeiten. De Capauli scheint Ende der 70er Jahre gestorben zu sein. Im Jahre 1679 erscheint Generalfeldmarschall Leutnant Freiherr von Kayserstein als Bewilliger der an Orsy ausgezahlten Summe, er war offenbar Bevollmächtigter für den dritten Abschnitt. (Im Jahre vorher weist Ritter Ferdinand Rudolf Czeyka von Olbramowitz, Obrist und Commandant zu Eger (!) die Gelder an.) Als Baumeister erscheint schon 1681 Abraham Leuthner neben Balthasar Schwarzbauer. Orsy scheint also nur den zweiten (de Capaulischen) Abschnitt zu Ende geführt zu haben. Leuthner ist bis zum Jahre 1688 nachzuweisen: er muß zu verschiedenen Malen um Zuweisung von Baugeldern bitten (Juni 1681; 16. April 1682 — wo er die vom vorigen Jahr rückständigen Baugelder einmahnt; Mai 1686). Er remonstriert dagegen, daß er Steine, die er aus dem alten Futtergraben geborgen hat, bezahlen soll (1688, Jan. 19. Akt. im St.A. E. Siegl: Reg. Bd. 4). 1701, 11. Febr. erscheint Oberst Wilhelm Johann Anton Graf und Herr zu Daun. Als Baumeister erscheint Paul Ignatz Bayer. Zwischen ihm und Leuthner hat ein Dientzenhofer die Baumeisterstelle innegehabt, zu dessen Nachfolger eben Bayer ernannt wird. 11. Febr. 1701 (A. I. Min. Pr. Fasc. E. num. 9 subn. 6). Um welchen Dientzenhofer es sich hier handelt, wird aus dem betr. Akt nicht ersichtlich. Christoph Dientzenhofer war am Festungsbau in Prag beschäftigt (Otto Kletzl). Georg Dientzenhofer (Aibling) ist in den 80er Jahren als Gehilfe, dann als Maurermeister in Waldsassen beschäftigt, ebenso wie Abraham Leuthner, der also in Eger und Waldsassen gleichzeitig arbeitete. (Das Kloster Waldsassen errichtete damals seine Barockanlage; s. Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern II. 14, S. 86ff.) Auch ein Leonhard Christoph Dientzenhofer begegnet (als Polier) am Bau von Waldsassen. Der „Baumeister" Leuthner kann sehr wohl hier und dort die Aufsicht führen. Der „Maurermeister" und auch der „Polier" muß am Platz bleiben. Immerhin wäre ein Aufrücken zum „Baumeister" bei beiden Waldsassener Dientzenhofers möglich — als Nachfolger von Leuthner in Eger. Ein anderer Akt (Stadt.A. Eger, Siegl: Reg. Bd. 4) nennt aber ausdrücklich Johann Dientzenhofer als Baumeister.

dem Papier — zuerst offenbar unklar[1]). Später wurde sie — auf dem Papier — durch jährliche Zuweisung von 10000 Gl. geregelt[2]). In der Praxis mußten sich die Baumeister allerdings des öfteren um die fällige (oder auch überfällige) Auszahlung (durch verschiedene jeweils zugewiesene Steuerämter) bemühen[3]). Es waren eigene Fortifikationskassierer für Zuweisung und Abrechnung der Gelder aufgestellt[4]). Oft stellten diese Kassierer den Baumeistern Quittungen aus und überließen ihnen dann die Eintreibung der Gelder. Diese Überweisungen reichen bis zum Ende der Befestigungsarbeiten (um 1740).

Als Fortifikationsbaumeister treten die größten Namen der böhmischen Barockarchitektur auf: nach de Capauli ein Johann Domenico de Orsy, ein Abraham Leuthner, ein Dientzenhofer, ein Paul Ignatz Bayer — lauter Architekten also, die bei Kirchen- und Schloßbauten schon Ruhm geerntet hatten, teils noch ernten sollten. Man ist verwundert, bei diesen schablonenmäßig aufzuführenden Bauaufträgen, wie es die nach Ingenieurplänen peinlich auszuführenden Festungsbauten doch waren, diese Künstler beschäftigt zu sehen[5]). Immerhin: die ursprüngliche Ausbildung der damaligen Architekten ging ja auf den Festungsbau. Auch der Umstand, daß diese Baukünstler zugleich Bauunternehmer waren, die Bauausführungen teils auch nach fremden Projekten übernahmen und denen diese Fortifikationsbauten ein einträgliches Geschäft bedeuten mußten, mag das Verwunderliche der Erscheinung erklären[6]).

In den 80er Jahren scheinen die Arbeiten bis zum Burggebiet fortgeschritten zu sein. Der Schutt aus den daneben ausgehobenen Graben wird im Burghof abgelagert. Auf die Beschwerden des Burgverwalters findet ein Lokalaugenschein statt, der zu dem Ergebnis kommt[7]), daß die durch den Schutt gebildete Erdböschung im Westteil des Burgbezirks eine willkommene Schanze

[1]) Auch die Stadt Eger soll zu den Fortifikationsausgaben Beiträge leisten. Der Rat bittet um Enthebung (Akt. im Stadt. Arch. Eger, Siegl: Reg. Bd. 4).

[2]) Siehe den Bericht des Cassierers Vischeradsky aus den 80er Jahren (A. I. M. Pr.).

[3]) So Leuthner (s. obige Anmerkung). In diesem Betracht ist interessant die Rechnungsaufstellung im oben erwähnten Bericht des Fortifikationskassierers Vischeradsky (vgl. Anm. 4).

| | | |
|---|---|---|
| 1679 | 10.000 | |
| 1680 | 10.000 | |
| 1681 | 10.000 | |
| 1682 | 7.500 | Rest 2.500 |
| 1683 | 7.500 | 2.500 |
| 1684 | 1.500 | 8.500 |
| 1685 | 4.000 | 6.000 |
| 1686 | 5.000 | 5.000 |
| 1687 | 5.000 | 5.000 |
| | 60.500 | 29.000 Gl. |

[4]) Als erster Kassierer tritt Johann Albrecht Rampf, Bürger zu Eger, auf (bis 1673). Als sein Nachfolger erscheint Johann Philipp Popp, Bürger zu Eger, der 1679 durchging. Seine Defraudation hat einen langen Prozeß betr. Haftpflicht der zurückgelassenen Ehefrau zur Folge, die zuletzt erlassen wird. Auf Popp folgt Johann Wenzel Vischeradsky. Später Johann Micheal Widmann (1690, Akten im A. I. M. Pr.).

[5]) Das gleiche begegnet bei den Festungsarbeiten in Prag, die zur gleichen Zeit — übrigens auch unter dem gleichen Apparat (Finanzierung usw.) — durchgeführt wurden.

[6]) Vgl. hierzu das von J. J. Morper: Der Prager Architekt Jean Baptiste Matthey, München 1927, S. 3ff. aufgewiesene Material über Prager Bauunternehmer der Barockzeit.

[7]) April 1886 berichten der Egrische Schanz- und Fortifikationskassierer Theoderich Sichelbarth und Zolleinnehmer zu Eger Johann Wenzel Vyscheradsky an Kgl. böhm. Kammerbuchhaltung (A. I. Min. Pr. E. 9/6): „. . . weil aus dem dargeführten Schutt eine benötigte Batterie zu Bestreichung gegen der Burg überliegenden Felsenbergs (die wensselsburg genannt) müßte aufgerichtet werden, so aber denen Burggebäuden und mauren nicht schädlich, sondern mehr nützlich zu seyn erachtet wird, zumassen die eingefährende Situation des Schutts vom (titul) königl. Creysshaubtman Ihro Gnaden Herrn Grafen von Metternich, Ihro Gnaden Herrn Baron Czeyka, Prägerischen Herrn Ingenieur sambt dem Baumeister, Burgkverwalter und anderen Persohnen in Bayseyn meiner als Zollbereutters iitzo besichtiget worden. . . . .“

für die Aufstellung einer Batterie abgibt, die gerade hier benötigt ist. Wann die hier empfohlene Aufböschung (die den heutigen Charakter des Burghofes bestimmt), vorgenommen worden ist, wird nicht ersichtlich. Auf einem Ingenieurplan aus dem Jahr 1748 [1]) – in den Profilzeichnungen dieses Planes hat der „Schwarze Turm" einen schiefen Abschluß, – erkennt man deutlich die Rampe, die zu dieser Geschützstellung hinaufführt. Einige für sie notwendig gewordene Substruktionen legten die Ausgrabungen im Jahre 1911 [2]) frei. Das an den Palas westlich angebaute Häuschen ist durch diese Böschung später zugeschüttet worden. Es muß damals (ca. 1700) schon recht baufällig gewesen sein, was in Anbetracht seiner ohne alle Sorgfalt geschehenen Aufführung (s. o. S. 54) nicht Wunder nehmen kann. Vielleicht wollte man die blutigen Erinnerungen, die an diesem Haus klebten, – in ihm waren am 25. Februar 1634 die Offiziere Wallensteins ermordet worden – ganz gerne „begraben".

Im Jahre 1694 läßt die kgl. böhmische Kammer durch ihren „Raitdiener" (Rechnungsbeamten) Matheus Wagner – der sich auf einer Visitationsreise befindet – einen Lokalaugenschein vornehmen [3]), der ein noch trüberes Bild vom Zustand der Burggebäude entwirft als der vom Jahre 1654. Die Kammer urteilt [4]) in einem Berichte nach Wien, daß „. . . so lang die kays. amunition, beförderst daß Pulffer in der Burgk lieget, zu keiner reparierung geschritten werden könne . . . . . . und ist nicht ohne, wann alle örther mit munition, bessonders auch Pulffer angefüllet sein, daß die Justiz nicht wohl administrieret und die Burgk allen Leuthen offen gelassen werden kann . . . . ."

Die weiteren Verhandlungen betreffen die Errichtung eines neuen Zeughauses (für die Festung Eger). Vom 14. Juni 1695 datiert der reichlich pietätlose Vorschlag [5]), auf dem Burgplatz ein Zeughaus zu errichten „Gleich wie mit denen zweyen aufm Wyschehradt und der Kleinseithen (Prag) geschehn, wenn auch in Ermanglung eines genugsamen Platzes ein Theil von der Burgk darzu appliziert werden müßte . . .". Schon am 15. Juli 1696 aber heißt es, das Zeughaus soll außerhalb der Burg gebaut und von den noch verfügbaren Fortifikationsgeldern gebaut werden. Vom 29. Januar 1699 datiert der vom Kommandanten Czeyka gezeichnete Vorschlag, den „Schwarzen Turm" zur Justizpflege zu bestimmen, Zeughaus und neuen Pulverturm außerhalb der Burg zu errichten. Am 7. April 1702 ordnet Kaiser Leopold Reparaturen am kays. Zeughaus (gemeint ist der Palasbau) und dem alldortigen Pulverturm (Schwarzer Turm) an, damit sie „von dem gänzlichen Untergange erhalten werden". Damit waren Palasbau und Kapelle vor der Abtragung gerettet [6]). Daß die damals angeordneten Reparaturen [7]) nur unzu-

[1]) Wiener Kriegsarchiv: Ingenieurarchiv (Inland C IV, Eger No. 12).

[2]) Siehe oben S. 45.

[3]) Originalbericht Wagners in den Akten des Hofkammerarchivs, jetzt A. I. M. Pr. Wortlaut des Berichts siehe unten im Anhang. Der damals von den „Fortifikationsleuten" angefertigte Plan des Palasbaues Abb. 10.

[4]) In einem gutachtlichen Bericht deutscher Buchhalterey über Matthes Wagners Burgvisitation vom 16. Juni 1695 (A. I. M. Pr.).

[5]) Akten der kgl. böhm. Kammer Buchhalterey (A. I. M. Pr.).

[6]) 1703, Feb. 8 erteilt Graf zu Daun (der jetzt die Oberaufsicht über die Fortifikationsbauten hat) dem Egerer Kommandanten Czeyka Weisungen wegen weiterer Fortifikationsarbeiten. Vermutlich soll der Ochsengraben zugeschüttet, auch der „Schwarze Turm" brauchbar gemacht werden (Eg. St.A. Siegl Bd. 4).

[7]) 1709, Aug. 13: die kgl. Hofkammer in Wien beauftragt die Böhmische Hofkanzlei, die für die Reparaturen des Zeughauses (gemeint ist der Palasbau) auf der Egerer Burg bestimmten Unkosten von 576 fl 38 h dem Johann Mich. von Widmann in Eger (Fortifikationskassierer, s. o. S. 113,4) aus den für Eger alljährlich ausgesetzten Fortifikationskosten von 10.000 fl flüssig zu machen (Eg. St.A. Siegl: Reg. 7).

reichende gewesen sein können, erweist der weitere Verfall der Gebäude [1]), vor allem des Palasbaus, der auch fernerhin als Pulvermagazin verwendet wurde [2]).

Die weiteren archivalischen Nachrichten betreffen nur noch die Fortifikationsbauten im allgemeinen, für die noch in den 30er Jahren Gelder überwiesen werden [3]). Noch 1741 werden Häuser, die neuen Schanzen weichen müssen, abgetragen. Die Festung Eger scheint also gerade zur rechten Zeit fertig geworden zu sein, um — von den Franzosen eingenommen werden zu können (im österreichischen Erbfolgekrieg 1742). Ob die weitere Zerstörung des Palasbaus der französischen Besetzung zur Last zu legen ist, kann nicht entschieden werden. Renovierungsarbeiten haben die Franzosen jedenfalls nicht vorgenommen. Der Ziegelaufbau auf dem Schwarzen Turm stammt nicht, wie irrtümlich angenommen wurde, aus der Franzosenzeit, sondern wurde erst im Jahre 1774 aufgesetzt [4]). Kurz darauf schreibt Graf Charles de Pellegrini in seinen Memoiren (1788—93) über die Befestigungswerke von Eger: „le vieux Chateau qui est de ce coté, est à comter pour rien de tout [5])".

Im 19. Jahrhundert suchen Restaurierungen (in den Jahren 1806 und 1826) wenigstens die Kapelle zu retten. Der Palas erscheint auf gleichzeitigen Abbildungen schon in ruinösem Zustand. Im Jahre 1828 wird der sog. Felsenturm (s. o. S. 58) abgebrochen, das Steinmaterial wird zum Bau des Schützenhauses verwendet [6]). Der Stadt Eger bleibt bei der Übernahme der Burg 1895 nur noch eine Ruine zu verwalten.

---

[1]) Burgverwalter Josef Hacker berichtet dem Egerer Burggrafen Anton Johann Graf von Nostitz in Wien u. a., daß der Sturm in der Nacht zum 20. Okt. (1736) das ganze Dach der Kapelle abgedeckt hat. 1736, Okt. 23 (Eg. St.A. Siegl Reg. 7). Am 28. Sept. 1753 verrechnet Nikolaus Rustler, Stadtzimmermeister, die Kosten für ein Bretterdach über die Kapelle (Eg. St.A. Siegl ebd.). Am 8. Nov. 1759 sendet der Egerer Rat an die böhm. Kammer den Kostenvoranschlag für ein neues Dach (Eg. St.A. Siegl ebd.). Das „Bretterdach" scheint also doch Bedenken erregt zu haben.

[2]) 1715, Aug. 9: Karl VI. an die Statthalterei wegen der Kosten für einen Kanal unter dem Pulvergewölbe in der Burg (zur Ableitung des Regenwassers, das die „etlich 100 Zentner Pulver darin" mit Feuchtigkeit bedroht (St.A. Eg. Siegl: Reg. Bd. 4). 1716, Dez. 29: Insinuation an die kais. Hofkammer wegen Ersatzes der Kosten für die Reparatur des Egerer Zeughauses und Verwahrung der „zerfallenen Pulvervasslein" (Copie, St.A. Eg. Siegl Reg. Bd. 4).

[3]) Akten im Archiv des Landesamtes Prag und im St.A. Eg. (Siegl Reg. Bd. 4).

[4]) Akt im Wiener Kriegsarchiv: „Neu zu Errichteten kommende Parapet Mauer auf dem alten Defensions Thurm im alten Schloss." (Auf dem Plan vom Jahr 1749 zeigen die Profilzeichnungen noch den schiefen, also ruinösen Abschluß).

[5]) Kriegsarchiv Wien K. VII. c. 68.

[6]) Eintragung im Ausgabenbuch der Stadt Eger (Eg. St.A., siehe auch Siegl: Eger im Wandel der Zeiten, Eger 1931).

## 2. KUNSTGESCHICHTLICHE ERGEBNISSE

### a. Chronologie

Bei der zeitlichen Ansetzung der verschiedenen auf der Egerburg wahrgenommenen Bauperioden wird man von der durch die Untersuchung am klarsten herausgearbeiteten Epoche auszugehen haben: vom Pfalzenbau.

Zwischen deren Beginn und Beendigung — Palas bzw. „Schwarzer Turm" und Oberkapelle — schien für die erste Betrachtung eine große Zeitspanne zu liegen. Der Befund, daß eine einheitliche Strömung von Beginn bis Ende die Bauarbeiten in Palas und Kapelle durchzieht, sie also zeitlich zusammenzieht, zwang zu möglichster Annäherung der Daten. Die in Architektur- und Schmuckformen für diese beiden Bauten angezogenen Analogien im Elsaß bzw. in der Schweiz sind alle zwischen 1165 (der früheste) und 1200 entstanden. Der Baubeginn des Egerer Palas, für den die rein kunsthistorische Betrachtung einen verhältnismäßig weiten Spielraum läßt, konnte durch politisch-historische Überlegungen in ziemlich späte Zeit des 12. Jahrhunderts gerückt werden (um 1180). Für den Abschluß der Arbeiten an der eigentlichen „Pfalz" ergab sich im Baubeginn der Egerer Nikolauskirche ein terminus ante: zwischen 1220 und 1230.

Der Palas scheint rasch aufgeführt worden zu sein. Wohl gleichzeitig mit ihm wurde der Kapellenbau begonnen (genau gleiche Basenprofile in Palas und Kapelle!). Der Bau der Kapelle scheint aber über die Unterkapelle vorerst nicht hinausgediehen zu sein. Die politischen Wirren im Reich untersagten durch Jahrzehnte die Vollendung. Erst Friedrich II. mag den Ausbau der Oberkapelle angeregt, dabei mit seinem Geist durchtränkt haben.

In die gleiche Bauperiode ist der „Schwarze Turm" zu setzen (letztes Drittel des 12. Jahrhunderts). Der Pfalzenerbauer verzichtet also nicht auf die — nun allerdings sehr repräsentativ gewordene — Wehr. Die zeitraubende Bautechnik dieses Turms mag die relativ lange Bauzeit der Pfalzerrichtung erklären [1]).

Solche zeitliche Fixierung der Pfalzanlage drückt die früher aufgeführte Burganlage (Eger I) über die Jahrhundertmitte hinauf. Allzu frühe Ansetzung dieser Burganlage verbietet — außer ihrem allgemeinen Charakter — die hier unerläßliche politisch-historische Überlegung: sie läßt die 30er Jahre des 12. Jahrhunderts als wahrscheinlichsten Termin der Burgerbauung hervortreten.

Vorher (10.—12. Jahrhundert) hat auf dem Egerhügel eine slawische Burgwallanlage bestanden.

Der für den späteren Charakter der Pfalzanlage wesentliche Fachwerkaufbau auf den Palas wird im 15. Jahrhundert aufgeführt. Zum erstenmal vielleicht 1440, in der bis ins 18. Jahrhundert bleibenden Form (nach Brand) um 1487. Der Wohnungsmangel, mit dem er begründet wird, scheint durch Zerstörung eines alten neben dem Palasbau aufgehenden Wirtschaftsbaus bedingt gewesen zu sein. Der „Küchenbau", der nach dessen Zerstörung nötig geworden war, deutet in diese Zeit (spätes 15. Jahrhundert). Die dabei notwendig gewordene Erneuerung der Palaswestmauer (vgl. o. S. 28) läßt tatsächlich auf Erbauung in dieser Zeit schließen.

[1]) Mit dieser Ansetzung des „Schwarzen Turms" sind also auch die Ansetzungen im Inventar der entsprechenden Türme auf Laaber, Prunn, Breitenegg usw. (S. 74 Anm. 3) bestätigt. Die Tatsache, daß der gleiche Turmtypus als Torwehr noch in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts auf unteritalischen und sizilischen Burgen Friedrichs II. begegnet, sichert diese Ansetzung. Der Bergfried auf Chameregg (s. o. S. 74 Anm. 3) dürfte also auch, obwohl „Wohnturm", in diese Zeit fallen.

Im 15. Jahrhundert werden sowohl „Felsenturm“ wie „Mühlturm“ erbaut. In die damalige lebhafte Bautätigkeit gehört auch die neue Bedachung der Kapelle samt großem Dachreiter, der Ausbau des Stübchens an der Dachtreppe der Kapelle, sicherlich auch noch Bauten am Burgeingang. Über damalige Erneuerungsbauten im Westen des Berings läßt sich nichts aussagen.

Im 17. Jahrhundert setzt die Neufortifikation Egers ein, durch welche die Burg in das Gesamtfestungssystem einbezogen wird. Die Arbeiten beginnen unter Ferdinand III. Die Kasemattenbauten im Süden und der neu ausgehobene Graben dürften um 1700 vollendet gewesen sein: damals wird im Westteil des Berings die große Böschung — zwecks Aufstellung einer die Gegenseite bestreichenden Batterie — aufgeführt, für welche der eben neu ausgeschachtete Graben vor der Burg das Erdmaterial liefert. Gegen die Kasemattenbauten wird die Böschung abgesteift, — gegen Osten senkt sie sich bis zum Palasbau, das kleine Kuchelhäuschen, der Schauplatz der Ermordung der Wallenstein-Offiziere, fällt ihr zum Opfer, seine Fundamente werden durch sie überdeckt [1]).

Im Laufe des 18. Jahrhunderts verfällt der Oberstock des Palas. Restaurationen im 19. Jahrhundert retten nur noch die Kapelle. Am festesten steht auch heute noch der „Schwarze Turm“.

| | |
|---|---|
| Slawische Burgwallanlage .................... | 10. bis Anfang 12. Jahrhundert |
| Erste deutsche Burganlage ................... | 1. Hälfte 12. Jahrhundert |
| Palas und „Schwarzer Turm“ ............... | 1180—1190 |
| Doppelkapelle unten ........................ | 1180—1190 |
| Doppelkapelle oben ......................... | 1215—1225 |
| Palasaufbau, Küchengebäude, Felsenturm und Mühlturm ............................ | 1475—1490 |
| Kasematten ................................ | 1675—1700 |

## b. Die Stellung der Egerpfalz innerhalb der romanischen Pfalzbauten

Der romanische Pfalzenbau wurzelt in alten Traditionen. Er stellt nicht den baulichen Ausdruck einer neuen Idee dar, wie man dies etwa von der romanischen Basilika als Ausdruck der ins Objektive gestalteten „civitas dei“ — in ihrer hochscholastischen Ausdeutung — behaupten könnte. Er lebt aus einer Überlieferung, die — nach der Salierzeit zwar abgebrochen — in ihrer abendländischen Entwicklung auf die Pfalzen Karls des Großen und seiner Nachfolger zurückgeht.

Karl der Große hatte die Idee des repräsentativen Herrschersitzes, wie sein junger Imperialismus sie brauchte, aus Byzanz und wohl auch Rom [2]) übernommen, hatte den großen Baugedanken nur in einigem (Königsaal?) mit heimischer Weise durchtränkt. Fremdgut wie alle seine „Renaissancetaten“ in Kunst, Religion und Politik (Verfassung des Reichs) war auch die Pfalz. Die Übernahme war notwendige Folge seiner herrscherlichen Gesamtentscheidung: das „imperium“ sollte in den Norden verpflanzt werden. Und zwar das christliche Imperium, wie es vor allem in Byzanz seine großartige Ausformung zur weltbeherrschenden Theokratie gefunden hatte. Die Pfalz war sinnfälliger Ausdruck dieser theokratischen Idee: ihre politische Sinnseite stellte der Palast dar, ihre religiöse das Gotteshaus. Die wechselseitige Entsprechung, ja Auswägung der Bauten

[1]) Vielleicht nicht ohne Absicht: die Mordstätte, die ja noch heute die Fantasie des Volkes beschäftigt, wird unsichtbar gemacht.
[2]) Vgl. hierzu Karl Simon, a. a. O. S. 9ff. und K. Swoboda, a. a. O. S. 224f.

innerhalb der Gesamtanlage — Kirche und Palast stehen sich über weitem Hofraum großartig gegenüber — symbolisieren die Wertentsprechung von weltlichem und geistlichem Schwert, die beide dem Gottesreich dienen, es verwirklichen.

200 Jahre später findet die karolingische Idee noch ihren ungebrochenen Ausdruck in der Salierpfalz Goslar. Nur die Typen der einzelnen Pfalzbauten haben sich verändert. Sie sind gleichsam eingewachsen in die heimische Weise. Aus dem karolingischen Palast, in dem spätromanische Portikusvilla, Basilika und byzantinischer Trikonchenraum eine widerspruchsvolle Bindung eingegangen waren, unter der ein heimischer Königsaal nur zag sich regt, ist der einfachere Saalbau geworden, in dem die germanische Königshalle nun schon stärker aufklingt. Und aus dem karolingischen Münsterbau (Aachen) ist die sächsische Basilika geworden, deren Beeinflussung durch das niedersächsische Dielenhaus mit Recht betont worden ist. (Diese bauliche Entwicklung hat eine ihrer Entsprechungen in der staatsrechtlichen Entwicklung von der Karlschen Gauverfassung zur — die Stammesrechte wieder einbeziehenden — Ottonischen Verfassungsreform).

Die Salierpfalz bleibt vereinzelt. Die Tradition des Pfalzenbaus scheint abzubrechen. Ein anderer Bautyp verdrängt ihn: die Burg. Die auf Wehrhaftigkeit gestellte Feudalverfassung schafft sich in der Burg den gemäßen Ausdruck [1]). Der neue Typus gibt die künstlerisch ausgewogene Gruppierung der Bauten auf, wie sie der Pfalz das monumentale Gepräge gegeben hatten. Nur von der Situation bedingt ergibt sich oft die Aufgipfelung im Bergfried. Trutz und Wehr sind die zugrunde liegenden Gedanken.

Aber die der Pfalz zugrunde liegende Idee ist nicht erloschen. Gleichsam atomisiert geht sie auch in die Burg ein: nie fehlt auf der Burg die Kapelle. Sie erscheint dort noch dazu häufig in einer sehr bezeichnenden Form: als Herrschaftskapelle oder gar Doppelkapelle. Die theokratische Idee hatte sich kurz nach 1000, also noch in der ersten Periode des Pfalzenbaus, in der Doppelkapelle gleichsam sublimiert. Die religiöse und politische Sinnseite der Gottesstaatlichkeit hatten sich im Gotteshaus selbst zusammengezogen, hatten zugleich in der dem Herrn vorbehaltenen Oberkapelle und der dem Volk zugewiesenen Unterkapelle den Ausdruck der rein weltlichen Fügung: des Feudalsystems baulich gestaltet. Das rein ästhetische Moment trieb die sinnvoll begonnene Entwicklung fruchtbar weiter [2]). Der Typus war fertig ausgestaltet, als die Burg die Pfalz verdrängte. Gleichsam als Stellvertreter des Pfalzgedankens zieht die Doppelkapelle auf der Burg ein.

In Barbarossas imperialer Haltung erwacht wieder der alte Pfalzgedanke. Aber die Tatsache der Burg läßt sich nicht ungeschehen machen. Die Pfalz kann nun nicht mehr wie zu Karls des Großen Zeiten als glanzvolle Residenz frei hingebreitet werden. Sie muß die Burg in sich aufnehmen, in sich überwinden. Die Idee des Feudalismus soll eingehen in die neu erstarkende Imperiumsidee, soll in ihr aufgehen.

Unter solchem Gesichtspunkt durchklärt sich die Tatsache, daß Barbarossa seine Pfalzen stets auf bestehenden Burganlagen errichtet, in sehr viel tieferer Weise, als wenn man nur die plumpe Zweckdienlichkeit — die Burgen sollen eine neue Verwendung finden — als Erklärung der auf-

[1]) Swobodas Ableitung des Typus der nordischen Burg vom römischen Wehr-(Kastell)-Bau (a. a. O. 240) ist in solcher Ausschließlichkeit nicht stichhaltig. Eine Beeinflussung von dorther kann nur als eine Komponente unter anderen angesehen werden. Die der Burg zugrundeliegende Zweckbestimmung drängte von sich aus zur für die Burg so bezeichnenden Ringbebauung. Überlieferungen aus dem altnordischen Burgenbau waren zweifellos mitbestimmend.

[2]) S. des Verf. Romanische Doppelkapellen, Marburg 1929.

fallenden Erscheinung heranzieht. Gewiß: die Bedeutung der Burg als Macht- und Wehrplatz war zu Barbarossas Zeiten im Schwinden. Barbarossa braucht zur Versinnbildlichung seiner Macht nicht mehr die Wehranlage, sondern die traditionsbewußte Repräsentanz. Aber er kann sie seiner Zeit nur auf dem Grunde der nun schon durch eineinhalb Jahrhunderte herrschenden Form bringen, die eben die „Wehr" war, der Stolz solcher Wehr (Der neue Bergfriedtypus!). Über ihr richtet er die überkommene Idee der Pfalz in neuem Glanze auf.

Für die neue Ausformung der Idee war diese Aufpfropfung auf die Burg von einschneidender Wirkung. Die traditionelle, an sich sinn- und beziehungsvolle Gruppierung der Bauten mußte aufgegeben werden. Die Ringbebauung der Burg drängt auch die Pfalz in den Ring, löst also den „tektonischen Zusammenhang der Bauten" auf, wie er auf der alten Pfalz so großartig wirkte. Aber der Charakter der Einzelbauten wird übernommen, wenn auch das große Gotteshaus — der neuen Situation entsprechend — nicht aufgenommen werden kann. Statt seiner übernimmt wieder die Doppelkapelle, die ja inzwischen zu dem die religiöse und die profane Sinnseite bindenden Ausdrucksträger herangereift war, nun allein die Verkörperung des Sakralen. So erhält in Barbarossas Pfalzbauten die profane Sinnseite der Idee das Übergewicht, — eine Erscheinung, die für Barbarossas Einstellung zum Sakralbau überhaupt bezeichnend ist: er scheint den Profanbau bevorzugt zu haben. (Die durch seine Politik befolgte Stärkung der „Kirchenfürsten" sollte ja auch nur seine weltliche Herrschaft stützen.)

Die spärlichen Nachrichten über Barbarossas erste Pfalzbauten lassen eine Antwort auf die Frage, ob er von Anfang an diesen Pfalzenstil gepflegt hat, nicht zu. In Kaiserslautern scheint die Pfalz eine gewisse Verbindung mit dem „Jagdschloß" eingegangen zu sein. In Hagenau tritt die Ringbebauung deutlich hervor, auf den Palasbau scheinen westliche Vorbilder eingewirkt zu haben (Türme an den vier Ecken!). Im Erneuerungsbau von Nimwegen wirkt die karolingische Idee bis in Einzelheiten (Exedra am Saalbau) nach. Eger ist die erste Pfalz, in der man die typische Barbarossapfalz beurteilen kann.

Da mag zunächst die radikale Ringbebauung des Bezirks auffallen: Palas und Kapelle werden auf Kosten einer jeweils selbständigen Entfaltung an den Rand des Berings gerückt. Für den Typus der Kapelle hatte diese Situierung keine Beeinträchtigung zur Folge: er hatte sich schon in früheren Vertretern (Burg Landsberg, Burg Nürnberg) zum turmähnlichen Kubus entwickelt, auf den die Situierung keinen Einfluß mehr haben konnte. Anders beim Palas: da die Kapelle (am Ostrand) der Hofseite des Palas (im östlichen Teil) vorgestellt wurde, war diesem die übliche Entwicklung der Hoffassade genommen. Die großen Arkaden müssen an die Außenseite (Norden) verlegt werden. Und hier scheint der Palas von Eger eine entscheidende Neuerung gegenüber den traditionellen Palastbauten zu bringen.

Die karolingischen „Aulen" hatten die einseitige, dem Hof zugekehrte Fassade von spätrömischen und byzantinischen Vorbildern übernommen. Das Nach-Innen-Gekehrte der Anlage fördert den Anklang an die griechische Peristilanlage. Auch der Klosterbau, der andere Träger der Profanbauentwicklung im frühen Mittelalter, verharrt bei der Einfassadigkeit, die er jeweils dem Kreuzgang zuorientiert. Auch die manchmal vorkommende Ausbildung der „Schauseite" wird von dieser Orientierung dem Kreuzgang zu gebunden, kann also nicht zu allseitiger Fassadenausbildung der Fronten übergreifen. (Nur das Abthaus — in St. Gallen z. B. — scheint eine

Ausnahme gebildet zu haben.) Goslar folgt der karolingischen Tradition getreulich nach (und auch die Kopie Goslars: Dankwarderode). In Eger wird dieser Grundsatz der Einfassadigkeit zum erstenmal durchbrochen: zur Hoffassade tritt die Außenfassade.

Zweifellos darf diese Verlegung der Arkaden an die Außenfront, die erste Anbahnung einer Außenfassade also, nicht lediglich als aus der Not geboren — die Hoffassade war verstellt — gewertet werden. Es ist die Zeit, da Walter von der Vogelweide singt, da allüberall das Naturgefühl sich regt, die Brücken schlägt aus dem engen Wohnbezirk zum Draußen. Diese neue Empfindung vermag ausdrucksmäßig einzugehen in Barbarossas Bestreben nach prächtiger, auch nach Außen wirkender Repräsentanz. Die Außenfassade in Eger darf also auch als Ausdruck einer allgemeinen Zeitregung in verschiedener Hinsicht aufgefaßt werden.

Sie ist ein Anfang: die Idee der Außenfassade wird noch nicht konsequent durchgeführt. Die Fassade entwickelt sich noch nicht nach einheitlichem Gesichtspunkt (in Aufteilung der Wanddurchbrechungen, in Proportion und Geschoßandeutung). Sie ist nur erst zager Durchbruch eines Innern nach außen, teils sogar ziemlich unbedenklicher Durchbruch (Aborterker an der Fassadenfront!). Aber das Neue ist da: eine zweite Fassade ist im Entstehen.

Denn dies ist zu beachten: auch die Hoffassade wird in Eger noch beibehalten. Sie ist allerdings durch den Vorbau der Kapelle verkümmert, behält aber immerhin noch in dem — wohl monumental ausgestalteten — Saalaufgang die traditionelle Betonung. Ein für Wohn- und Wirtschaftszwecke erforderlicher Anbau im Westen — vielleicht der übernommene Wohnbau der ersten Burganlage, der hier gestanden haben könnte — mag außerdem als Stärkung der Fassadenfront in der Längsentwicklung begrüßt worden sein. Der Hauptschmuck aber — die großen Arkaden — fehlen an dieser Seite. Vielleicht war die Gangaußenwand, die zwischen Saal und Nebenbau vermittelte, als kleine Arkadengalerie gestaltet.

Der neue Impuls, der in Eger sich verwirklichen will, geht also nicht einfach auf Verlegung der Hoffassade nach außen, was ja letzten Endes wieder eine Einfassadigkeit des Gebäudes zur Folge gehabt hätte. Er geht vielmehr auf ringsseitige Durchgestaltung des Baublocks. Das heißt aber: er drängt zur objektiven, zur in sich selbst begründeten Gestalt. Dem einfassadigen Bauwerk hängt notwendig immer etwas Subjektives — im Sinne von auf ein Subjekt Bezogenes — an. Die romanische Basilika hatte diese Durchgestaltung zum „Objektiven" mit Hilfe einer genialen Massenkomposition längst durchgeführt. Was hatte sie aus der einseitig orientierten und einseitig mit einer Fassade versehenen altchristlichen Basilika entwickelt! Der Profanbau war hinter dieser im Kultbau vollzogenen Entwicklung zurückgeblieben. Jetzt (in Eger) scheint der Prozeß auch auf den Profanbau übergreifen zu wollen. Der freistehende, nach allen Seiten gleichmäßig durchgegliederte Prunkbau regt sich — noch ungelenk — unter dem überkommenen Ausdrucksstreben des „Hofpalas".

Die neue Regung hat es schwer, sich durchzusetzen. Denn mit der hartgewordenen Tradition wirkt auch das Mauerhafte des Bauleibs selbst einer leichten Verwirklichung des Neuen entgegen. Massig schwer ragt der Block des Palasbaus auf. Keine Gesimse markieren die Stockwerkeinteilung. Ja: dieses Mauerhafte scheint noch bewußtes Ziel des Ausdrucks zu sein: die Säulen der Arkaden, die Gewände der Rundfenster werden innerhalb der Laibung an den äußeren Mauerrand geschoben, um so (von außen) den Eindruck der durchgehenden Mauerschicht zu bieten.

Die Zierlichkeit der Arkadensäulen steht gerade zu dieser noch dumpf wirkenden Mauerhaftigkeit des Blocks in reizvollem Widerspruch.

Aber aus dem Innern des Bauleibs kommt der neuen Regung ein entwicklungshaltiger Zug entgegen. Die Vereinigung von Saal und Gemächern unter gleichem Dach, die Notwendigkeit, Saal und Anbau unmittelbar zu verbinden, hatte zur Einführung des den Gemächern vorgelegten Gangs geführt. Daß er wie improvisiert [ohne Substruktionen] hier auftritt, erweist seine Erstmaligkeit innerhalb der Tradition [1]). Die einem solchen Gang eventuell vorgelegten Arkaden vermochten neue Möglichkeiten zur Durchartikulation des Baukörpers zu ergeben. Vor allem: ein solcher Gang konnte Ansatzpunkt einer Entwicklung werden, die ein „inneres Baugerüst" hineinarbeitet und mittels seiner von innen her den Bauleib artikuliert. (Gipfel solcher Entwicklung: das Treppenhaus des Barock.)

Die Stellung Egers als Mittelglied zwischen den reinen Saalbauten älteren Gepräges (Goslar und Dankwarderode) und den Galeriebauten neueren Gepräges (Gelnhausen, Wartburg usw.) wird deutlich. Ob Gelnhausen den Galeriegedanken durch die Anregung von seiten Egers übernimmt oder im Zusammenhang mit dem neuen Einbruch des (südwestlichen) Palastyps (Wartburg), bleibt unentschieden [2]). Sicherlich hatte die neue Maßnahme in Eger das Innengerüst des Bauleibs aufgelockert und damit zumindest vorbereitet für die (von außen?) an die deutsche Entwicklung herangetretene Galerieidee.

Eger ist also von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gesehen ein ausgesprochenes Übergangsglied in der Kette der romanischen Pfalzbauten. Es entwickelt aus überkommener Tradition heraus — durch neue Situierungs- und Einteilungsbedingungen angeregt — fruchtbare Ansätze zu einem Neuen. Daß dies Neue in der durch Eger gewiesenen Richtung nicht ausreifen konnte, verschuldete der neuerliche Einbruch mediterraneer Ideen (erster unter Karl dem Großen), der zwar den in Eger schon angeschlagenen Galeriegedanken zur monumentalen Ausgestaltung bringt, der aber die in Eger gleichfalls angeschlagene Entwicklung zur allseitigen Blockartikulation zurückdrängt: die folgenden Palasbauten Gelnhausen und Wartburg folgen wieder der alten Einfassadigkeit — und zwar bestärkt durch das Galeriemotiv —, wie sie der spätrömische Kunstkreis (unter anderem) ausgebildet hatte und wie sie dann im germanischen Abendland bald auch die Sakralarchitektur (von Westen her) überrennt (Gotik). Zwar: auch in späteren Palasbauten ringt der in Eger erstmalig auftauchende Gedanke der Außenfassade noch mit der Hoffassade: in Münzen-

[1]) Die von K. Simon (a. a. O. S. 58 bzw. 59) ausgesprochene Möglichkeit von dem Saal vorgelegten Galerien in Goslar und Dankwarderode hat im Baubefund (Winter a. a. O. und Hölscher a. a. O.) keine Grundlage gefunden. K. M. Swoboda (a. a. O.), der für Goslar diese Möglichkeit zuerst ebenfalls annimmt (S. 205), schränkt sie später (S. 222) selbst wieder ein.

[2]) Hier muß zu Karl M. Swobodas (a. a. O. S. 200ff.) These von einer kontinuierlichen Entwicklung des Galeriegedankens innerhalb der deutschen Palasentwicklung — auf Grund einer stetigen Einwirkung des spätrömischen Portikus-Villen-Typs — kurz Stellung genommen werden. Abgesehen von Eger, das keinerlei Anklänge an jenen Typ aufweist, sondern die Gangidee offenbar selbständig aus gegebenen Bedingungen heraus entwickelt, wird man auch für Goslar und Dankwarderode das — wenn auch schwache, so doch noch lebendige — Vorbild des antiken Typus bezweifeln müssen. Beide sind als Reduktionen und heimische Umformungen des karolingischen Aulentyps restlos zu erklären. Dagegen spricht die Schärfe, mit der jenes „Vorbild" in der Wartburg durchscheint, dort für einen plötzlichen neuen Einbruch des latent der ganzen Palastentwicklung sicherlich zugrunde liegenden Typs. Ob dieser Einbruch auf dem Weg über (Süd-)Frankreich erfolgt, — wie Swoboda in feinsinniger Analyse der in Betracht kommenden Einflußsphären behauptet, — oder ob er nicht doch einfach von dem Fondaco dei Turci in Venedig ausgeht, dessen Gestalt so deutlich in der Wartburg aufgenommen erscheint, und dessen im Sinne der spätrömischen Entwicklung „fortgeschrittenere" Formensprache dann einfach gemäß der nordisch-massigeren Weise zurückübersetzt worden wäre, muß hier unerörtert bleiben (vgl. hierzu auch: Voß, Die Wartburg, Jena 1917, S. 14ff.). Sicher gehört Gelnhausen, das Swoboda zu früh datiert, mit der Wartburg bezüglich des zugrundeliegenden Typus' eng zusammen. Wimpfen schließt sich der neuen Richtung an.

berg obwaltet wie in Eger eine Ambivalenz zwischen „Außen“ und „Hof“, in Wimpfen wird die „moderne“ Galeriefassade sogar entschlossen nach außen verlegt. Aber der Endkampf zwischen den Prinzipien kommt nicht mehr zum Austrag. Mit der Imperiumsidee erlischt auch ihr baulicher Ausdruck: die Pfalz.

Wie der Doppelkapellen-Typus, — Ausdruck des theokratischen Systems, wie er im deutschen Kaisertum der Staufer seine höchste Kraft entfaltet hatte [1]), — verfällt auch der Palastypus, verfällt überhaupt die Idee der „Pfalz“, die ihren Sinn nur aus dem großen System geistlich-politischer Weltordnung des hohen Mittelalters gezogen hatte. Durch Jahrhunderte bleibt dann die deutsche Herrscheridee — die auf den „Landkönigsgedanken“ zusammengeschmolzen war, ohne doch diesem Gedanken ein wirkliches „Land“ unterlegen zu können, — ohne baulichen Ausdruck. Sogar das Kaisertum greift bezeichnenderweise auf den alten Typus des Wehrbaus zurück: Karl IV. erbaut sich Burg Karlstein, „um die Reichsinsignien sicher unterzubringen“, die ehedem in Doppelkapellen der Pfalzen verwahrt worden waren. (Die Kaiserburg mit mehreren eingebauten Kapellen, ohne Kaisersaal.) Erst in der Renaissance findet der neue Herrschertypus das entsprechende, im geistigen Ausmaß der zugrunde liegenden Idee stark reduzierte Gebilde im „Stadtschloß“ des „Landesherrn“. Bezeichnend für die Kraftquellen der aufsteigenden „Landesherr-Idee“: der Typus des Stadtschlosses knüpft nicht unmittelbar am selbständigen Pfalzentypus an, sondern prägt den Burgtypus — durch Einbeziehung einzelner Elemente des Pfalzentypus und unter Einwirkungen aus dem Ausland (Frankreich) — zum Schloßtypus um. Die Reduktion der dabei anfangs noch latenten Pfalzidee — Situierung des Festsaals, der Kirche — ist an der Reihe: Albrechtsburg, Hartenfels, Dresden, Berlin, München usw. deutlich abzulesen.

Eine Rückschau auf die deutschen Kaiserpfalzen überblickt ein halbes Jahrtausend gewaltigster Imperiumsträume. Karl der Große hatte seinem Reich in der Pfalzenlinie von Nimwegen über Aachen bis Ingelheim eine repräsentative Mittelachse geschaffen. Die Salier hatten mittels ihrer (Goslar) Pfalz das Ansehen ihres süddeutschen Königtums in die abwehrende Sachsenwelt vorgeschoben. Barbarossa zieht mit Hilfe seiner Pfalzen die Kraftlinien seiner Politik eindrucksvoll nach. Sie alle zusammen gesehen ergeben einen Grundriß der großartigen Tradition, auf dem sich drei verschiedene Ausformungen der expansiven Tendenz überlagern. Die intensive Tendenz dieser Ideenschichten stellt sich im jeweiligen Aufriß dieser Denkmäler dar, deren verschiedene Eigenarten die Charaktere deutscher Herrschergestalten spiegeln.

[1]) Friedrich II. prägt auf seine Münzen: Pontifex-Imperator.





# ANHANG

## I
## ERSTE URKUNDLICHE NENNUNG EGERS

(C.) ⁝ In nomine sanctae et indiuiduae trinitatis. Heinricus diuina fauente clementia rex. ⁝ Notum esse uolumus omnibus Christi fidelibus tam futuris quam presentibus, qualiter nos ob interuentum dilectissimae genitricis nostrę AGNETIS imperatricis auguste cuidam nostro seruienti OTNANT dicto partem cuiusdam siluę infra hos terminos constitutam – uidelicet ubi SWRBAHA fluit in CRVMBANABA et sursum ubi oritur Crumbanaba et ubi oritur SWRBAHA et inde ubi oritur TREWINA et deosum [a]) TREWINA usque in illam viam [b]) quę procedit de Egire [c]) et per eandem uiam usque in SWRBAHA et deorsum SWRBAHA usque in Crumbanaba – in comitatu HEINRICI comitis in pago NORDGOVE et in marchia NAPVRG sitam cum omnibus pertinentiis, id est areis aedificiis terris cultis et incultis agris pratis pascuis campis uenationibus aquis aquarumue decursibus molis molendinis piscationibus exitibus et reditibus uiis et inuiis extirpationibus et cum utraque ripa predictorum fluminum et cum omni debito, quod incolę illius marchię ad NAPVRG de toto predio eiusdem OTNANDI in prefata marchia hactenus soliti erant persoluere, in proprium dedimus atque tradidimus, ea uidelicet ratione, ut predictus OTNANT liberam de hinc potestatem habeat tenendi commutandi exstirpandi uel quicquid sibi inde placuerit faciendi. Et ut haec nostra regalis traditio stabilis et inconuulsa omni permaneat aeuo, hanc cartam inde conscribi manuque propria ut subtus cernitur confirmantes et corroborantes sigilli nostri inpressione iussimus insigniri.

⁝ Signum domni Heinrici quarti regis. ⁝ (M.) (S I.)

⁝ Fridericus cancellarius uice Sigifridi archicancellarii recognoui.

⁝ Data idus februarii anno incarnationis domini MLXI, indictione XIIII, anno autem ordinationis domni HEINRICI quarti regis VII, regni uero quinto. Actum RATISBONE feliciter AMEN.

Original: Staatsarchiv München.

a) sic! Orig. b) über der Zeile nachgetragen. c) deegire, de anscheinend auf der Zeile nachträglich eingefügt.

## II

## URKUNDE LUDWIGS DES BAYERN ÜBER DIE VERPFÄNDUNG EGERS AN BÖHMEN

„Wir Ludwig etc. Tun chunt . . . . . . daz wir vmb den nuczen vnd erbern dienst, den vns vnd dem riche vnser lieber fürste vnd swager, Johans, chunig von Beheim vnd von Polen, getan hat an dem strite bei Müldorf mit vnsern vnd des riches veinden Friderichen vnd Heinrich, brudern, herczogen von Osterreich, da si vnd ir helfer gevangen wurden an sant Michels abend, verseczen im Eger, die stat vnd das lant mit den vesten Hohemberg, Seberg, Kynsperg, mit herschaft, rechten, vogtayen, klostern, burchlehen, iuden, mannschaft, nüczen vnd mit allem dem, das daczu gehort, fur czehen tusent march silbers, drei pfunt haller für ie die march zu reiten, vnd auch für zehen tusent march, die wir im vor dar auf gegeben haben, als er das vnser briefe gehabt hat, dieselbe stat, lant vnd vesten zu haben vnd zu niezzen von im vnd seinen erben an allen abslach, was sie sein geniezen, als lang vnd dacz wir es oder vnser nachhumen an dem Riche von im oder seinen erben vmb die vorgenannten zweienczich tusent march silbers wider losen. Datum Ratisb. ao. dom. 1322, feria II. post Michaelis, regni nostri anno VIII."

(Registratur Ludwigs bl. 74 im k. bair. Reichsarch. — Böhmer, Reg. Ludovici nr. 476, s. 28. Acta imperii selecta, ed. Dicker, nr. 712, s. 49. Emler, Reg. Boh. III. nr. 804, s. 322, 323.)

## III
## NOTARIATSAKT ÜBER DEN LOKALAUGENSCHEIN AUF DER EGERER BURG AM 25. FEBER 1654

„Im Namen der Heyligen vnzertheilten Dreyfaltickheit Amen. Kundt vnd zu wissen sey allen ansehern, Lesern vnd lösendt Hörern dieses gegenwärtigen offnen Instruments, daß, alß man zehlet nach Christi vnsers aynigen Seeligmachers Geburdt Aintausendt Sechss hundert vier vnd funffzigsten Jahr, in der Siebendten Römers Zinsszahl, Indictio genandt, auff den fünf vnd zweinzigisten Monatstag Februarii, vormittag zwischen neun vnd zehen Vhrn, bey Herrschung vnd Regierung deß aller durchleuchtigsten . . . Herrn Ferdinandi, diß Namens des dritten, Erwehlten Römischen Kaysers, zu allen Zeiten . . . Mittwochs, zu Eger in der Statt, In Weylandt deß Hoch vnd Wollgebohrnen Herrn Wilhelmens, Freyherrn von Metternich Winneberg . . . Nachgelassener Erben behausung, auf dem Markht gelegen (neben dem Rathaus, heute „Schillerhaus“ Nr. 2), in der vndern Stuben, dauon die Fenster in den hoff hineingehen, hatt der woll Edl vnd Gestrenge herr Daniel Cammerer von Meintz, Freyherrlicher Metternichischer Haubtmann der Herrschafft Königswarth, im Namen des auch Hoch- vnd Wollgebohrnen Herrn Philipps Emerichs, Freyherrn von Metternich, Winneberg vnd Beilstein, Herrn zu Berburg vnd Königswarth, der Röm. kays. May. bestelter Obristn zu Pferdt vnd königl. Burggraffens zu Eger, mir zu Ende benandten offnen Notario Persönlich vo- vnd angebracht, daß demnach die Königliche Burg alhie in Eger dem augenschein nach maistens vner der Zeit der Statt Belegerung Ao. 1647 von feindlichen Canonirn, sonderlich am Tachwerckh, dann seithero durch das gewitter an den Gebewden dermaßen ruiniret worden, daß dahero die Zimmer ie lenger ie mehr schadhafft werden müssen, Mich dahero bittlichen Ersucht, Ich wolte mich neben Ihme in bedeutte Königliche Burg begeben, den Augenschein nemen vnd seinem Gnedigen herrn als königlichen Burggraffen die beschaffenheit vmbstendiglich in Schrifften hinder bringen.

Wie nun das begehren ganz billich vnd Erheblich: Also habe solchem nach mit gedachtem Herrn haubtmann von Maintz Ich mich mit zueziehung der Erbahrn Maister Hannsen Neubaldt, Zimmermanns, dann Jobsten Jacob, Maurers, als geschwornen Statt- vnd Bawmeister, neben Johann Melchior Graul, Roßbereitter in Eger, in besagte Königliche Burg begeben vnd, weilln der Kayserl. Zeugwarter zu den vndern Zimmern, darin die munition bewährlich auffgehalten wirdt, die Schließel bey Sich gehabt, vnd auff ansprechen noch nicht dohin kommen war, Seindt wir über die erste Stiegen hinauff vnd Erstlichen in Eine Kammer, negst bey der Stiegen so über der Kuchel gebawet, folgendts widerumb hinauß vnd die andere Stiegen hinauff vnder das Tach gangen, selbiges besichtiget vnd sehr zerbrochen befunden, derwegen auch die Mauerbänckh, die bretter vnd darunder gelegene Zimmer Schaden leyden vnd faulen müssen. Von diesem Poden

seindt wir widerumben hinab in das fürhaus kommen, alda daß fuetter auß der Wandt Etwan von Schwedischen Soldaten eingeschlagen befunden, welche vnder dem Rauchfang, ober der großen Kuchel waß Verborgenes zu finden vermainet. Von dae seindt wir in die Stuben vnd Cammer kommen, in welchen bayden die Überdeckh, so mit Kalch beworffen gewesen, an drey vnderschiedlichen orthen von dem Regenwasser, das von dem zerbrochenen Dach darauff felt, schadhafft vnd Eingefahlen. Gegen diser Stuben über ist eine Cammer, darbey weder Thier noch Fenster vorhanden.

Von dae seindt wir Etliche wenig Staffel auffwarts gestigen, gleicherweiß zu der linckhen hand Eine Camer ohne Thier vnd Fenster, vnd zu der rechten Handt ein Sauberes liechtes Stüebel ohne der Fenster vnd offen gefunden.

Ferners seindt wir in Ein gar große, lange vnd so braitte Stuben (den Saal, von dem heute noch die Umfassungsmauern mit den schönen Fenstern erhalten sind), alß das völlige gebäude braitt ist, kommen, Etwan vor Zeitten, alß die hoffhaltung darin gehalten worden, die Ritterstuben gewesen (diese war also nicht abgeteilt) alda auf der Seitten gegen dem Burg Platz die Fenster sehr bußwürdig vnd die Scheiben ausgebrochen sein, auff der ander seitten gegen dem Spittelberg aber, seindt die Fenster mit brettern verschlagen.

Aus dieser Stuben seindt wir widerumben in ein so große Stuben (den darüber liegenden Saal) alß die jetzt Ermeldte gewesen, kommen, welche an Fenstern Eben den mangel hatt, alß die vorige. Oben aber an der Deckh, oberhalb des offens, ist ein stuckh Eingangen, so dem bericht nach Ein Schwedischer Soldat, der bey dem auffgeschitteten Prouiandtgetraidt zu thun gehabt, durchgefallen sein soll. Weitter gehet man auß diser Stuben in zwo andere Stüben, welche allein die wandt Schaidet, deren Jede seine besondere Cammer hatt. Seindt aber alle die Thüer vnd Fenster, wie auch in der Stuben zur rechten Handt, gegen die Kirchen, ist der Offen gantz abgetragen. (An dieser Stelle fehlen offenbar einige Worte.) Folgendts seindt wir auff dem Poden vnd vnders Tach gestigen, allwo theilß gespöre am Tach mit Stuckhen (Kugeln) zerschoßen vnd zerlästert worden, theilß aber seindt (sie) vermodert, maßen auch die Mauerbänkh von der Nässe verfaulet, welcher Schaden so dem gantzen darunder gelegenen gebäwde entstehet, kombt allein (daher), weill daß Tach allenthalben durchlechert vnd großer besserung vonnötten hatt, vnd daß der Regen bey den Fenstern in die Zimmer felt.

Weill nun die obere Zimmer von außen herumb mit holtz gerist gefuttert vnd mit Ziegelsteinen außgeflochten, seindt theilß baum an der Simbse oder gestelle abgefault, also daß vonnötten, Newe baum Einzutziehen.

Souil die vndern Zimmer zu Ebner Erden anbelangt, darinnen, wie gehört, die Munition vnd Schantzzeug verwahrlich auffgehalten wirdt, derwegen auch die meisten Fenster vermauert worden sind, ist außer der wenigen noch offen habenden Fenstern nichts besonders zuzurichten vonnötten, außer daß der gang auß der Stuben gegen dem großen Saal oberhalb der Stahlung mit bretter belegung außzubessern (ist.)

Entlich seindt wir in die Schloßkirchen gelassen worden, ada in der vndern Capell das bley vnd Etwas von Schantzeug: In der Obern aber Zindstrickh vnd Etliche Tonnen Puluers befindlich; darinnen ist daß Gewelb sehr zerschrickht vnd gekloben, Welcher Schadn theilß vom Regen, weill daß Tach zimblich Bußwürdig, theilß dahero vermuttet wirdt, weill die Kirchen Etwaß

tieff gelegen vnd der außlauff des Tachtrapffs vnd Regenwassers verfallen, dahero solches in die Erde sinckhen müssen, wäre also der grundt Erwächt worden, daß Er sich gesetzet, dauon auch die Kirchen Mauer Einen großen Ritz bekhommen.

Nachdem nun Ich Marcus Marckouitsch, Jur. et. Phil. Magister, auß Bäbstl. Heyl. vnd Nays. Mays. May. Macht vnd Gewaldt Notarius publicus & Judex authenticus juratus, derzeit Vice Stattschreiber der Statt Eger, den begehrten Augenschein mit obbemeldten Persohnen Eingenommen vnd sovill befunden, daß Solchem vnd noch mehrern besorglichen Schäden nicht anders, dann mit reparierung vnd außbeßerung des Taches vnd gebewde vorzukhomben seye, darzue aber ein zimbliches Stuckh geldeß vonnötten sein möchte,

Alß habe ich darauff diß offne Instrument in diese Form gestellet, mit aigner Handt Tauff- vnd Zuenamen vnderschrieben, mit meinen Notariatzaichen gezaichnet vnd neben obbemeldten beyständere Fertigung mein gewehnliches Petschafft hie zu Ende für- vnd auffgedruckht, alle obgemeldten dingen sonderlich requirirt vnd Ersucht. Actum loco, die, mense et anno praedictis.

Hans Neubaldt, Zimmermann (.S.)

Jobst Jacob Maurer

(L. S.)

Johann Melchior Greuell. Salmeister. (L. S.)

Notariatsignett (L. S.) M. Marcus Markhouitsch von vnd zu weixlberg, apost. imp. auth. Not. publ. Vice Stattschreiber hieselbsten m. p.

Orginal: Stadtarchiv Eger, Fasz. 495

## IV

## BERICHT DES RAIT-DIENERS MATHEUS WAGNER AN DIE BÖHMISCHE KAMMER ÜBER DEN LOKALAUGENSCHEIN AUF DER BURG EGER AM 17. AUGUST 1694

„Nachdeme nun solchergestaldt sich mehrere Nachrichten der Lehenapertinentien nicht hervorgethan, bin ich mit den angeordneten fortifications-Bawleuthen zur Besichtigung der Burg, welche anjetzo ein Zeughaus /: worwieder sich Herr Graff von Metternich, vrsachen: in derselben vndt sonst nirgendt anderst die Justiz administriret werden solle, hierzu aber einiges örthel wegen des alda haltenden Pulfvers nit verstattet werden will, sehr beschwäret: / wie in dem beygehenden abriss sub signo ♂) vermerckter zu ersehen, gebrauchet wirdt, zu welchem Ende dan mir selbige nit vom Burgverweser, sondern dem dasigen Zeugwarth eröffnet worden, geschritten, alda befunden, dass der sub ☉ niedere angebaute Theil gegen dem Fluss Eger von grundt auss vnd sambt dem Tach wandlbahr ist. an der folgenden Continuation der Burg seindt zwar beederseiths Haubtmauern biss an das Bindtwerg noch also beschaffen, daß man anstatt desselben /: welches schon längst, wär es nit mit vielen eissernen schlüssen an die Thrämb angehefftet worden, von der Mauer gewichen vnd sambt den dach, so mit zügl gedeckt, hoch vnd schwähr ist, über den Hauffen gefallen whre: / die Mauer biss vnter das Tach auffzuführen continuiren könte, Jedoch müsse die äusserste Zwergmawer, welche sehr gerützet vnd sich hinausgesetzt hat, mit zwey starcken Pfeilern von grundt auss geholffen werden. Weilen aber das gantze gebew biss an das Bindtwerckh nur eine eintzige mittlere Zwerg Mauer hat, die auch zum theil wandlbahr, so ist der Bawleuthe meinung, dass in den vntersten theil, nemblich wo die stallungen, welcher sehr breitt ist, in der mitter Sailen vnd darauf ein starckes gewölb vmb auf selbiges die Inwendige, biss ans Tach benötigte, auch nur etwa halbe Zigl-Mauer anstatt der jetzigen von Hollz führen zu können, geschlossen werden solte.

Wann nun auch, wie vnderst an den abryss sub signo ✝ zu sehen, eine Capellen mit doppelten gewölb auffeinander, so etwa 5 Eln vom Burggeben stehet, alda befindtlich, an welcher sowohl auff beyden seitten von obenher unter die mawern etwas zerspalten, alsos auch inwendig das Gewölb, welches auff gar feinen 4 stainern Sailen stehet, vrsachen: dass Tach ganz bawfällig, vnd darumb der Regen schaden zugefüeget hat, sehr wandlbahr ist, so auch zu repariren sehr vonnöthen wehre. So würde sich Ihres Erachtens die reparirung solcher gestalt gegen 3000 fl. belauffen.

Ich finde aber nach genauer Vberschlagung, daß es wohl noch soviel zu gestehen käme, währe dahero des Vnmassgeblichen Erachtens, wan ja ein vnd anders repariret werden wolte, daß anstatt des Bindwergks die alte Mawer nur etwa eine Ehle hoch erhöchert vnd auss der vorderen Zweyen nur ein gaaden dagegen den wasser hinauss gleichwohl, weilen die Burg aldorth, wie der abriss No. 1

giebt, tüeffer stehet, zwey blieben, gemachet würde, welchem nach des vorgeschlagene gewölben vnterlassen vndt Viel Vnkhosten gesparet, auch das Tach, welches anjetzo so schwähr und hoch abgekürtzet vndt die alten gespör Baumb gleichwohlen wieder gebrauchet werden könnten.

Es ist zwar auch der Herr Baron von Czeyka alss Commendant zu Eger der meinung, weilen dick hoch wohlbenannter Herr Graff von Metternich zur bequemen administrirung der Justiz zum ofteren vmb evacuirung der Kayserl. amunition, besonders des Pulfers, so in der benenten Cappeln lieget, bey Hoff beklagent einkomben, daß nebst der Burg, indeme zu transportirung gedachter amunition kein orth in der Stadt vorhanden, eben in diessem Platz ein Zeughaus erbavet werden solte. Sintemahlen aber zur reparirung der Burg kein mittl, ausser was Herr Graff von Metternich wegen des von Trauttenberg, so annoch vngewiss, an die Hand giebet, sich heruorgethan.

Also thure Ew. Excellenz und Gnaden, zumahlen solang die Kais. amunition beforderst das Pulfer in der burg liget, zu keiner reparirung geschritten werden kan, solches, gleich mehr anders, hocherleuchtigsten erwegen Gehorsambst anheimbstellen vnd in dero beharrliche hohe Gnaden mit untertheniglichen Gehorsambst empfehlen

Euer hochgräfflichen Excellenz und Gnaden
vntertheniglicher Gehorsamber
Matheus Wagner.

Abschrift: Stadtarchiv Eger, Fasz. 505

# NAMEN UND SACHREGISTER

Zum ersten Teil (S. 1—20) vergleiche das ausführlichere Register in des Verf. „Geschichte von Burg und Pfalz Eger", München 1934.

Alle kursiv gedruckten Schlagworte beziehen sich auf Eger.

Für Anfertigung des Registers danke ich Herrn stud. phil. L. Ettlinger, für Hilfe beim Korrekturenlesen Herrn stud. phil. F. K. Danneel.

# WICHTIGSTE LITERATUR ÜBER EGER


Clemen, Paul. Die Kaiserpfalzen im „Zweiten Bericht über die Denkmäler Deutscher Kunst". Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin 1913.

Doeberl, Michael. Entwicklungsgeschichte Bayerns. München, R. Oldenbourg, 1916 (3. Aufl.).

Doeberl, Michael. Regesten und Urkunden zur Geschichte der Dipoldinger Markgrafen auf dem Nordgau. München 1893.

Doeberl, Michael. Die Markgrafschaft und die Markgrafen auf dem bayrischen Nordgau. München, Programm d. Ludwigs-Gymnasiums, 1894.

Drivok, P. Ältere Geschichte der deutschen Reichsstadt Eger und des Reichsgebiets Egerland. Leipzig, Moritz Schäfer, 1875.

Gradl, Heinrich. Das Egerland. Heimatkunde des Ober-Eger-Gebietes. Eger, A. E. Witz, 1886.

Gradl, Heinrich. Untersuchungen zur deutschen und böhmischen Geschichte. Prag, Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, XXII S. 131 (1884).

Gradl, Heinrich. Zur ältesten Geschichte der regio Egere. Prag, Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen, XXIV S. 1 und 205 (1886).

Gradl, Heinrich. Die Minderung des Egerlandes. Bayreuth, Archiv f. Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken XV, Heft 3, 1883.

Gradl, Heinrich. Geschichte des Egerlandes (bis 1437). Prag, H. Dominicus, 1893.

Gradl, Heinrich. Die Privilegien der Stadt Eger. Eger 1879.

Gradl, Heinrich. Monumenta Egrana. Denkmäler des Egerlandes als Quellen für dessen Geschichte. Eger, A. E. Witz, 1886.

Gradl, Heinrich. Die Chroniken der Stadt Eger. Prag 1884.

Grassold, Anton. Beschreibung der alten Burg zu Eger. Eger, J. Kobertsch & Gschihay, 1831.

Grueber, Bernhard. Der schwarze Turm auf der Kaiserburg zu Eger. Prag, Mitteilungen d. Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, I. 3 (1863).

Grueber, Bernhard. Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale. Prag und Leipzig 1864.

Grüner, Jos. Sebastian. Beiträge zur Geschichte der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebiets. Prag, J. G. Calve, 1843.

Heber, A. Böhmische Burgen usw. 4. Bd. S. 61 ff. Prag 1846.

Jonas, J. E. Bericht über die Ausgrabungen auf der Kaiserburg zu Eger im Jahre 1911. Wien, Kunstgeschichtl. Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission für Denkmalpflege, Bd. XVI. 1912.

Kutschera, Adolf. Die Hohenstaufen und das Egerland. Elbogen, Programm d. Staatsrealschule, 1910.

Kürschner, Franz. Eger und Böhmen. Die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwicklung. Wien 1870.

Muggenthaler, Hans. Kolonisatorische und wirtschaftliche Tätigkeit eines deutschen Zisterzienserklosters im XII. u. XIII. Jahrhundert. München, Hugo Schmidt, 1924.

Piper, Otto. Österreichische Burgen. II. Wien 1903.

Prökl, Vinzenz. Eger und das Egerland. Falkenau 1877 (2. Aufl.).

Schürer, Oskar. Romanische Doppelkapellen. Marburg a. L., Marburg Jahrbuch f. Kunstwissenschaft, 1929. Als Buch: Marburg 1929.

Schürer, Oskar. Die Doppelkapelle der Kaiserpfalz Eger. Eger und Kassel, 1929.

Schürer, Oskar. Geschichte von Burg und Pfalz Eger. München, Ernst Reinhardt, 1934.

Siegl, Karl. Eger und das Egerland im Wandel der Zeiten. Eger, J. Kobertsch & Gschihay, 1931.

Siegl, Karl. Das Egerland zur Zeit seiner Verpfändung. Eger, Verlag „Unser Egerland", 1922.

Siegl, Karl. Geschichte der Egerer Burgpflege. Prag, Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen i. Böhmen, L 546 (1912).

Siegl, Karl. Die Ausgrabungen auf der Kaiserburg in Eger. Prag, Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen, L 358 (1912).

Siegl, Karl. Denkschrift aus Anlaß der Wiederkehr des dreihundertsten Todestages Wallensteins. Eger, Ernst Gschihay, 1934.

Simon, Karl. Studien zum romanischen Wohnbau in Deutschland. Straßburg 1902.

Swoboda, K. M. Römische und romanische Paläste. Wien 1919.

Wanie, Paul. Der Stadt Eger geschichtlicher Entwicklungsgang bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts. Prag, Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen, LI 183 u. 300 (1913).

Wanie, Paul. Die staatsrechtliche Stellung Egers bis zur endgültigen Verpfändung an Böhmen (1322). Eger, Jahresbericht d. Staatsgymnasiums, 1913.

Wanie, Paul. Die staatsrechtliche Stellung Egers seit der endgültigen Verpfändung an Böhmen bis zur Erwerbung des Königreichs durch die Habsburger (1526). Teplitz/Schönau, Jahresbericht d. Staatsobergymnasiums 1914.

Werhold, A. Zur wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Entwicklung des Egerlandes. Prag, Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen i. Böhmen, XXXVI 328 u. 412 und XXXVII 54 (1898 u. 1899).

Wild, Erich. Das Vogtland und das Egerland in ihren historischen Beziehungen bis ins 16. Jahrhundert. Neues Archiv f. sächsische Geschichte u. Altertumskunde, Band 47 S. 177.

Winterling, Richard. Die Reichspfandschaft Eger. Asch 1925.

# VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

## a) IM TEXT



## b) AUF TAFELN

### NACH FOTOS (BZW. DRUCKEN)

Tafel 28. Doppelkapelle: Unterraum (Bauornamentik und ihre Entsprechungen im Elsaß):
a, b) südöstlicher Pfeiler,
c, d) nordöstlicher Pfeiler,
e, f) Odilienberg: Kreuzkapelle. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 29. Doppelkapelle: Bauornamentik. Unterraum: a) südwestlicher Pfeiler; b) nordwestlicher Pfeiler; c) nordlicher Chordienst. Oberraum: d) nordöstlicher Chordienst; e) nordwestlicher Chordienst; f) Nordwand, 2. Dienst von Westen. Entsprechungen im Elsaß: g) St. Johann; h) Lauterbach. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 30. Doppelkapelle: Oberraum. Kapitell an der südwestlichen Mittelsäule. a) Nordseite, b) Südostseite. Entsprechungen im Elsaß: c) Kaysersberg, d) Schlettstadt, e) Rosheim. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 32. Doppelkapelle, Oberraum: a, b) Kapitell und Basis der nordöstlichen Mittelsäule. Entsprechungen im Elsaß: c, d) Schlettstadt, Kapitellzone am Türgewände. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 33. Doppelkapelle: Oberraum: a) südöstl. Eckdienst,
b) Nordwand, 2. Dienst von Ost,
c) nordöstl. Eckdienst,
d) nordwestl. Eckdienst,
e) Wanddienst nördlich vom Portal. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 34. Doppelkapelle: Oberraum: a, b) Kapitellzone am Chorpfeiler,
c) Sockelzone am Chorpfeiler,
d) Wandpfeiler im Treppengemach. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 35. Doppelkapelle: Oberraum: a) Kapitell der Arkadensäule,
b) Kapitell am Wanddienst des Chorbogens,
c) Kopfkonsole im Nordwesteck.
Entsprechungen am Oberrhein d) Zürich, Kapitell im Kreuzgang,
e) Basel, Kapitell einer Emporensäule,
f, g, h) St. Johann, Zürich, Rosheim. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 31. Doppelkapelle: Oberraum. Kapitelle und Basen a, b) der nordwestlichen, c, d) der südöstlichen Mittelsäule. Sämtliche Fotos: Marburg.

Tafel 36. Dekanatskirche St. Nikolaus und St. Elisabeth. Ostpartie: a) von Osten. Foto: Marburg.
b) von Südosten. Foto: Marburg.

Tafel 37. Eger. a) St. Nikolaus: Westportal. Foto: K. Kreuzinger, Eger.
b) St. Nikolaus: Westportal, linkes Gewände. Foto: K. Kreuzinger, Eger.
c) Entsprechung im Elsaß: Alspach. Foto: Marburg.

Tafel 38. Ausgrabungen 1932: a) Fundamente des Rundturms. Foto: Städt. Bauamt Eger.
b) Fundamente des „Kuchelhauses". Foto: K. Kreuzinger, Eger.
c) Kuchelhaus- und Rundturm-Fundamente (im Hintergrund Palas, links, und Kapelle, rechts). Foto: K. Kreuzinger, Eger.

Tafel 39. Ausgrabungen 1. 3. 4. 5.: des nördlichen Rundbaus (vgl. die Planaufnahmen im Text, Abb. 9. Numerierung wie dort). Fotos: Städt. Bauamt Eger.
2. und 6.: Des Nordsüdmauerzugs. Fotos: Staatl. Arch. Institut, Prag.

Tafel 40. Ausgrabungen 1933 (vgl. die Planaufnahmen im Text, Abb. 9. Numerierung wie dort). Fotos: Städt. Bauamt Eger.

## NACH ZEICHNUNGEN

Tafel 41/42. Lageplan der Kaiserpfalz zu Eger (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 43. „Schwarzer Turm." Aufriß, Grundrisse, Schnitt (stud. arch. A. Kaliwoda).

Tafel 44/45. Palas der Egerpfalz: Aufriß (innen) und Grundriß (stud. arch. A. Kaliwoda).

Tafel 46/47. Palas der Egerpfalz: Aufrisse der Süd-, Ost- und Westmauer (stud. arch. A. Kaliwoda).

Tafel 48/49. Palas der Egerpfalz: Kämpfer, Kapitelle und Basen der Arkadensäulen, Nord- und Ostmauer (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 50. Doppelkapelle der Egerpfalz: Aufrisse der Außenwände (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 51/52. Doppelkapelle der Egerpfalz: Schnitte (längs und quer), Grundrisse (unten und oben), Schnitte (Nordostteil) (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 53. Doppelkapelle der Egerpfalz: Oberraum, Arkaden- und südöstl. Mittelsäule, Unterraum: nordwestl. Mittelsäule (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 54/55. Chorbogensystem der Doppelkapelle und Westportal der Nikolauskirche zu Eger (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 56. Nikolauskirche zu Eger: heutiger Grundriß und Rekonstruktionsversuch des ursprünglichen Bestands (unter Zugrundelegung der Grueberschen Rekonstruktion [a. a. O.], nach Angaben des Verfassers gez. von stud. arch. W. Brosche).

Tafel 57. Nikolauskirche zu Eger: Ansicht des romanischen Teils und Südturm: Südansicht (stud. arch. A. Kaliwoda).

Tafel 58. Nikolauskirche zu Eger: Details an den Türmen (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 59. Kaiserburg: Mühlturm. Schnitt, Grundrisse, Aufriß (stud. arch. W. Brosche).

Tafel 60. Kaiserburg: Lageplan der Kasematten (stud. arch. A. Kaliwoda).

Die Skizze für die Titelvignette: Siegel Friedrichs I. Barbarossa zeichnete (nach Vorlage in: O. Posse, Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige von 751—1806 Tafel 20) Otto Fischer-Lamberg (Halle/Saale).

Die Schlußvignette „Adlerkapitell" (S. 116) zeichnete nach einem Kapitell in der mittleren Palasarkade Ing. W. Brosche, Prag.

Vom Verfasser sind über Deutsche Kunst erschienen:

DIE BAUGESCHICHTE DER KLOSTERKIRCHE ZU HAINA
Marburg 1926

ROMANISCHE DOPPELKAPELLEN
Marburg 1929

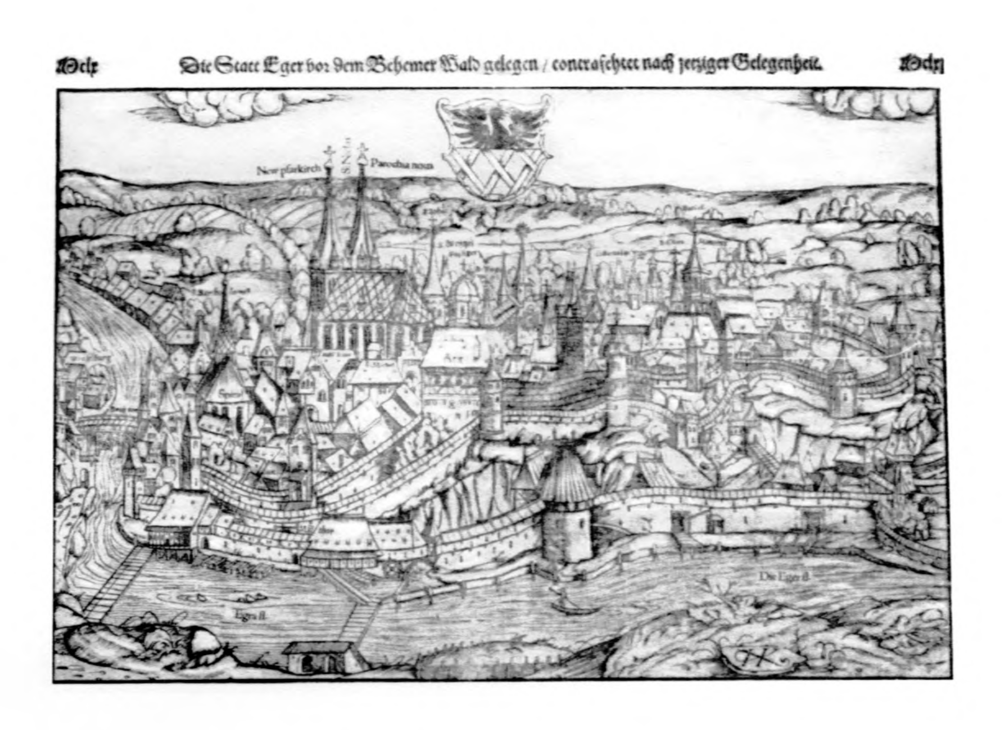
PRAG * KULTUR, KUNST, GESCHICHTE
2. Auflage. Wien 1934

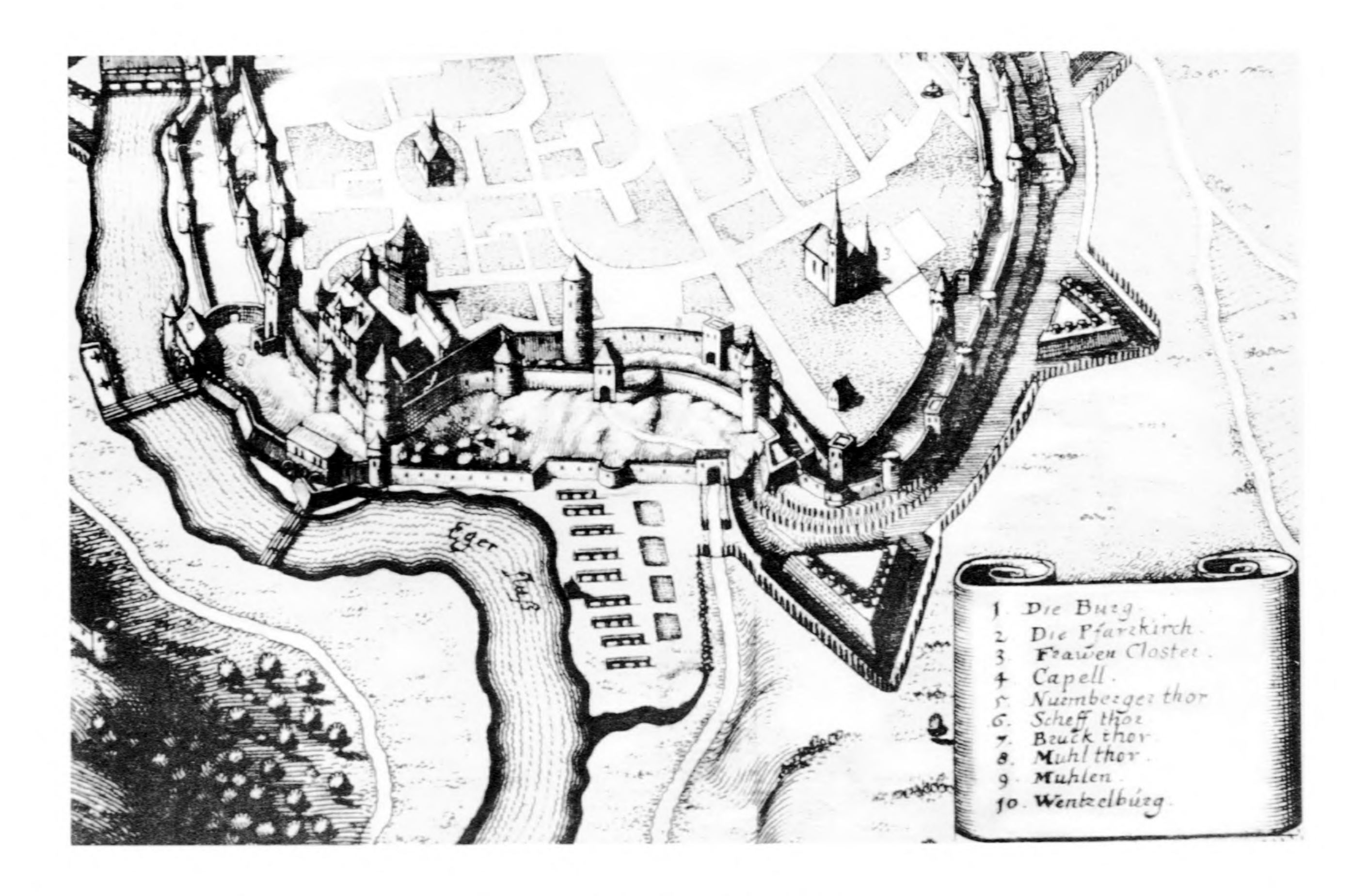
GESCHICHTE VON BURG UND PFALZ EGER
München 1934 (Schriften der Deutschen Akademie)

AUGSBURG
Burg bei Magdeburg 1934



BURG (PFALZ) UND STADT EGER (Ende 16. Jahrhundert)

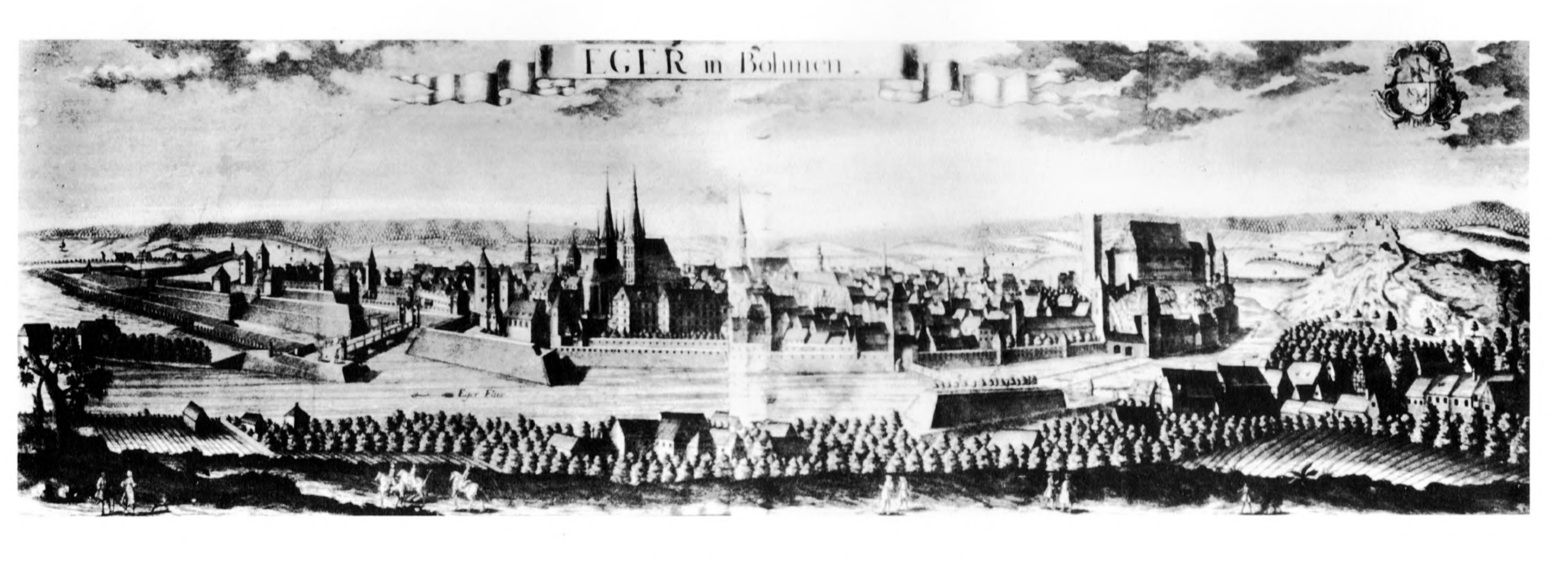


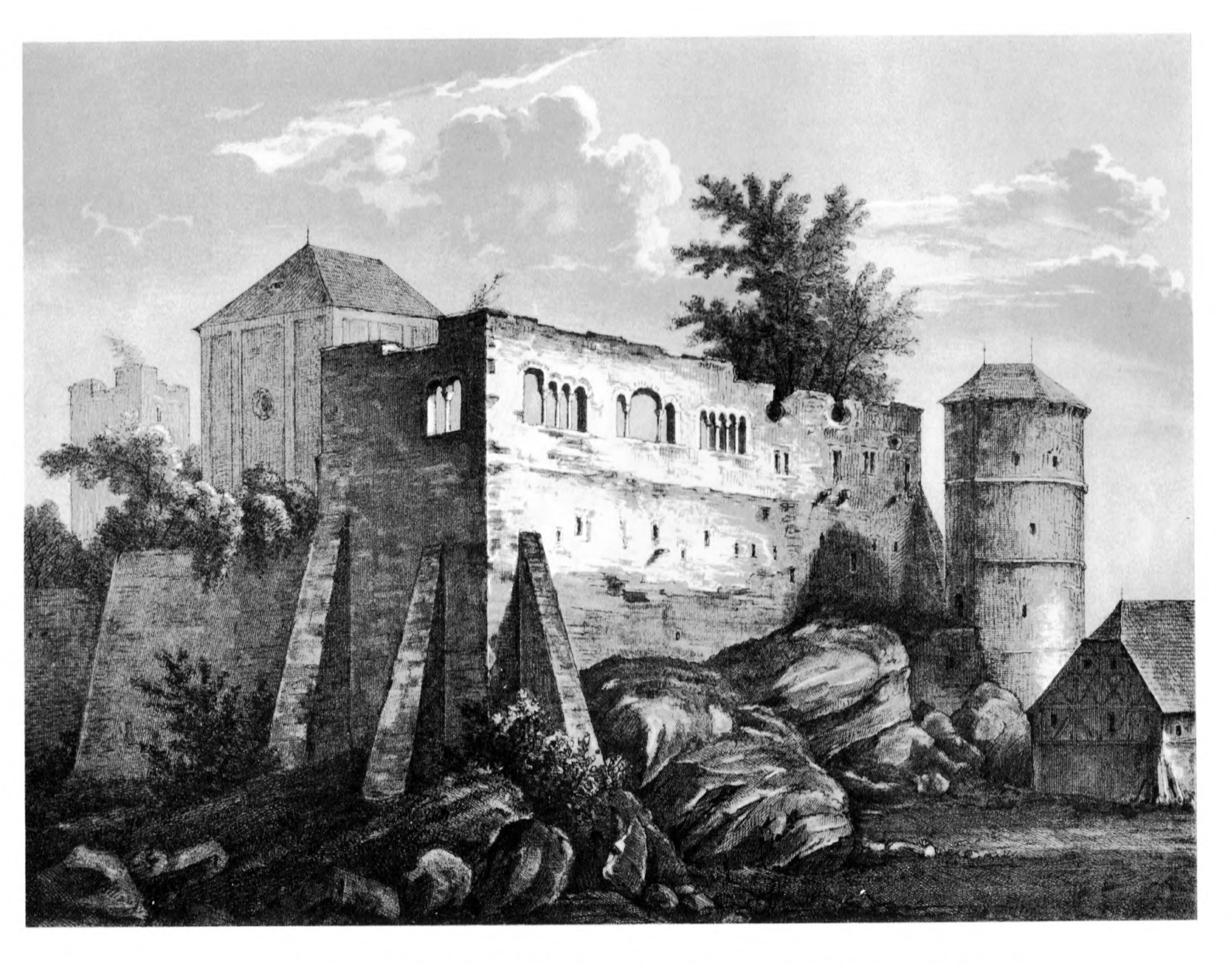

BURG (PFALZ) UND STADT EGER

Oben: Aus Sebastian Münsters Weltchronik, herausgegeben 1546

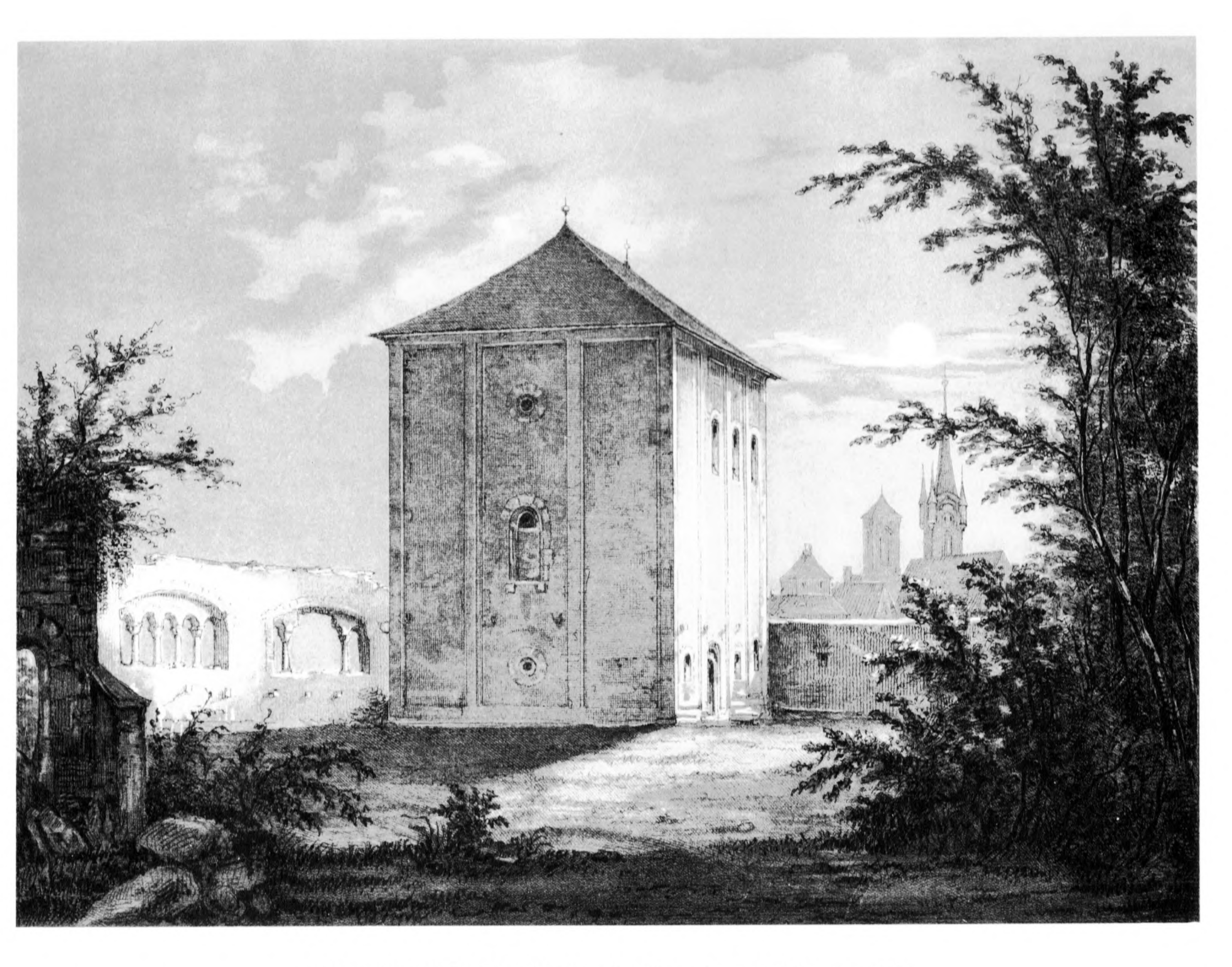
Unten: Merian d. Ä. ca. 1650



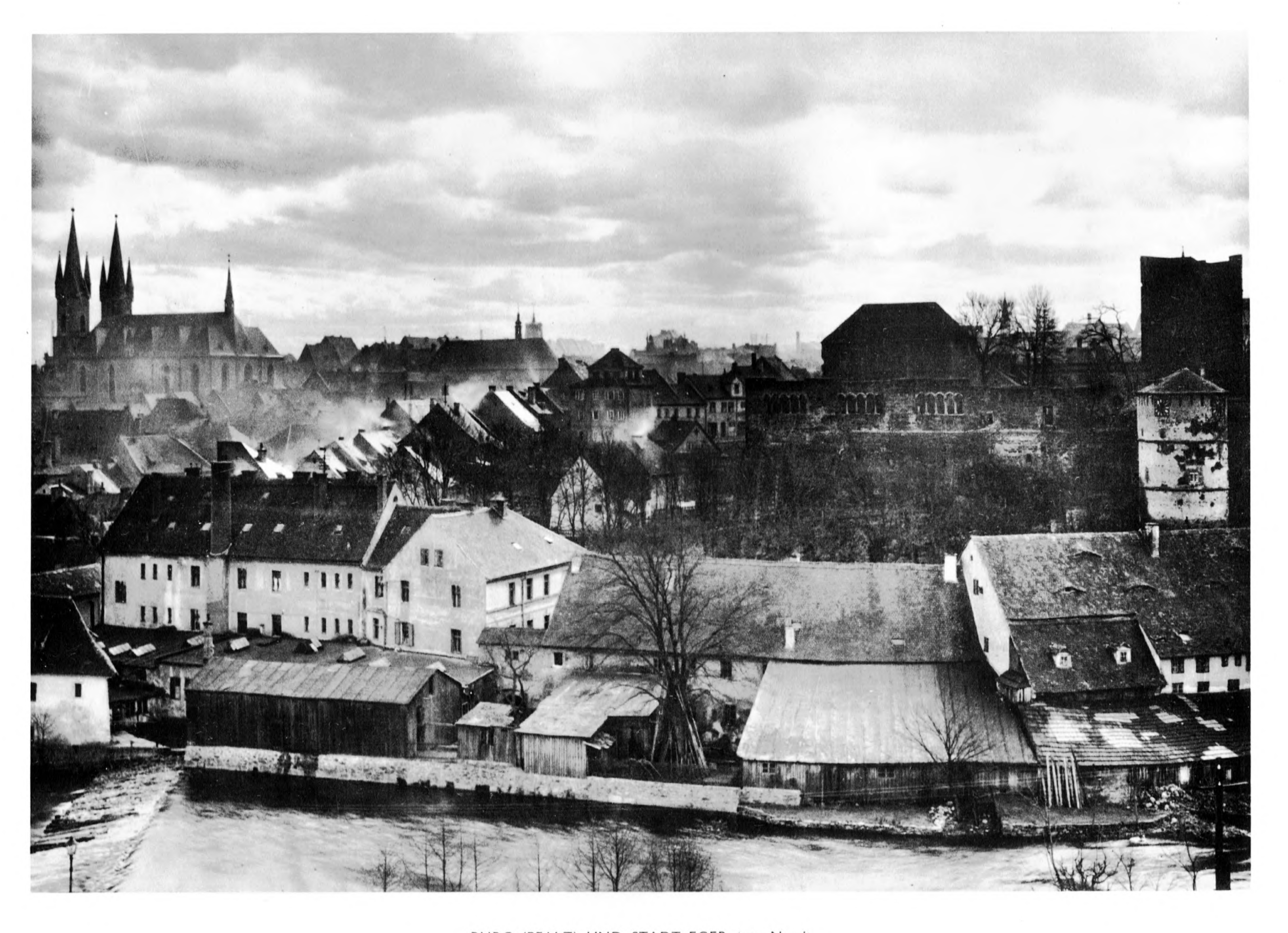

BURG (PFALZ) UND STADT EGER, 1750



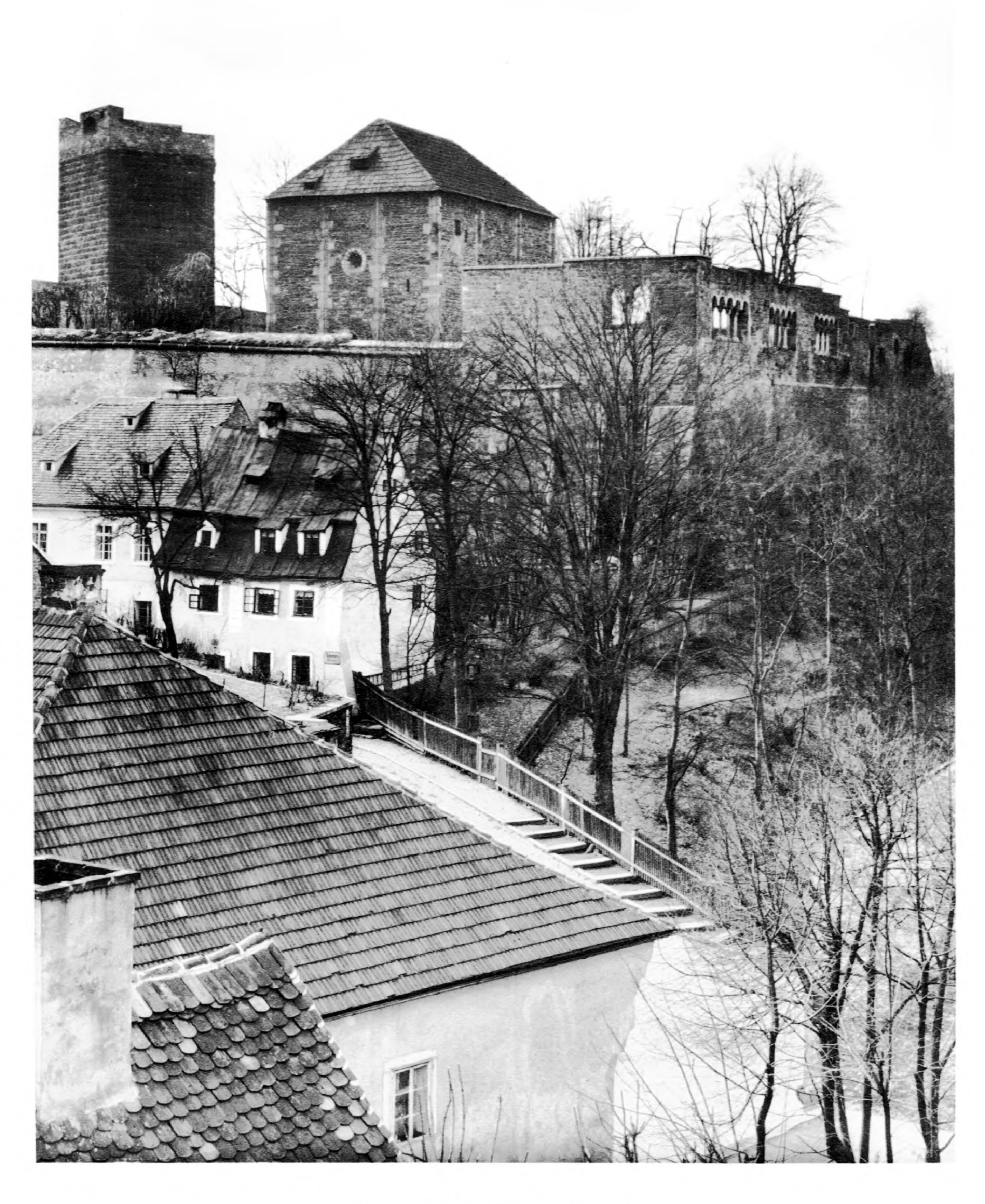
„NÖRDLICHE ANSICHT DER BURG ZU EGER" (nach Lithographie von B. Grueber 1864)



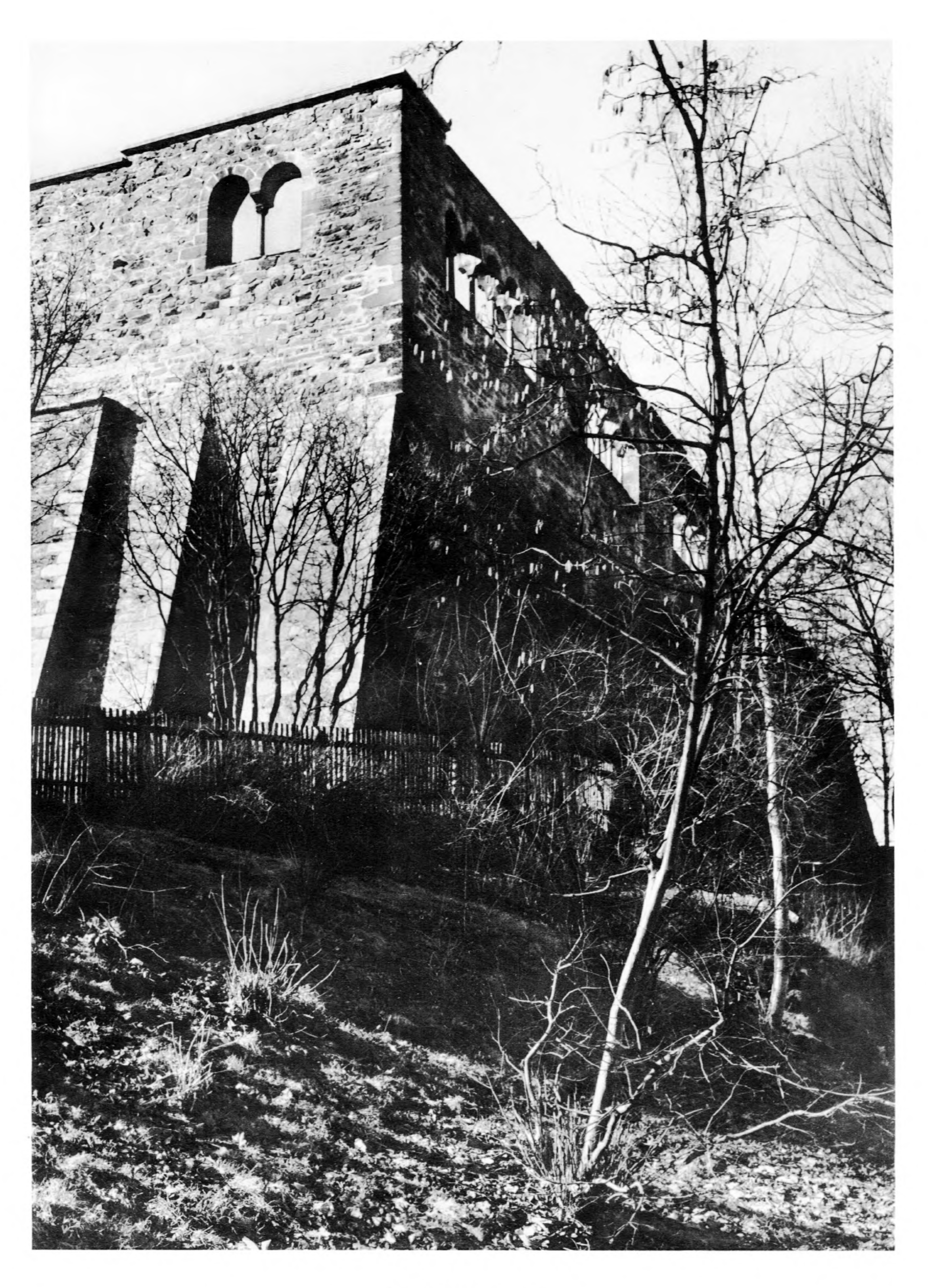
„DER SCHLOSSHOF ZU EGER" (nach Lithographie von B. Grueber 1864)



BURG (PFALZ) UND STADT EGER (von Nord)
Links: St. Nikolaus, rechts: Pfalz



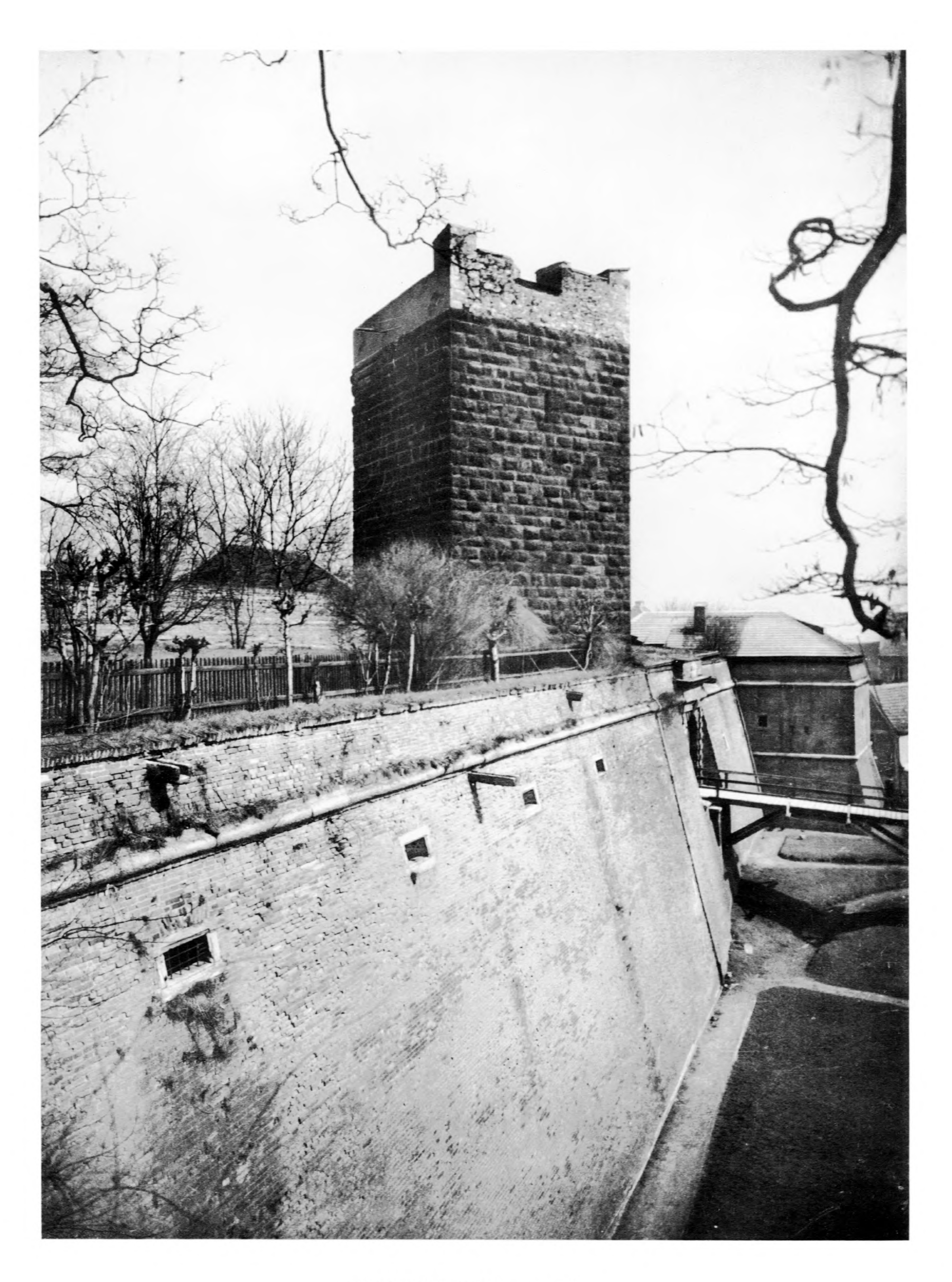
DIE PFALZBAUTEN (von Nordost)



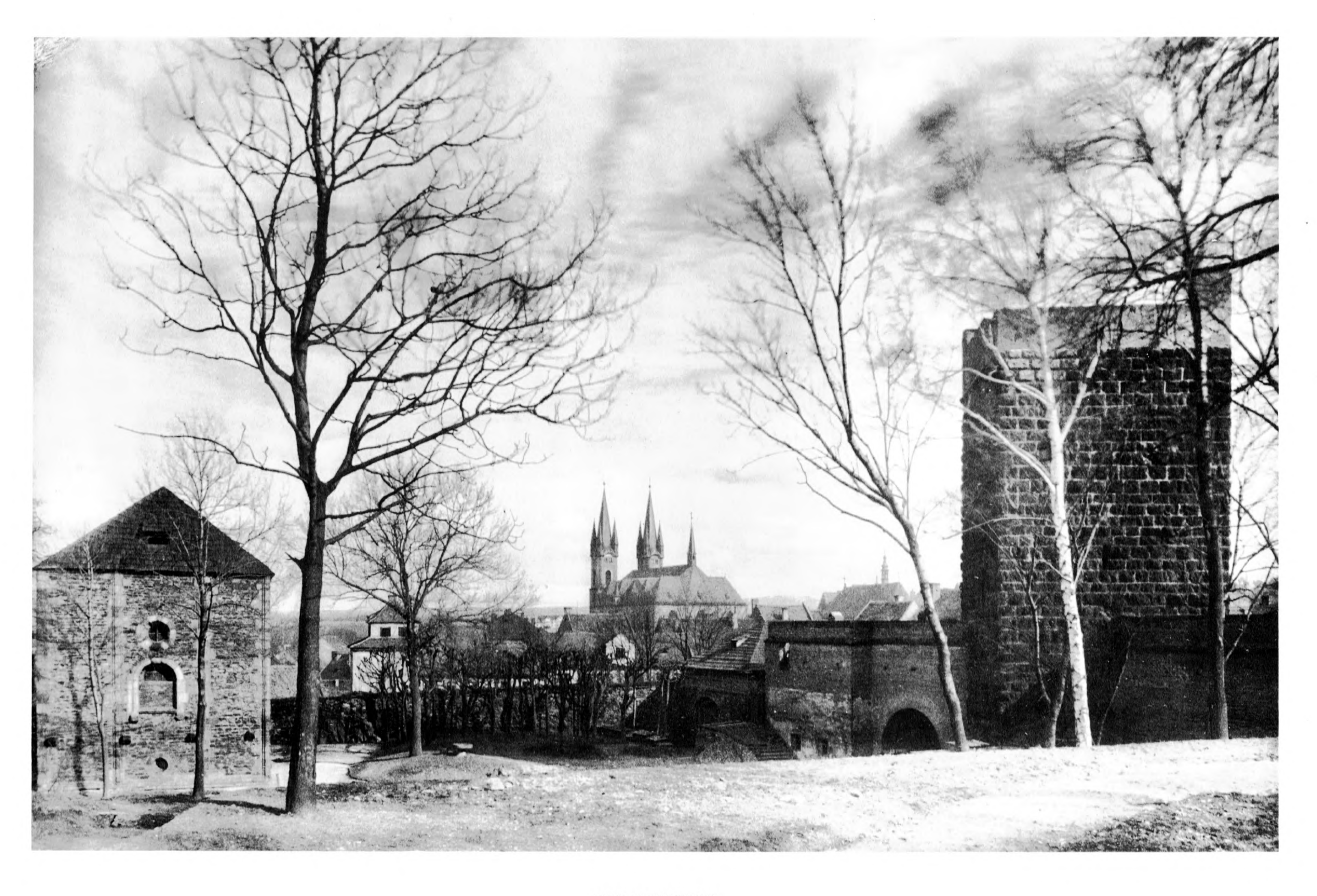
PALAS (von Nordost)



„MÜHLTURM“ UND PALAS (von Nordwest)



„SCHWARZER TURM" (von Südwest)

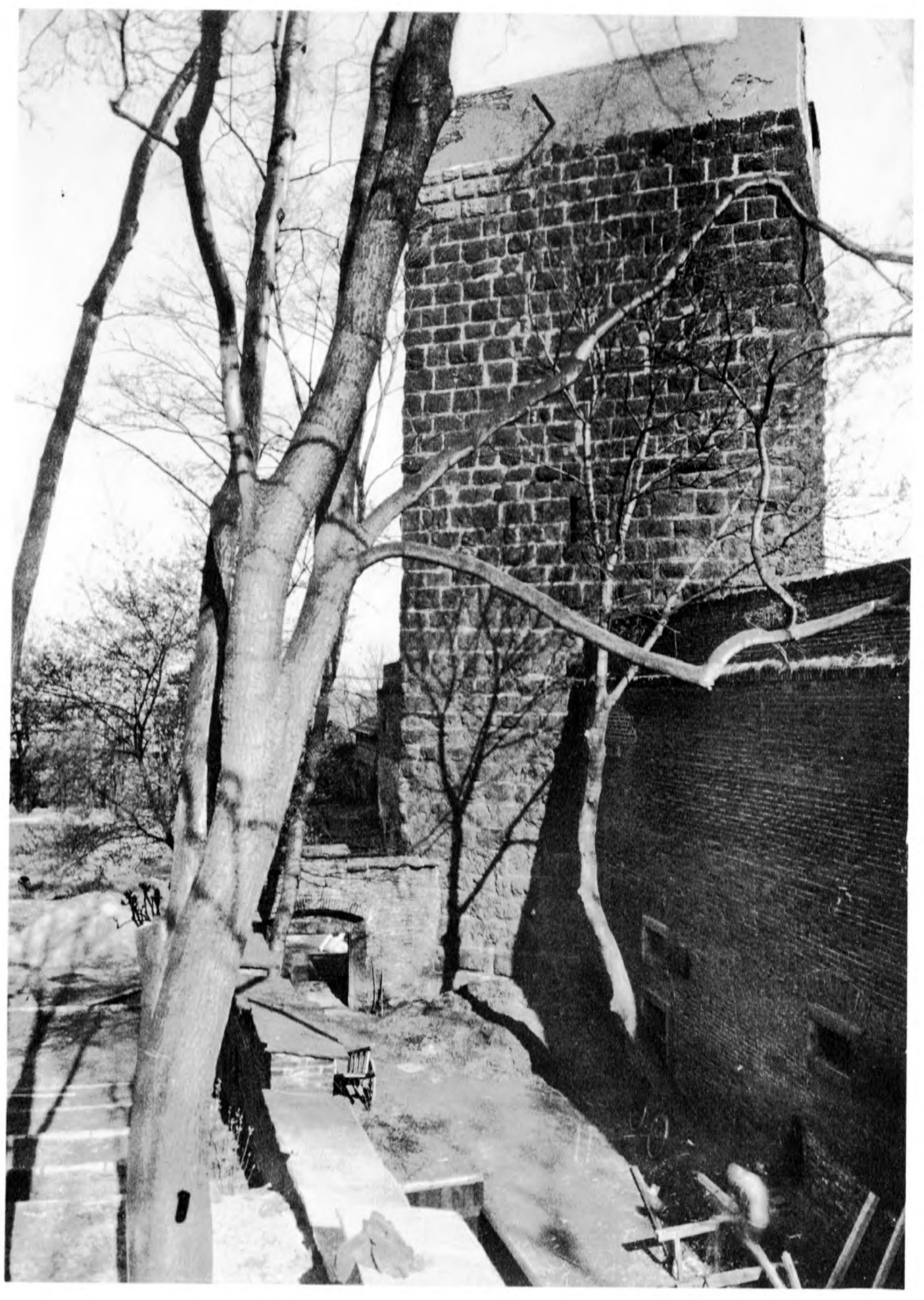


DER PFALZHOF

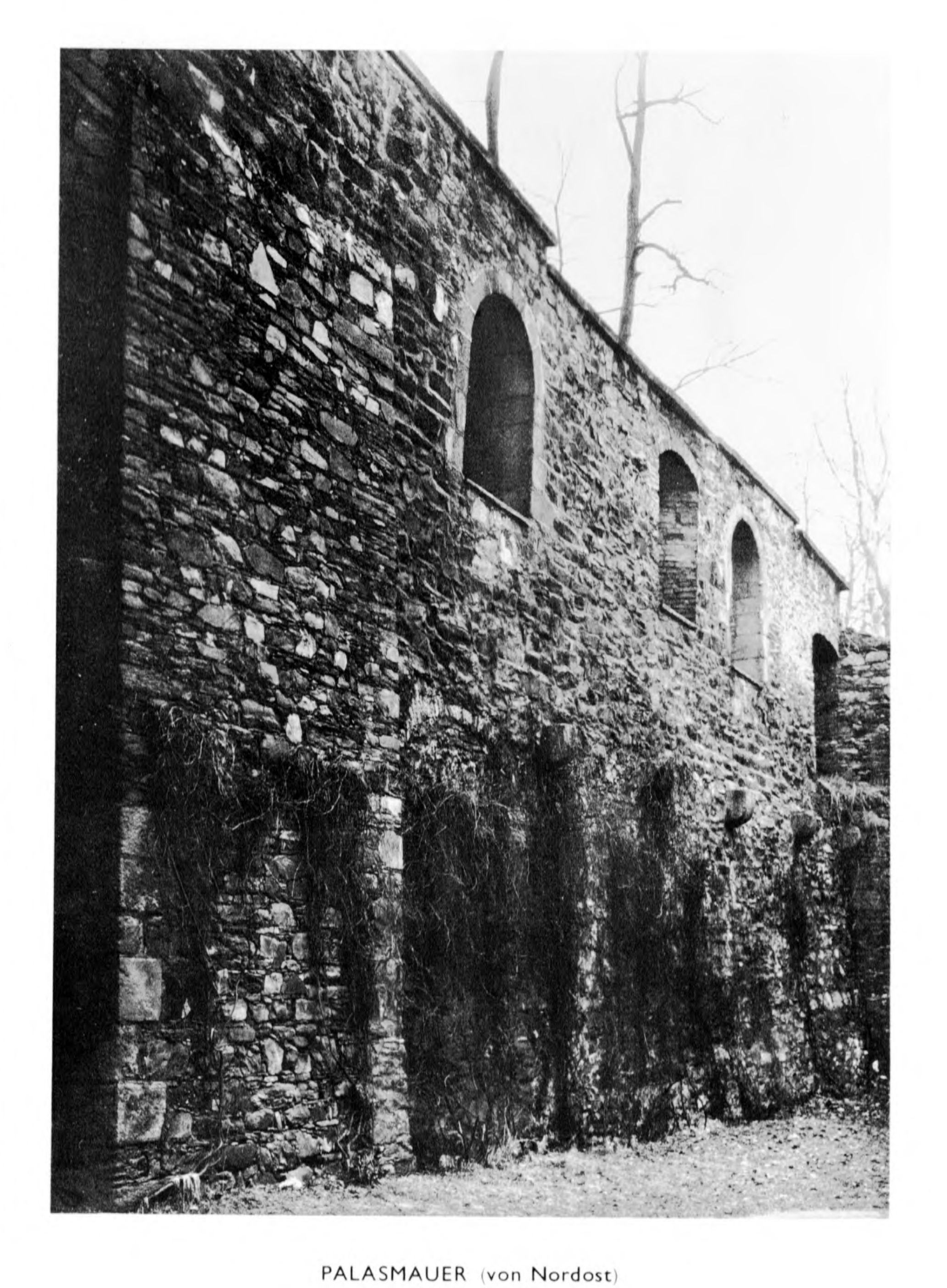
Links: Doppelkapelle, rechts: „Schwarzer Turm", im Hintergrund: St. Nikolaus



„SCHWARZER TURM" (von Nordwest)



„SCHWARZER TURM" (von West)



PALASMAUER (von Nordost)



PALASRUINE (von Südwest)

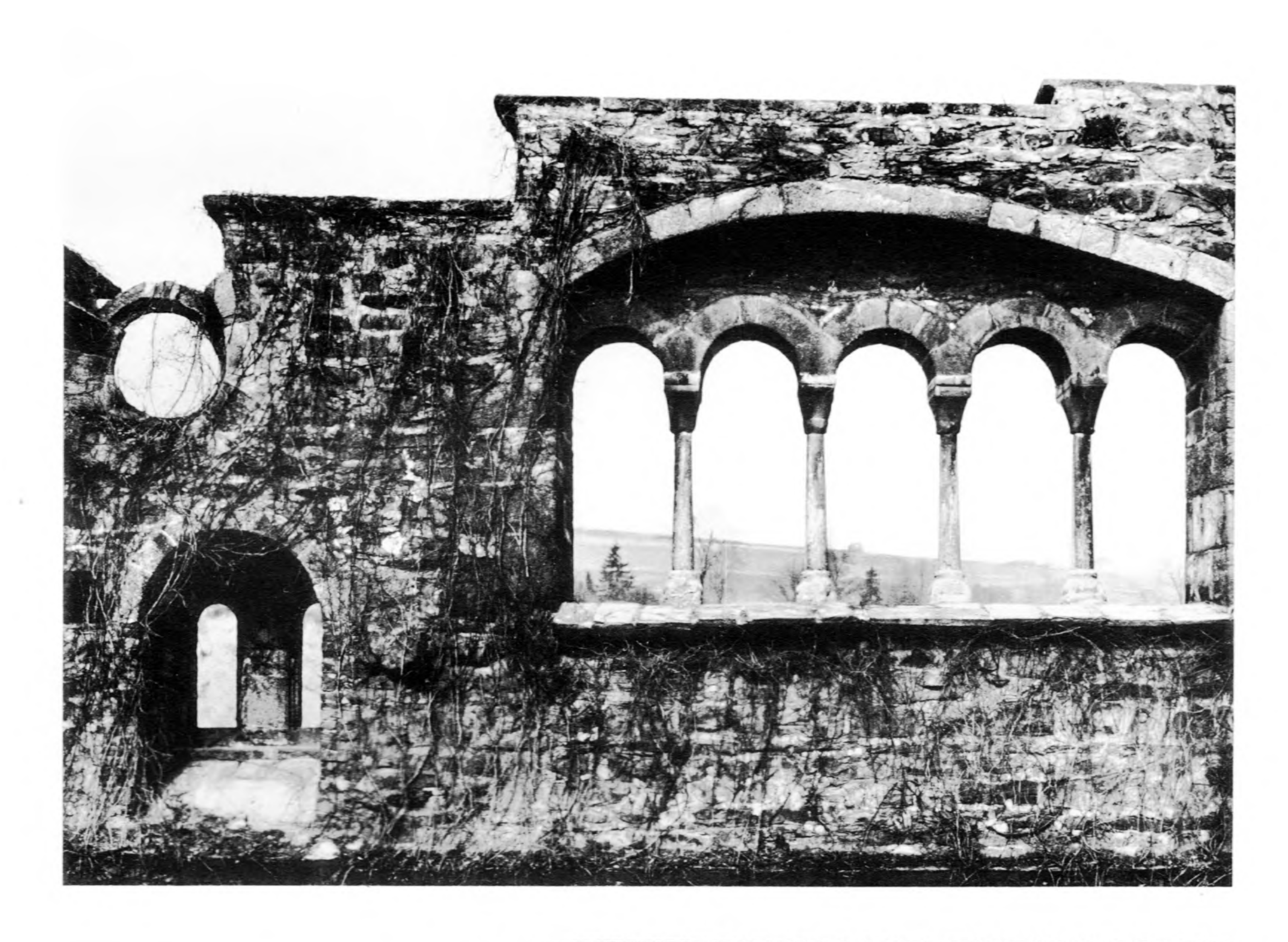
PALAS: INNERES (von Südwest)





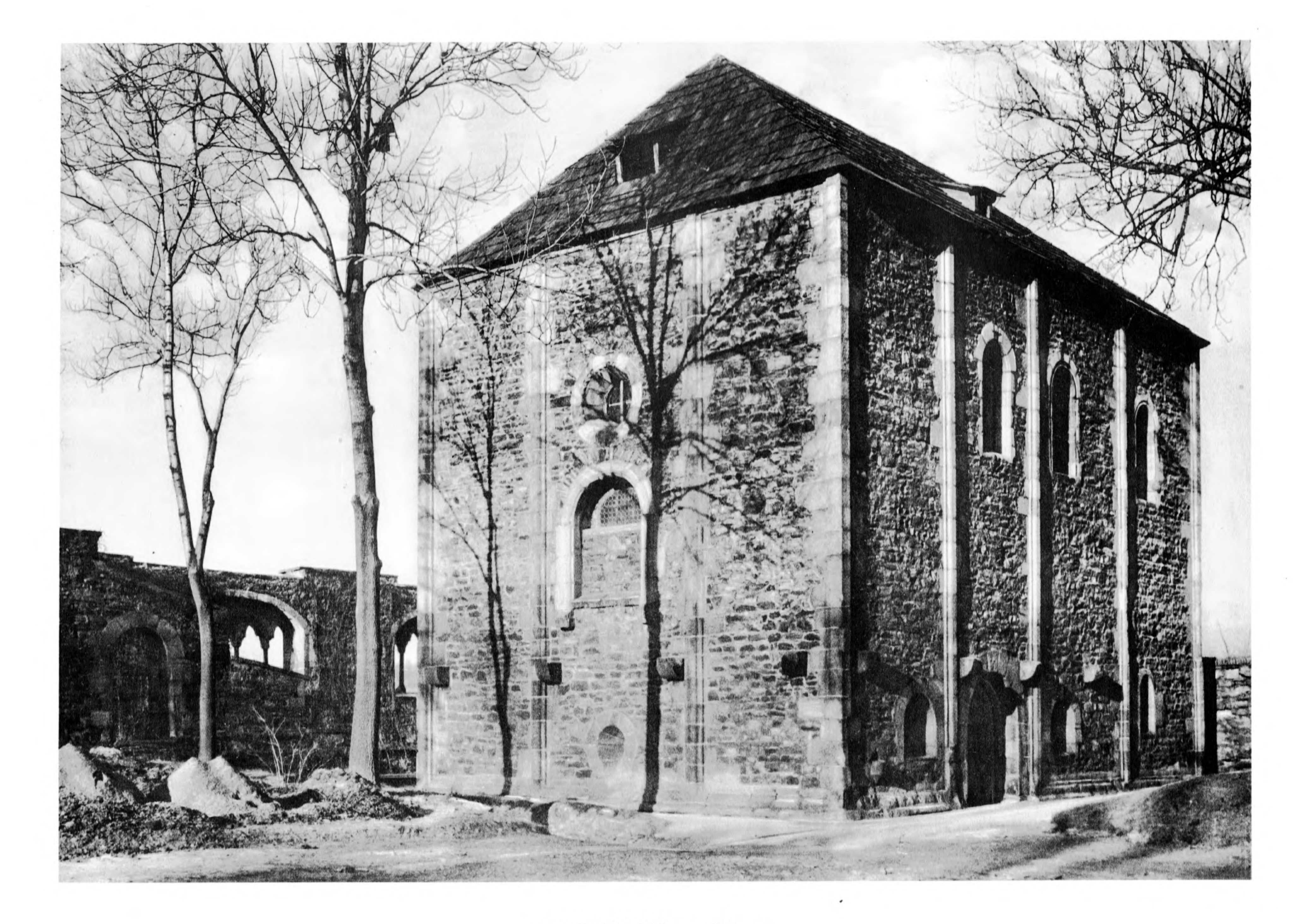
PALAS

Oben: Inneres (von Südost), unten: Äußeres (von Nordwest)

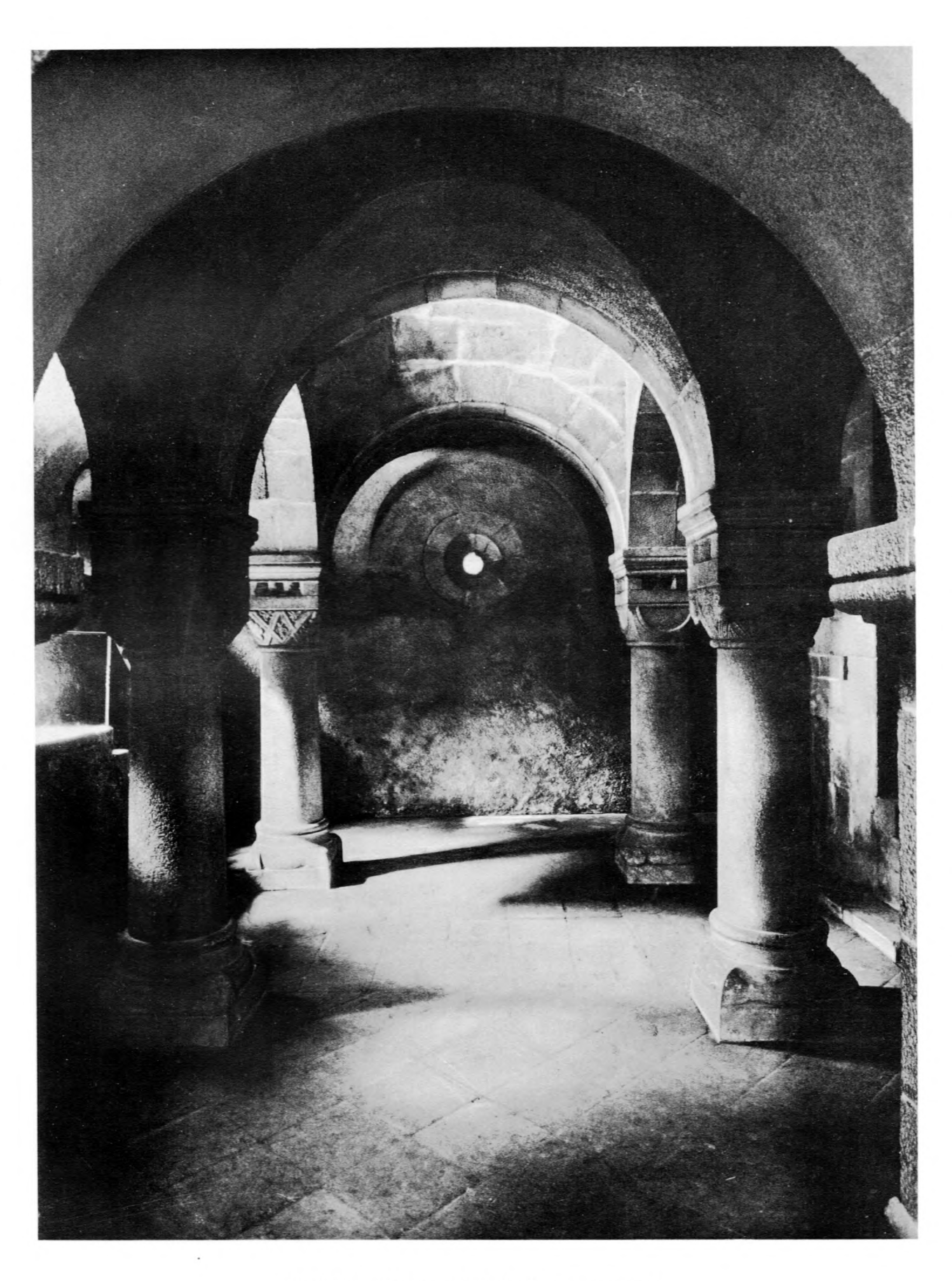




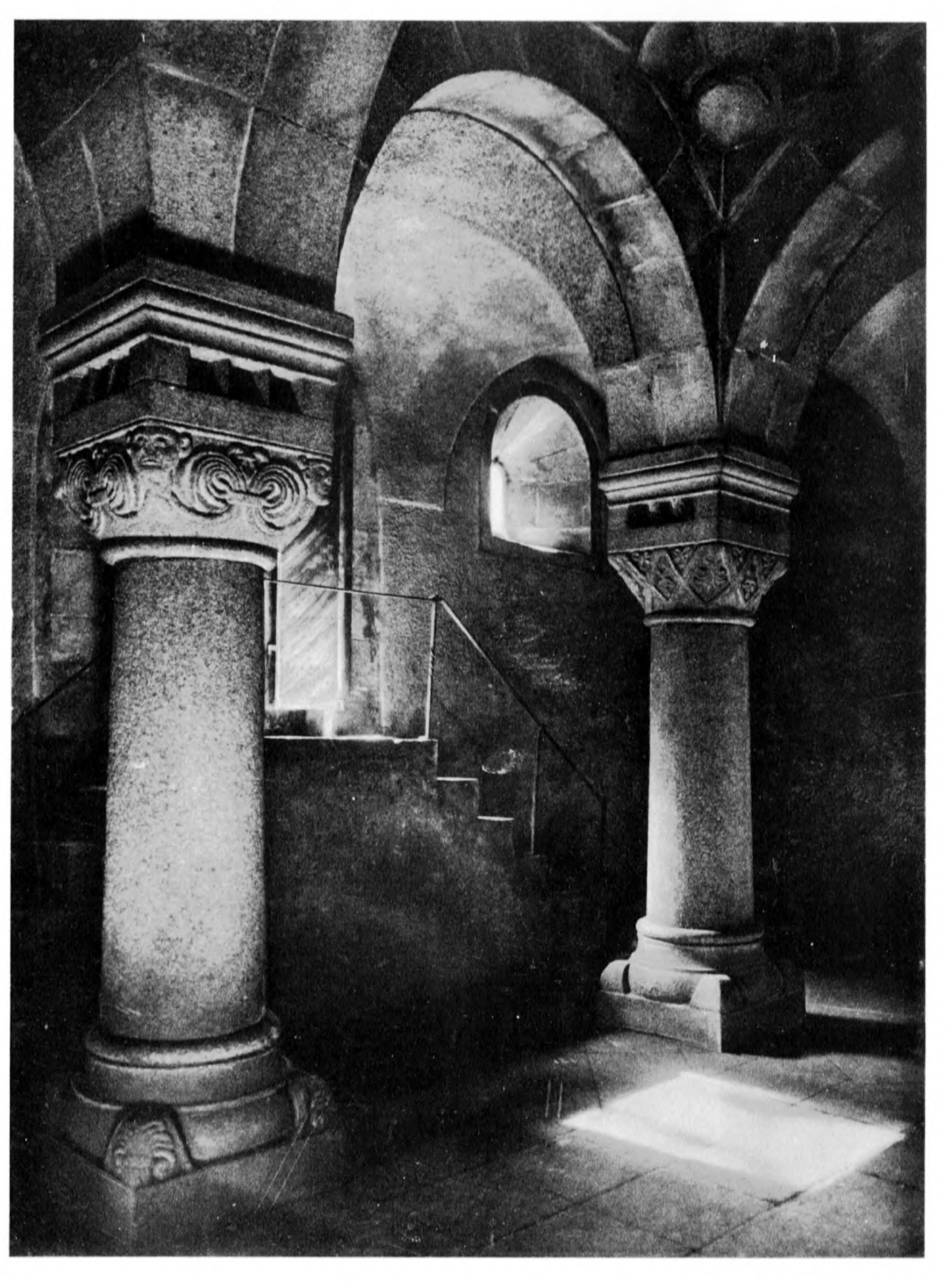
PALASARKADEN (Nordwand)
Oben: Westliche Arkade, unten: Mittlere Arkade

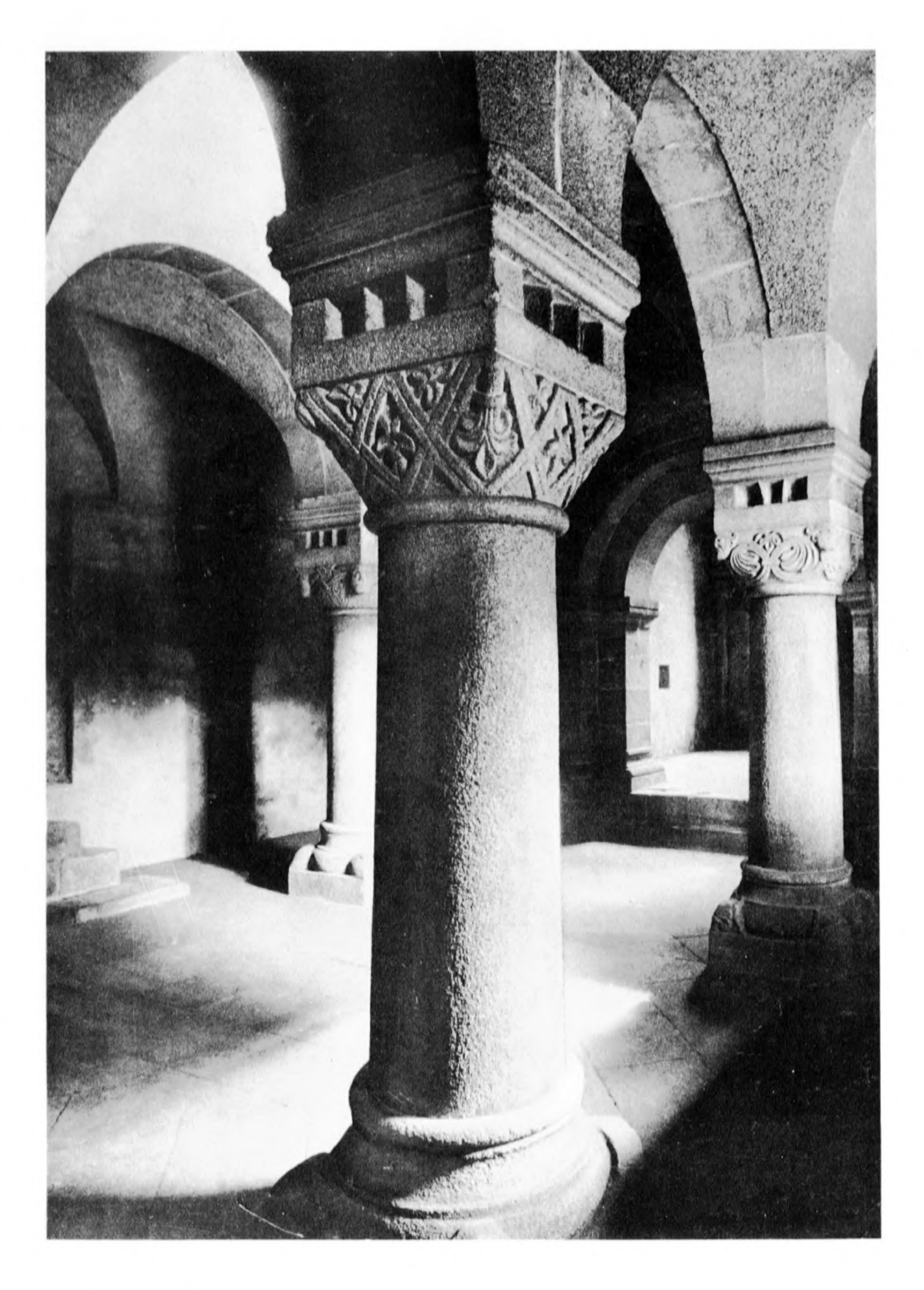


DOPPELKAPELLE (von Südwest)



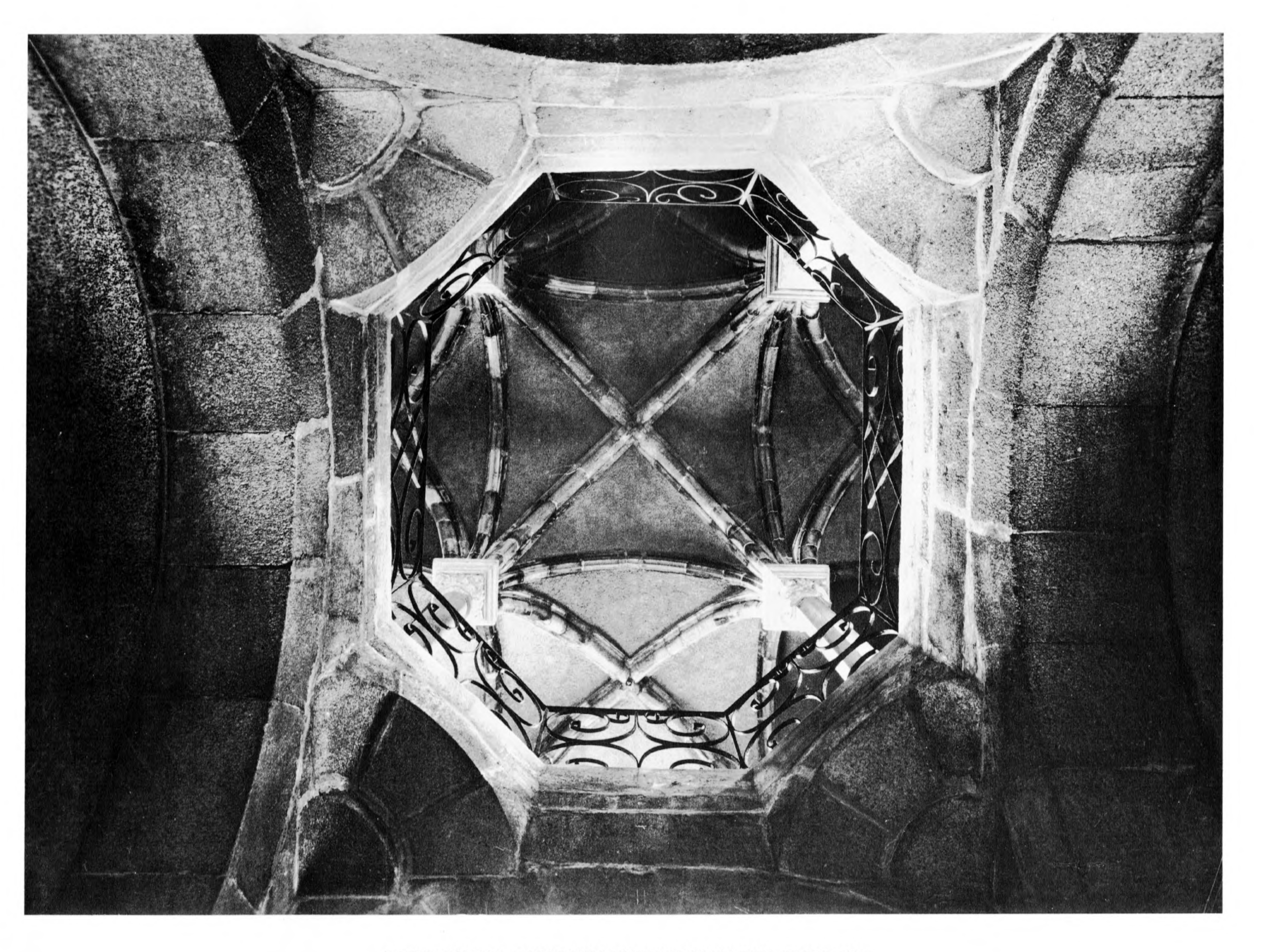
DOPPELKAPELLE: UNTERRAUM (gegen West)



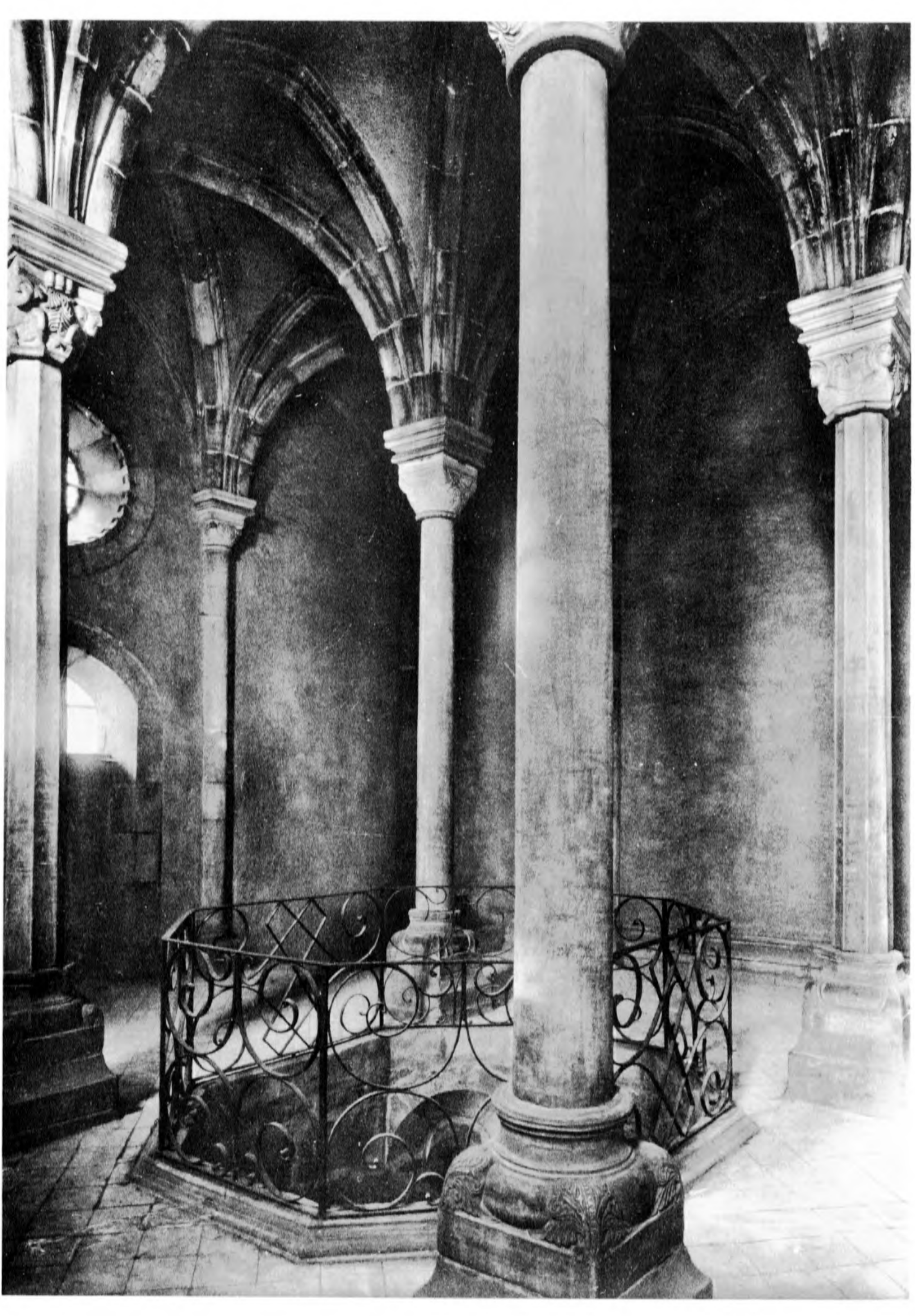


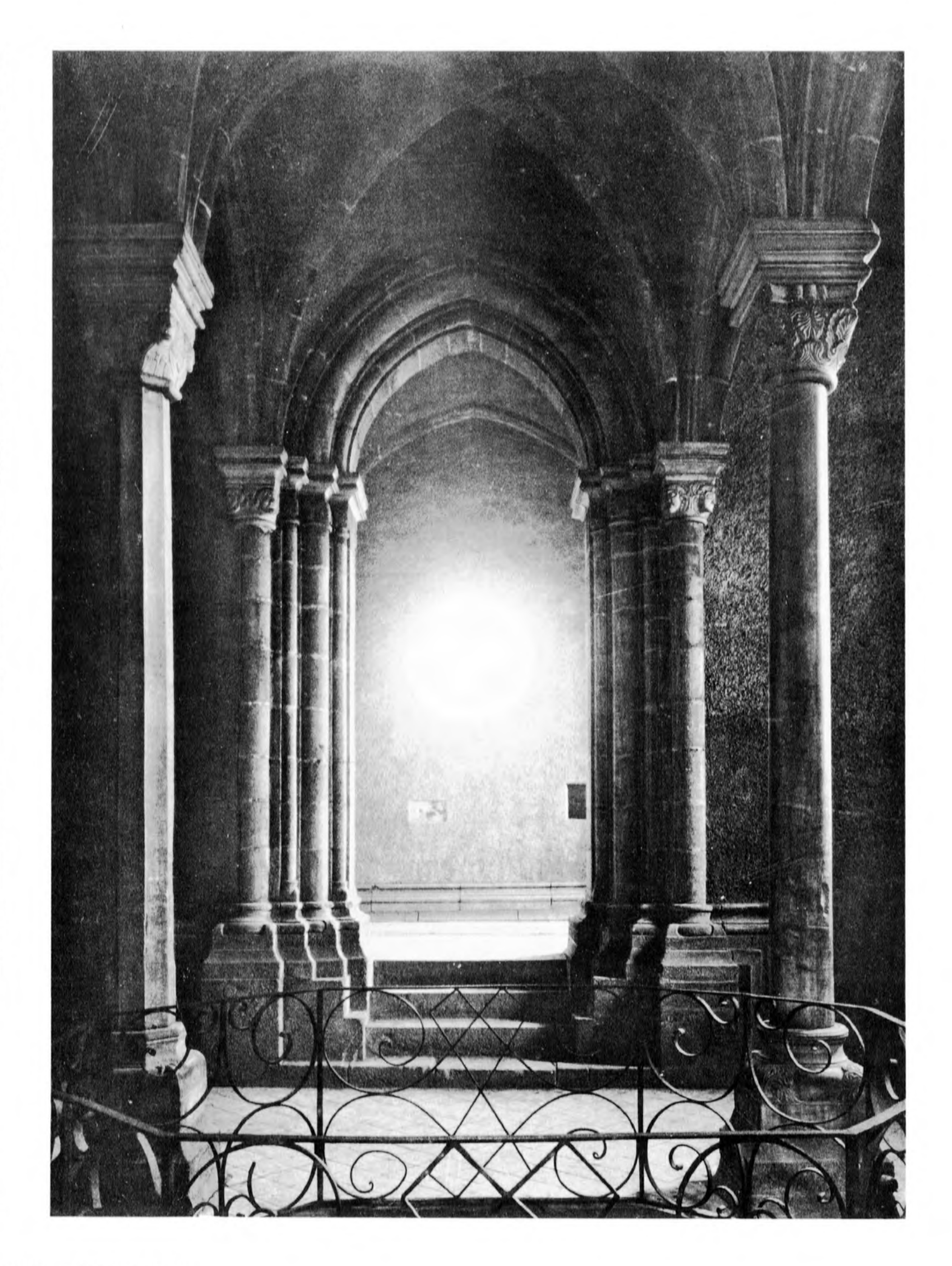
DOPPELKAPELLE: UNTERRAUM

Links: gegen Südwest, rechts: gegen Nordost



DOPPELKAPELLE: SICHT VOM UNTERRAUM IN DEN OBERRAUM





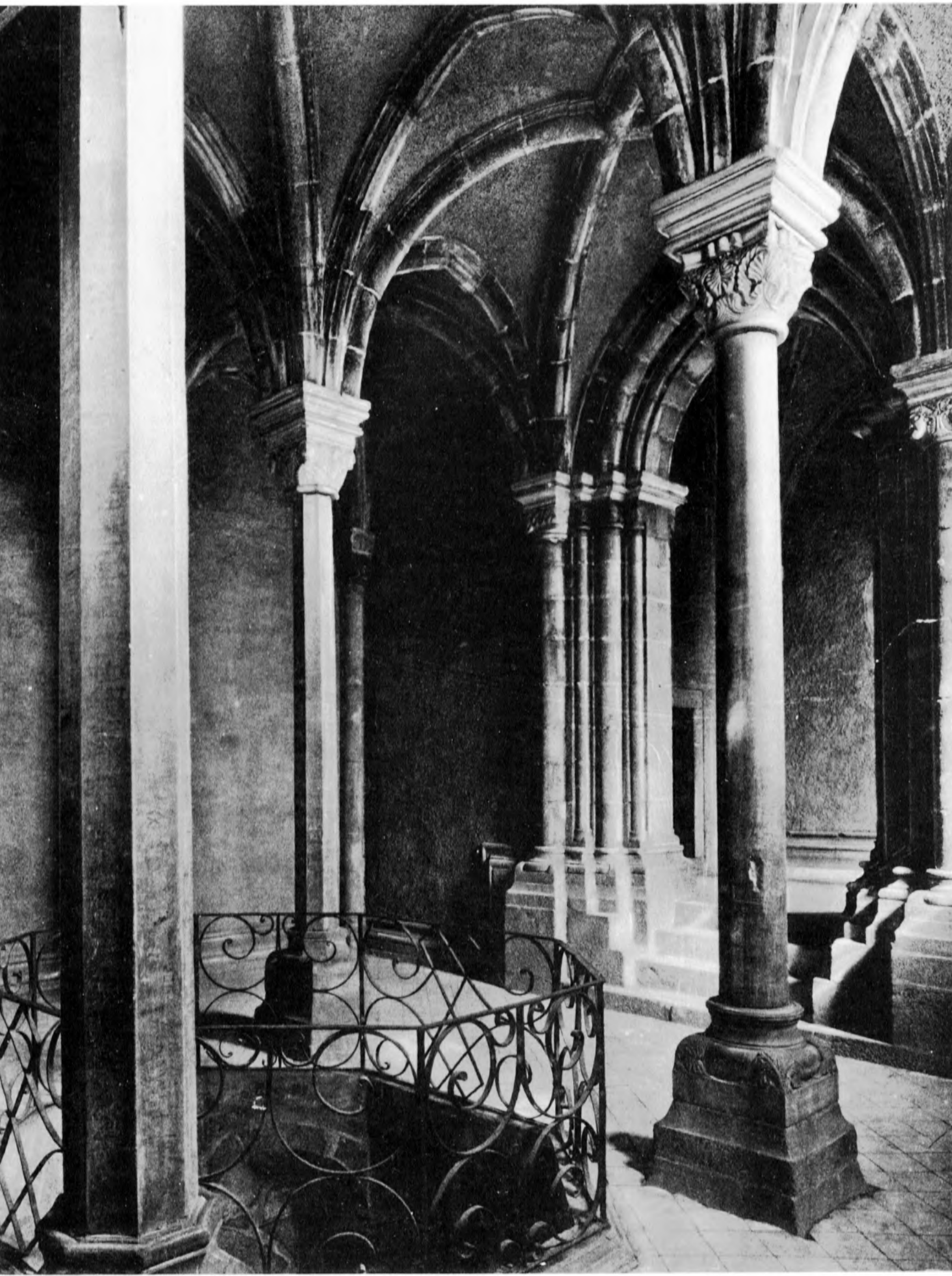
DOPPELKAPELLE: OBERRAUM
Links: gegen Nordwest, rechts: gegen Ost

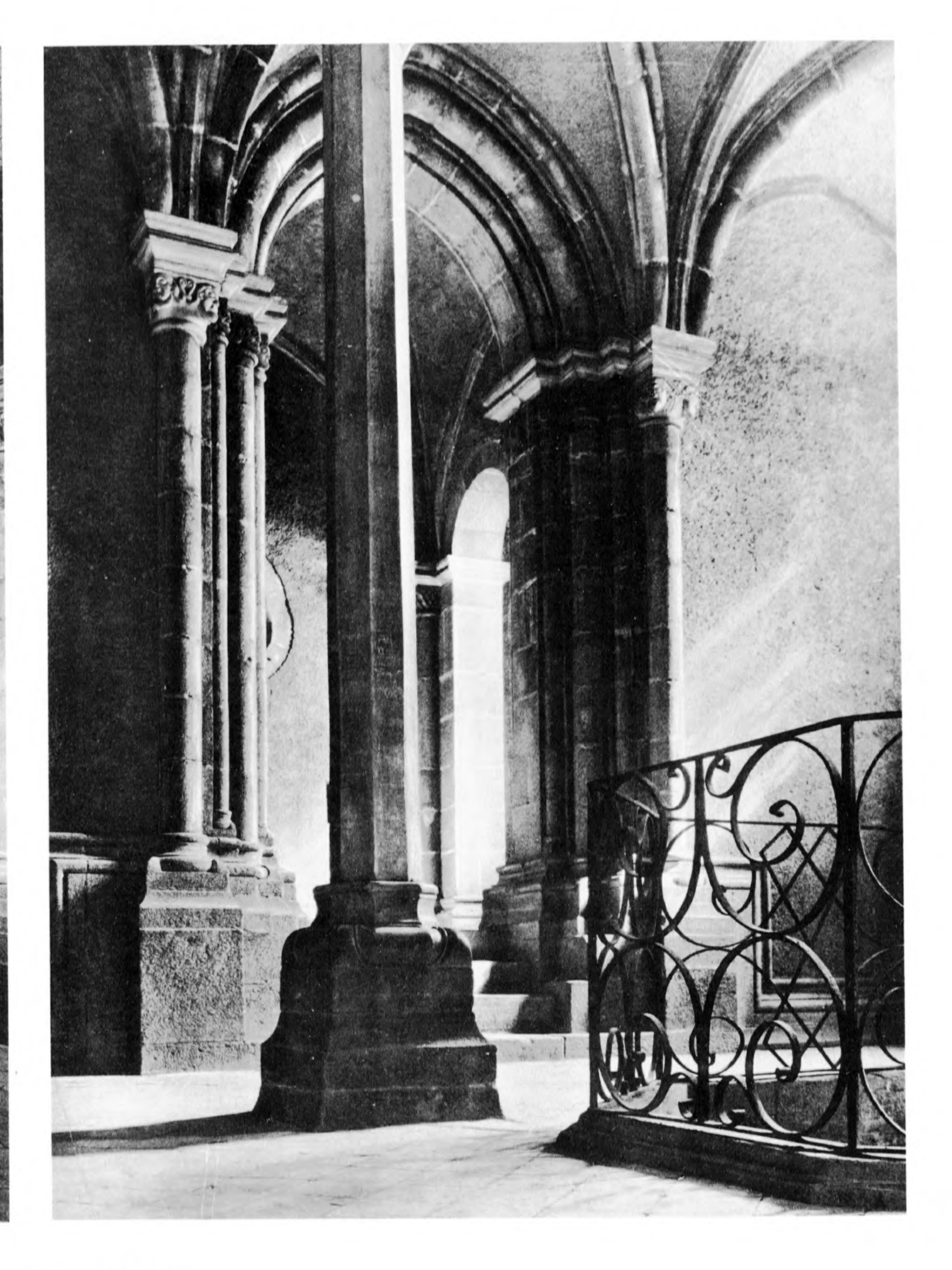


DOPPELKAPELLE: OBERRAUM (gegen West)



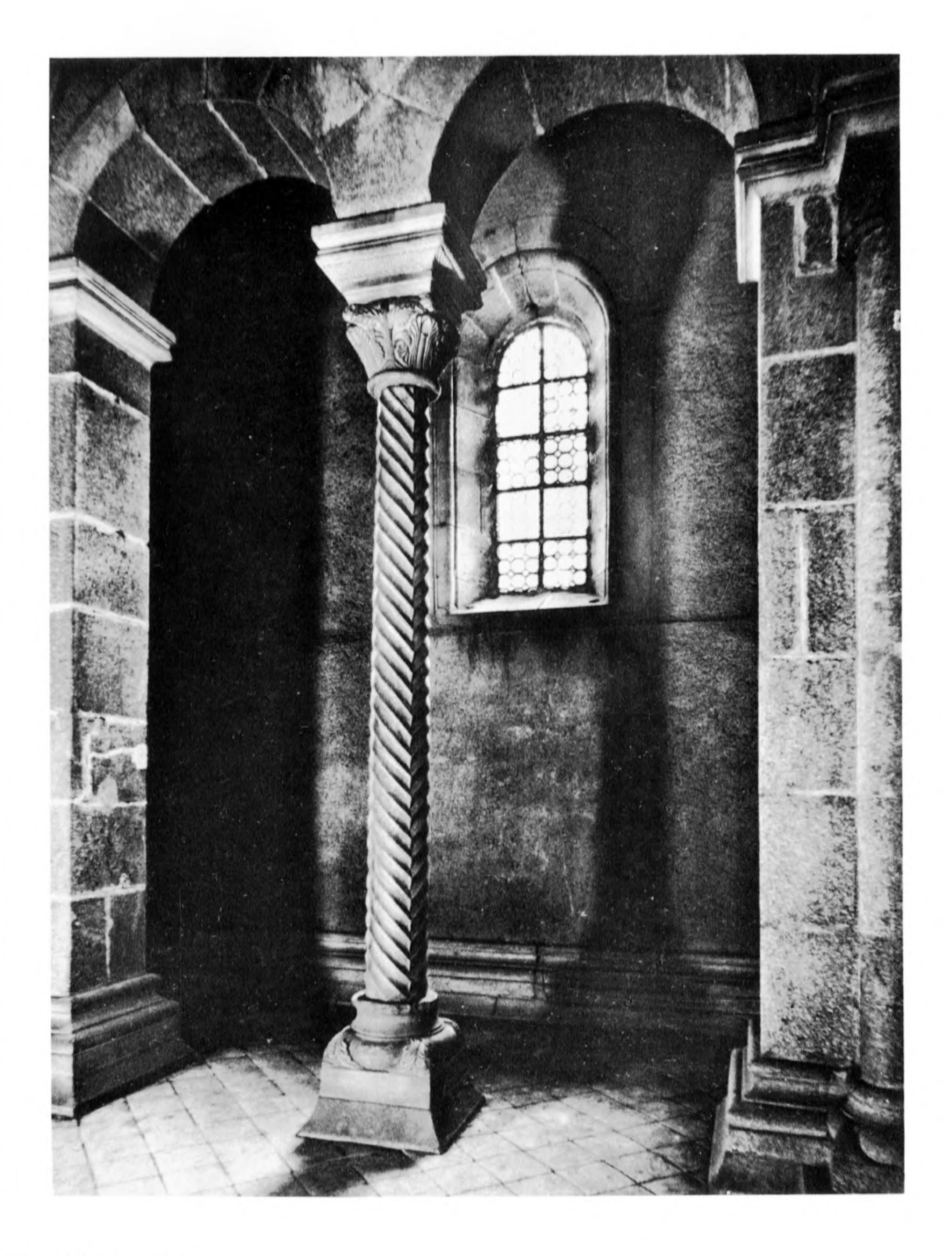
DOPPELKAPELLE: OBERRAUM (Gewölbezone gegen Südwest)





DOPPELKAPELLE: OBERRAUM
Links: gegen Nordost, rechts: gegen Südost

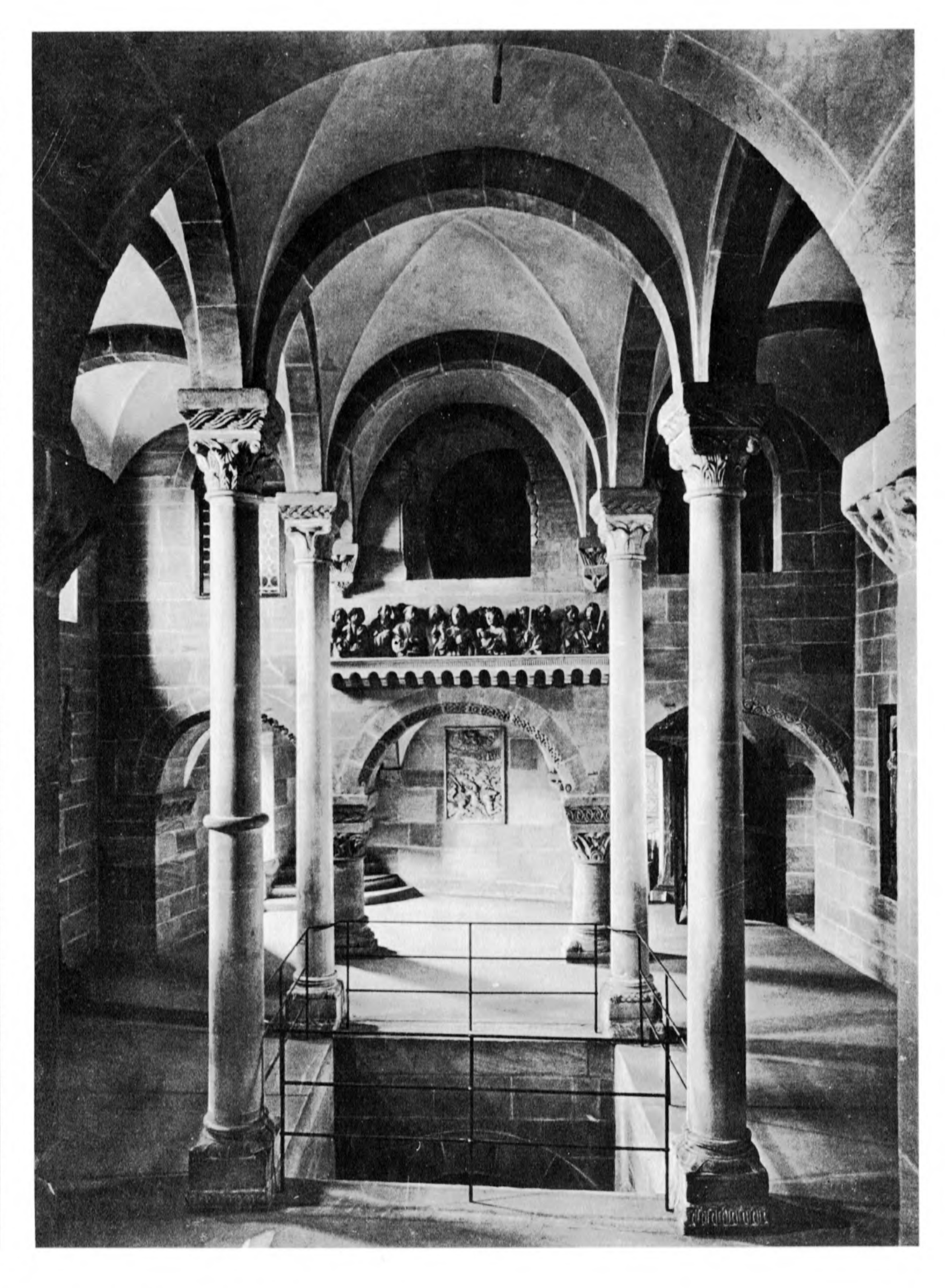




DOPPELKAPELLE: OBERRAUM

Links: Blick in den Chor, Südost; rechts: Chorarkade





NÜRNBERG, KAISERBURG-DOPPELKAPELLE

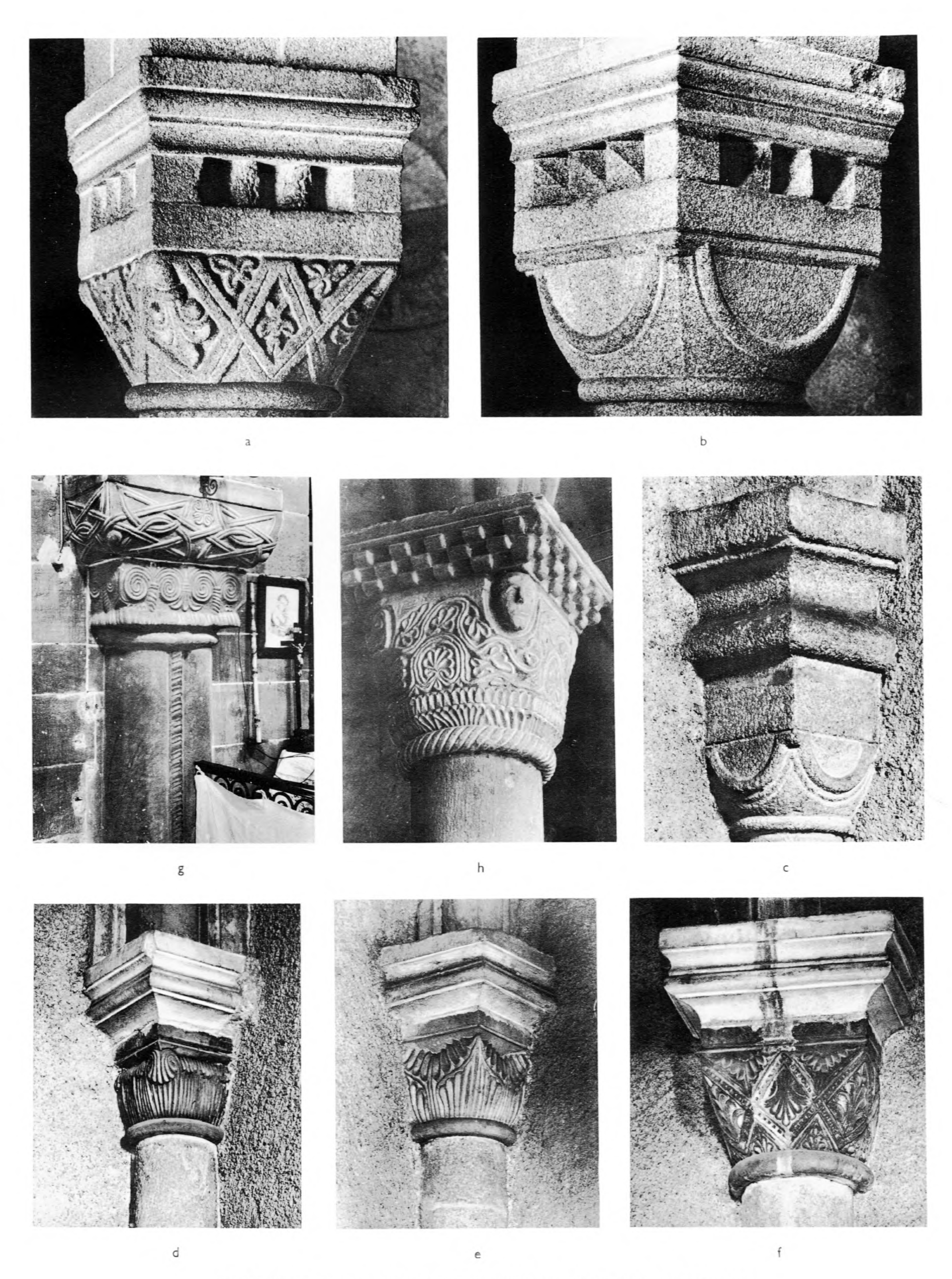
Links: Unterraum gegen Ost, rechts: Oberraum gegen West



a c e f b d

DOPPELKAPELLE: UNTERRAUM, BAUORNAMENTIK UND IHRE ENTSPRECHUNGEN IM ELSASS

a, b Südöstlicher Pfeiler c, d Nordöstlicher Pfeiler e, f Odilienberg: Kreuzkapelle



DOPPELKAPELLE: BAUORNAMENTIK UND ENTSPRECHUNGEN IM ELSASS

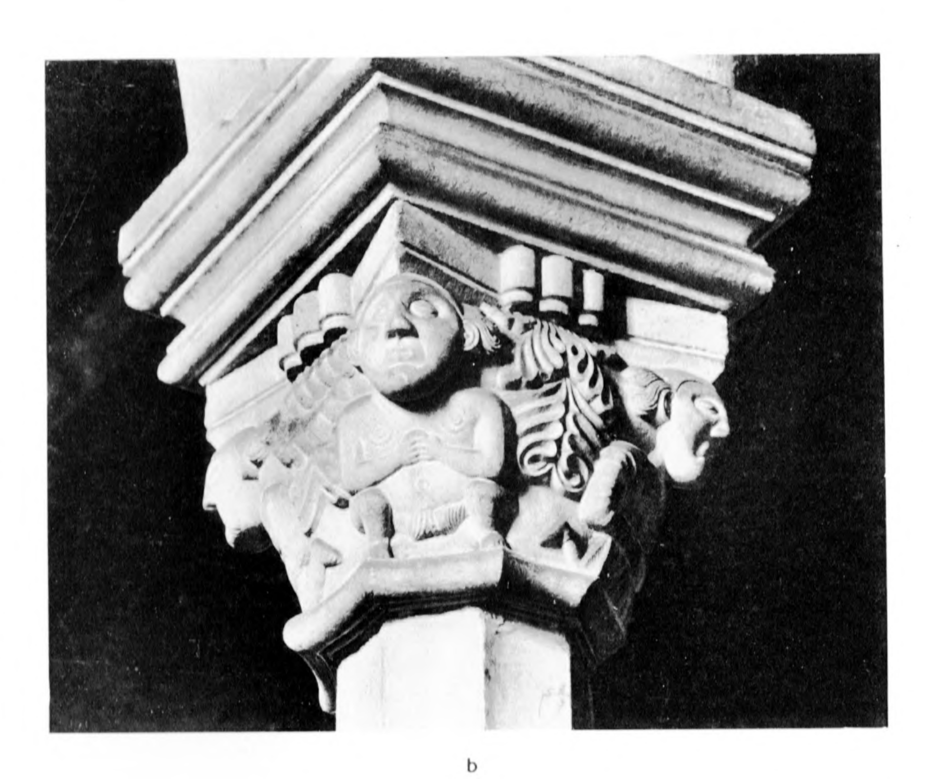
Unterraum: a Südwestlicher Pfeiler b Nordwestlicher Pfeiler c Nordöstlicher Chordienst

Oberraum: d Nordöstlicher Chordienst e Nordwestlicher Schiffsdienst f Nordwand, 2. Dienst von Westen

g St. Johann h Lauterbach



a



b



c



d



e

DOPPELKAPELLE: OBERRAUM, BAUORNAMENTIK UND IHRE ENTSPRECHUNGEN IM ELSASS

Kapitell an der südwestlichen Mittelsäule: a Nordseite b Südostseite

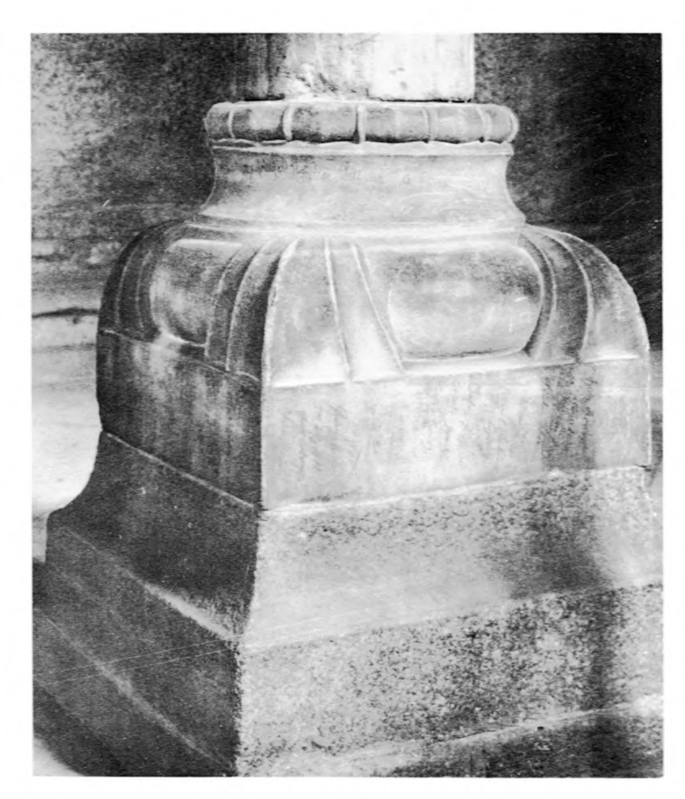
c Kaysersberg d Schlettstadt e Rosheim



a



c



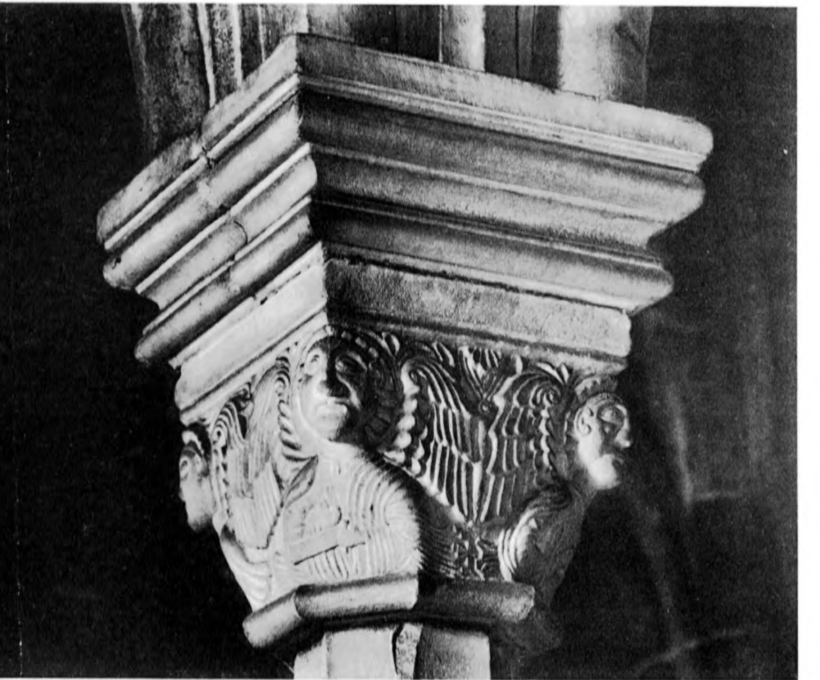
b



d

DOPPELKAPELLE: OBERRAUM, KAPITELLE UND BASEN

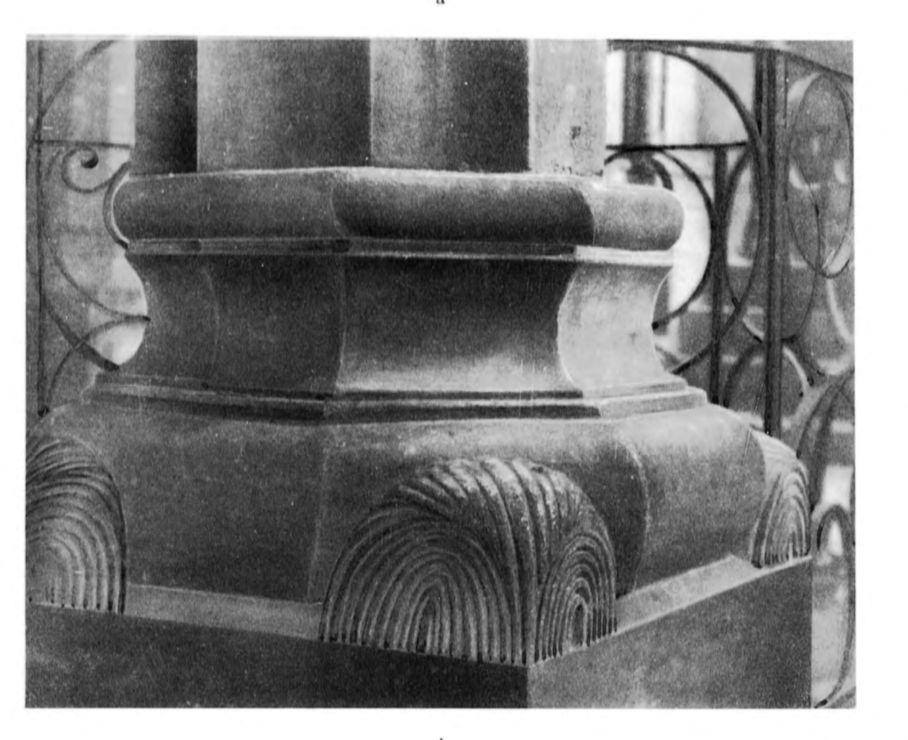
a, b der nordwestlichen Mittelsäule c, d der südöstlichen Mittelsäule



a



c



b

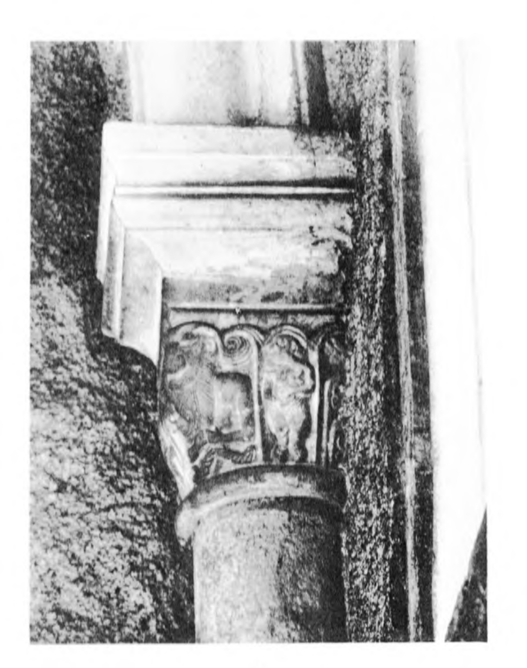


d

DOPPELKAPELLE, OBERRAUM:

a, b Kapitell und Basis der nordöstlichen Mittelsäule

Entsprechungen im Elsaß: c, d Schlettstadt, Kapitellzone am Türgewände



a



Entsprechung am Oberrhein: Basel, Schiffspfeiler



b



c




d




e

DOPPELKAPELLE: OBERRAUM

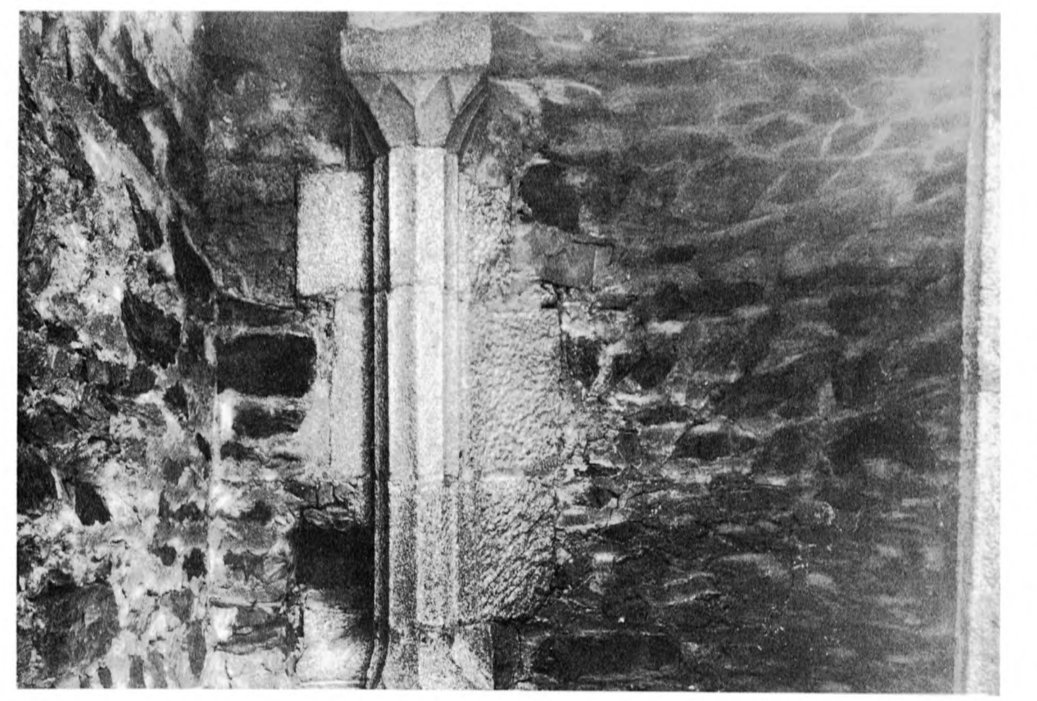
a Südöstlicher Eckdienst b Nordwand, 2. Dienst von Ost c Nordöstlicher Eckdienst
d Nordwestlicher Eckdienst e Wanddienst nördlich vom Portal



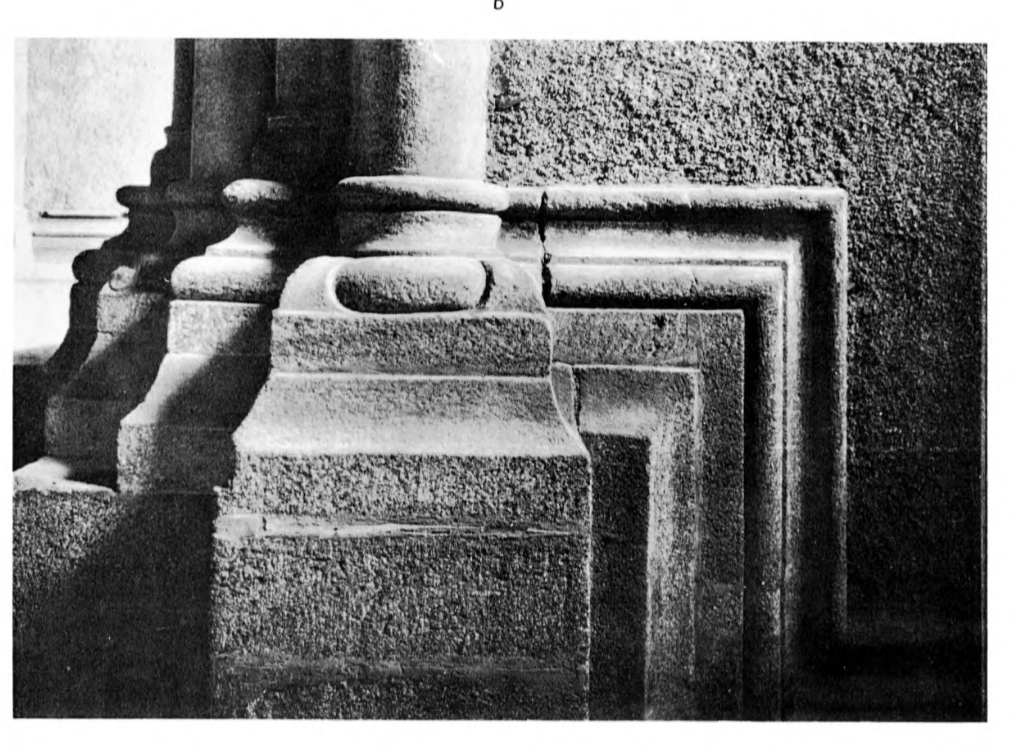
a



b



d



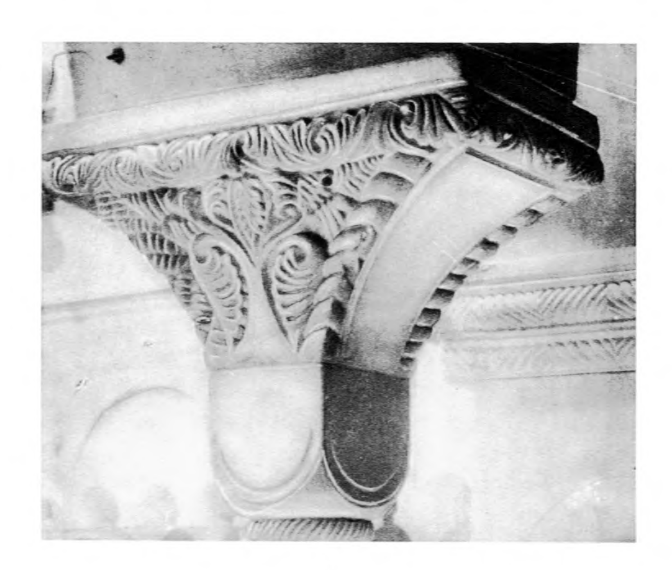
c

DOPPELKAPELLE: OBERRAUM

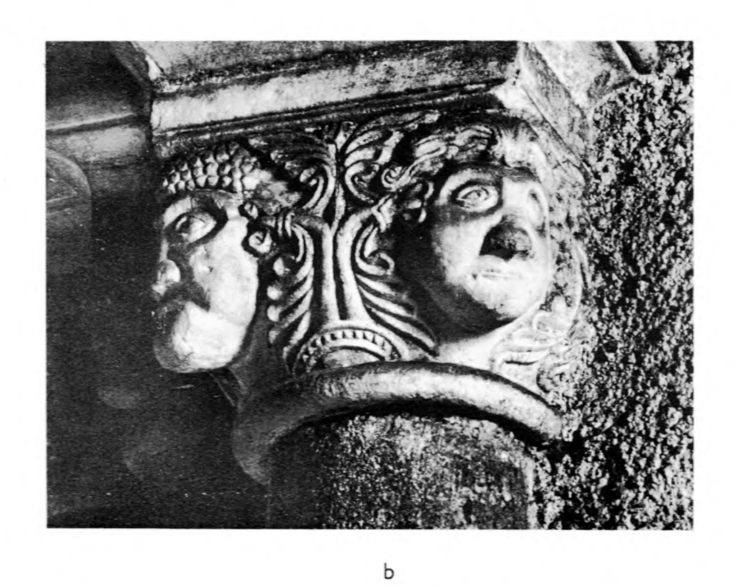
a, b Kapitellzone am Chorpfeiler c Sockelzone am Chorpfeiler d Wandpfeiler im Treppengemach



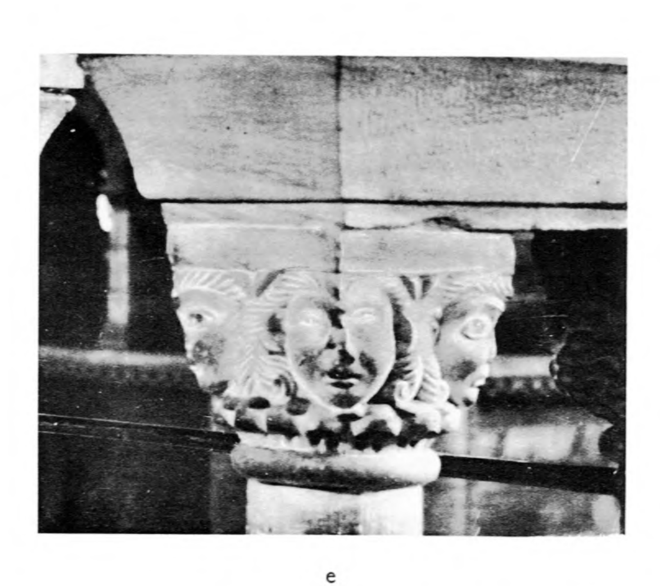
a



d



b



e

c



f



g



h

DOPPELKAPELLE: OBERRAUM

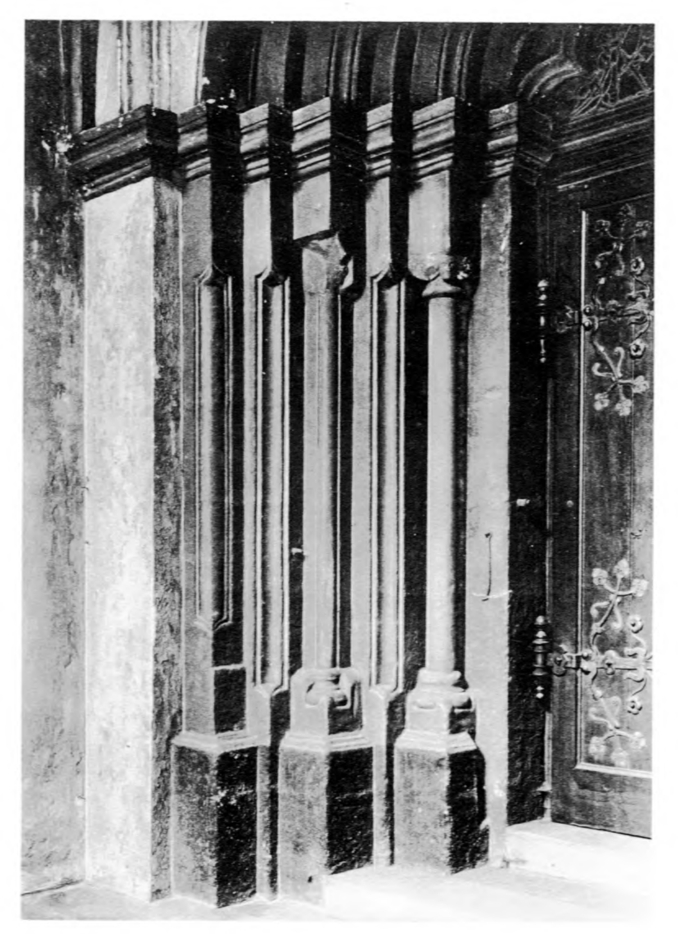
a Kapitell der Arkadensäule b Kapitell am Wanddienst des Chorbogens c Kopfkonsole im Nordwesteck
Entsprechungen am Oberrhein: d Zürich, Kapitell im Kreuzgang e Basel, Kapitell einer Emporensäule
f, g, h St. Johann, Zürich, Rosheim

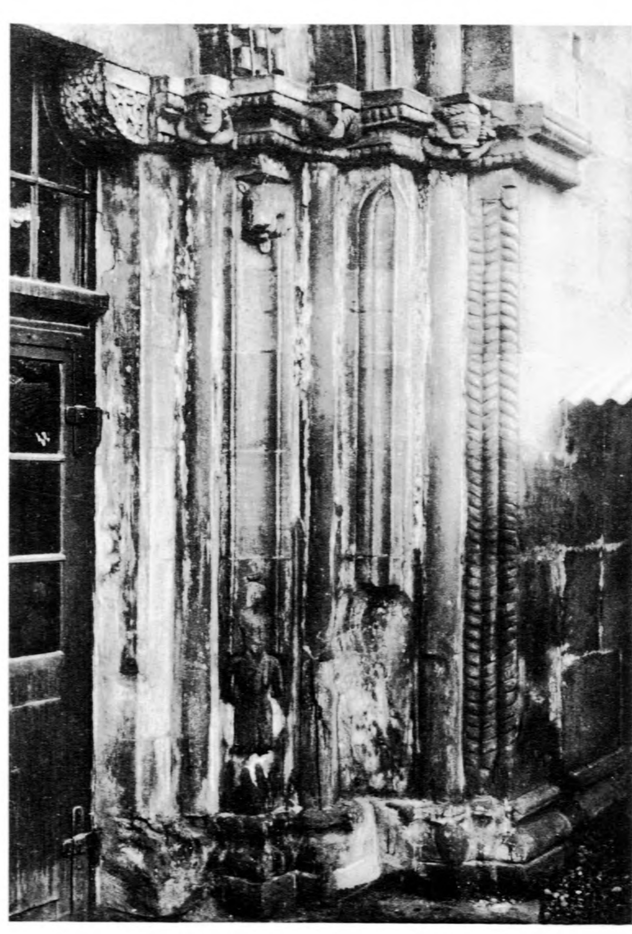




EGER: DEKANATSKIRCHE ST. NIKOLAUS UND ST. ELISABETH (Ostpartie)
Links: von Ost, rechts: von Südost



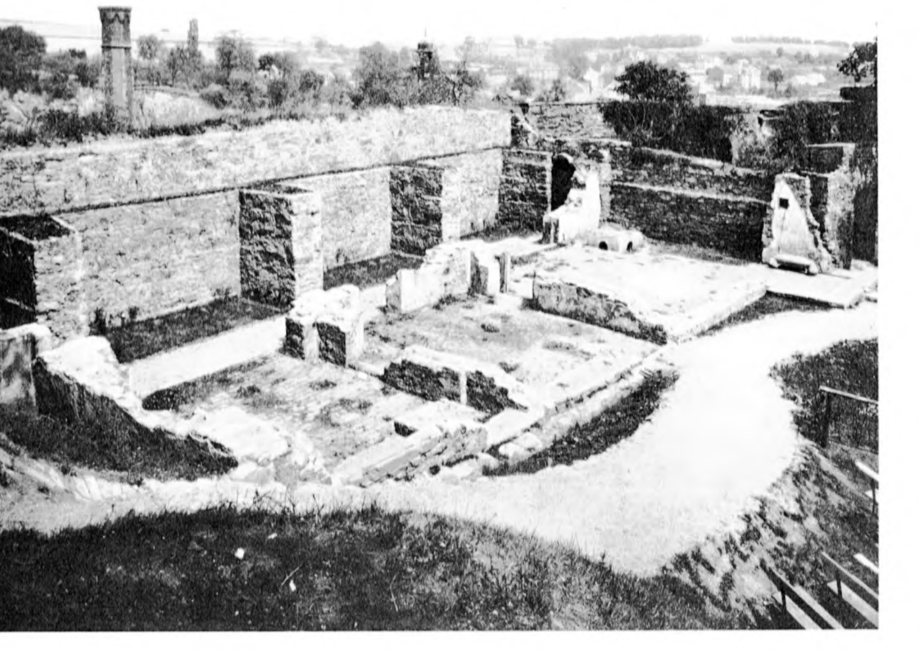


EGER: ST. NIKOLAUS UND ST. ELISABETH

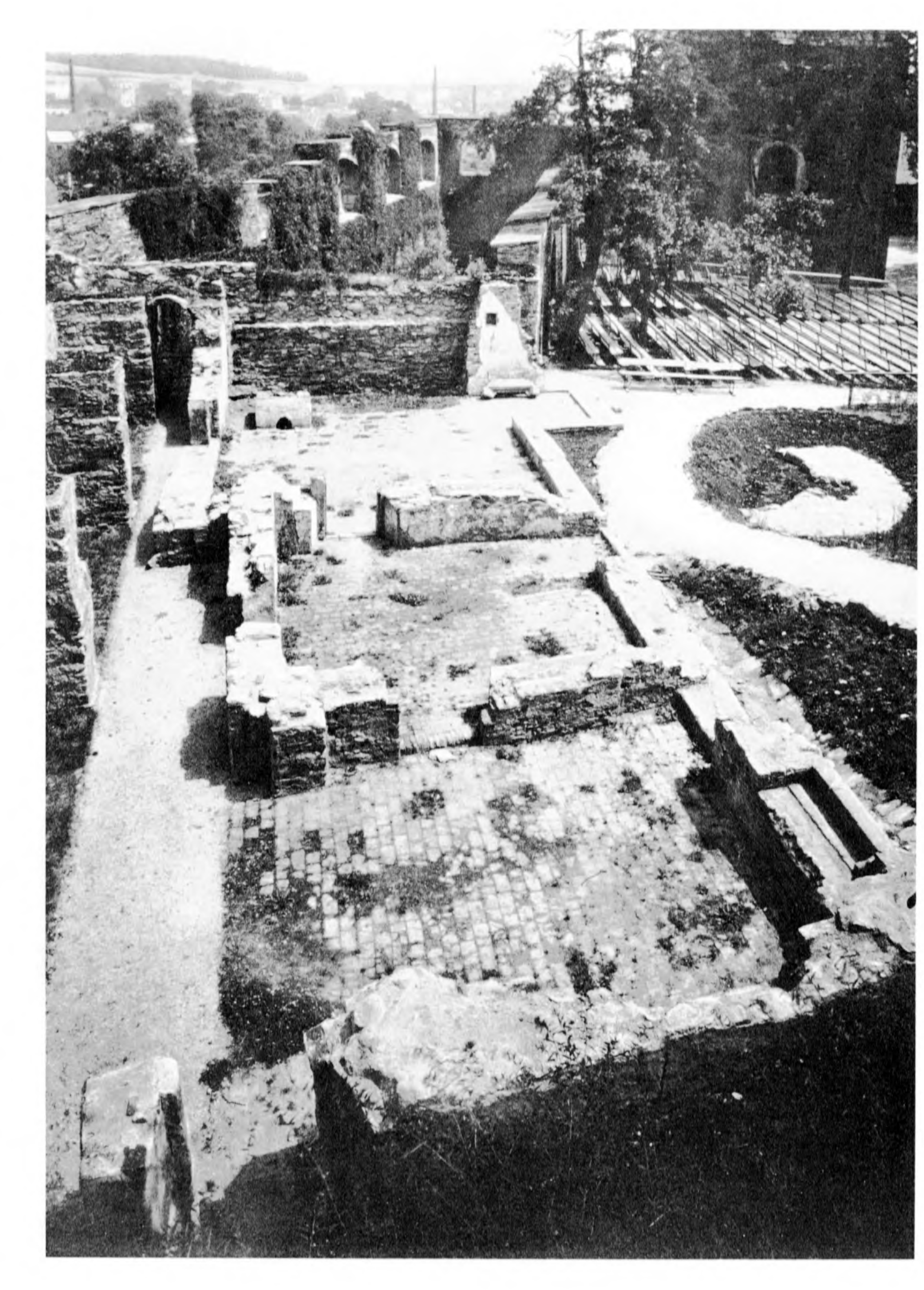
Oben: Westportal, unten links: Westportal (linkes Gewände)

Unten rechts: Entsprechung im Elsaß: Alspach, Westportal (rechtes Gewände)





Oben: Fundamente des nördlichen Rundturms
Unten: Fundamente des „Kuchelhauses“



Kuchelhaus- und Rundturmfundamente
Im Hintergrund: Palas (links) und Kapelle (rechts)

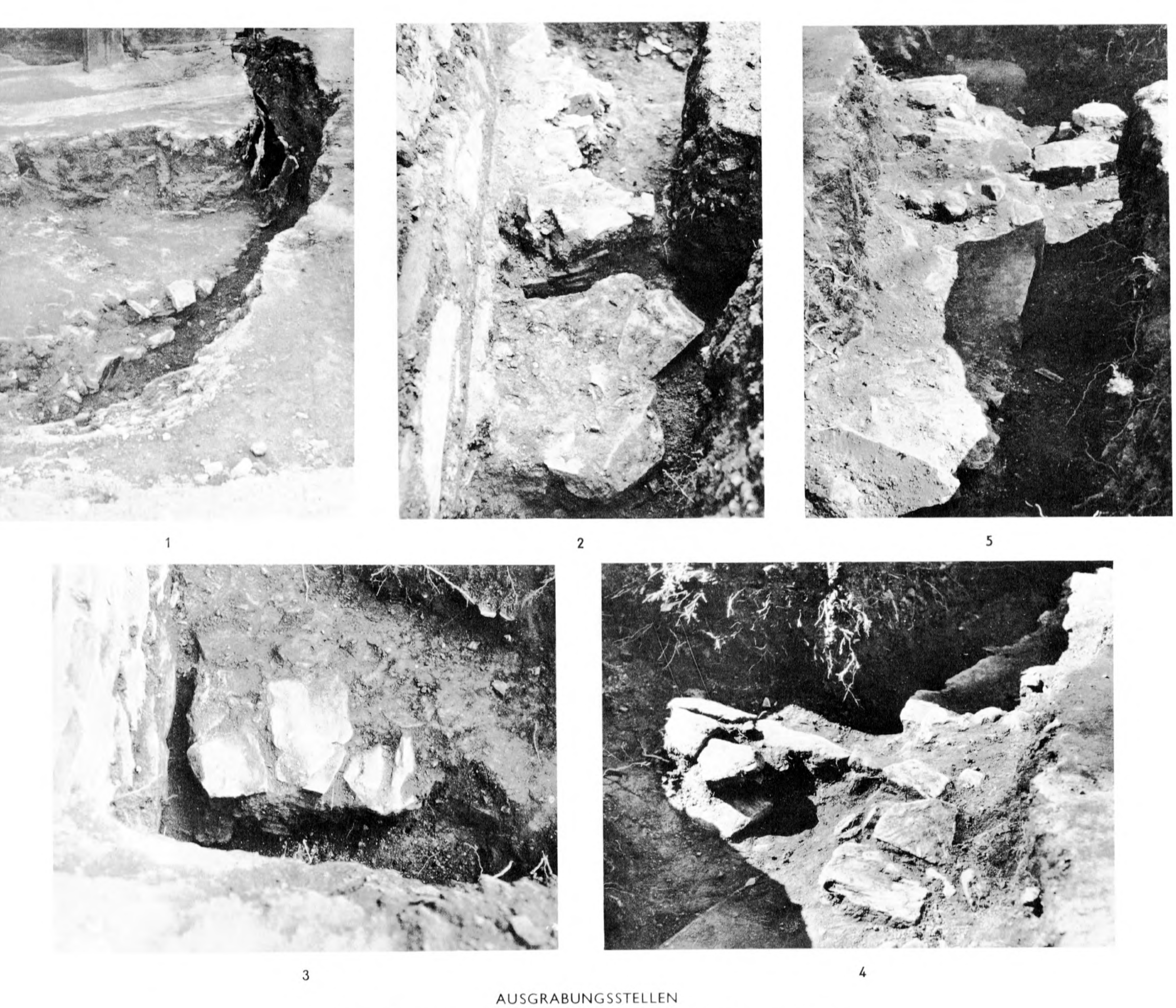
AUSGRABUNGEN FRÜHJAHR 1932



2 6 1 3 4 5

AUSGRABUNGSSTELLEN

1, 3, 4, 5: am nördlichen Rundbau (vgl. die Planaufnahme Abb. 9a, Numerierung wie dort). 2 und 6: am Nordsüdmauerzug

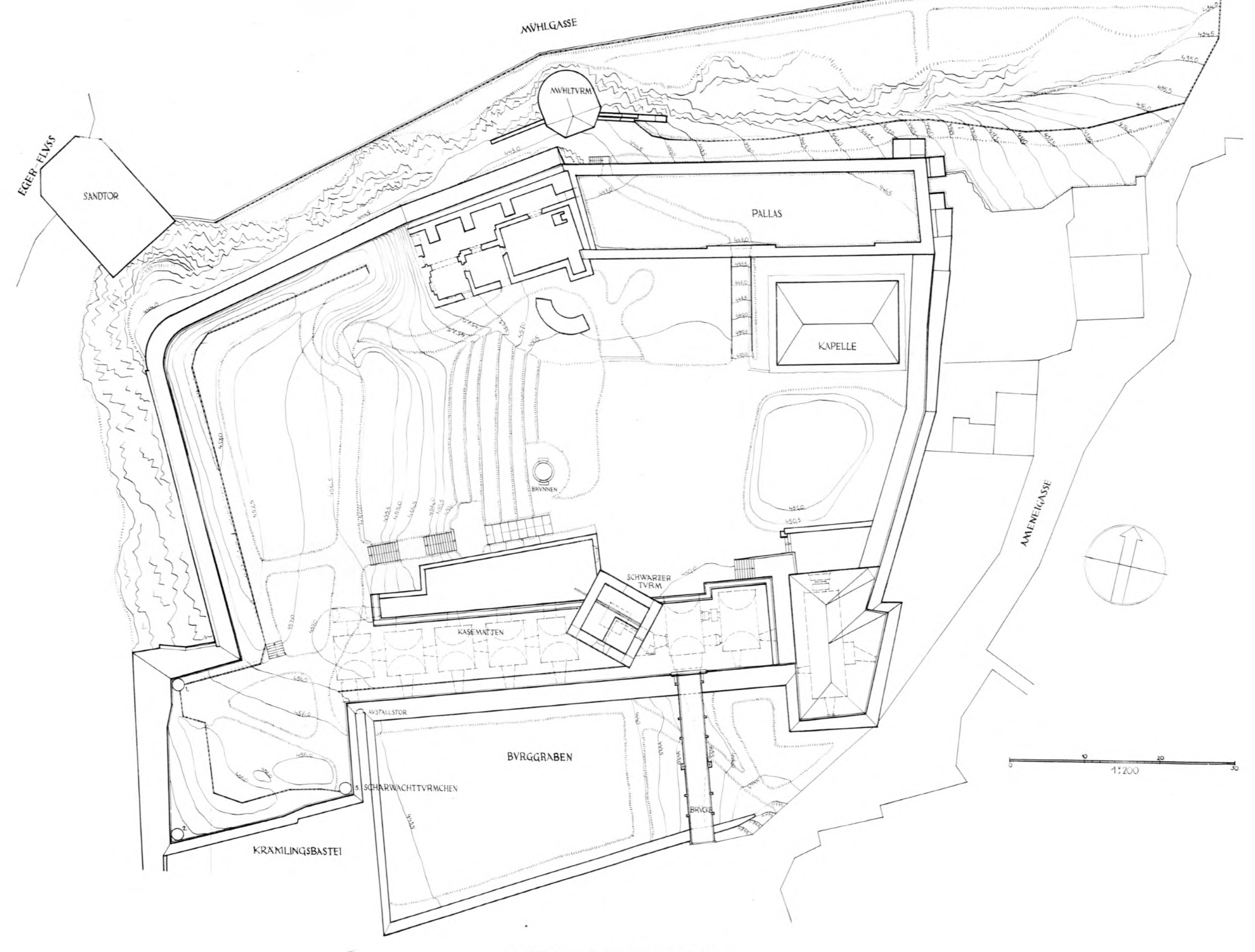


1 2 5

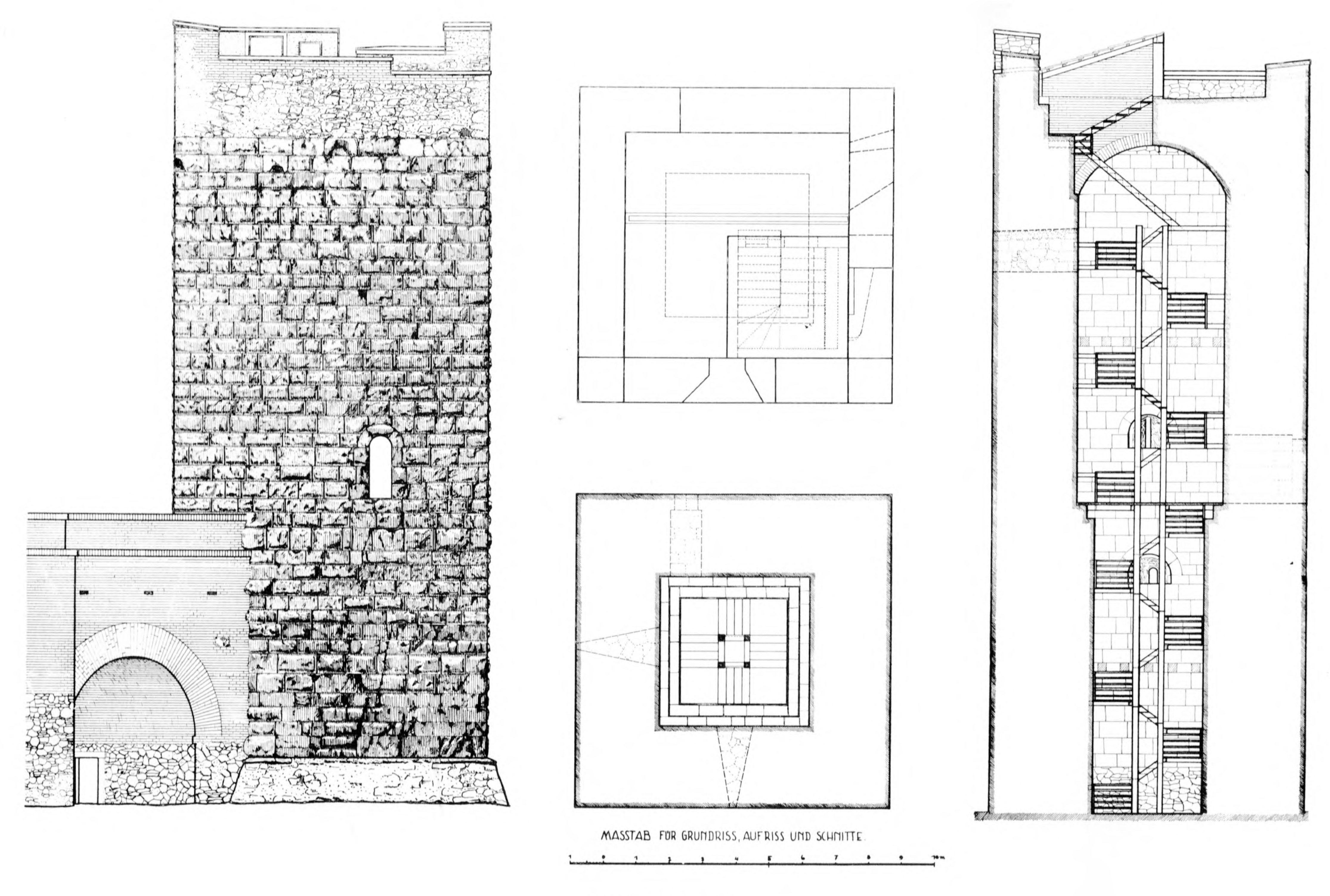
3 4

AUSGRABUNGSSTELLEN

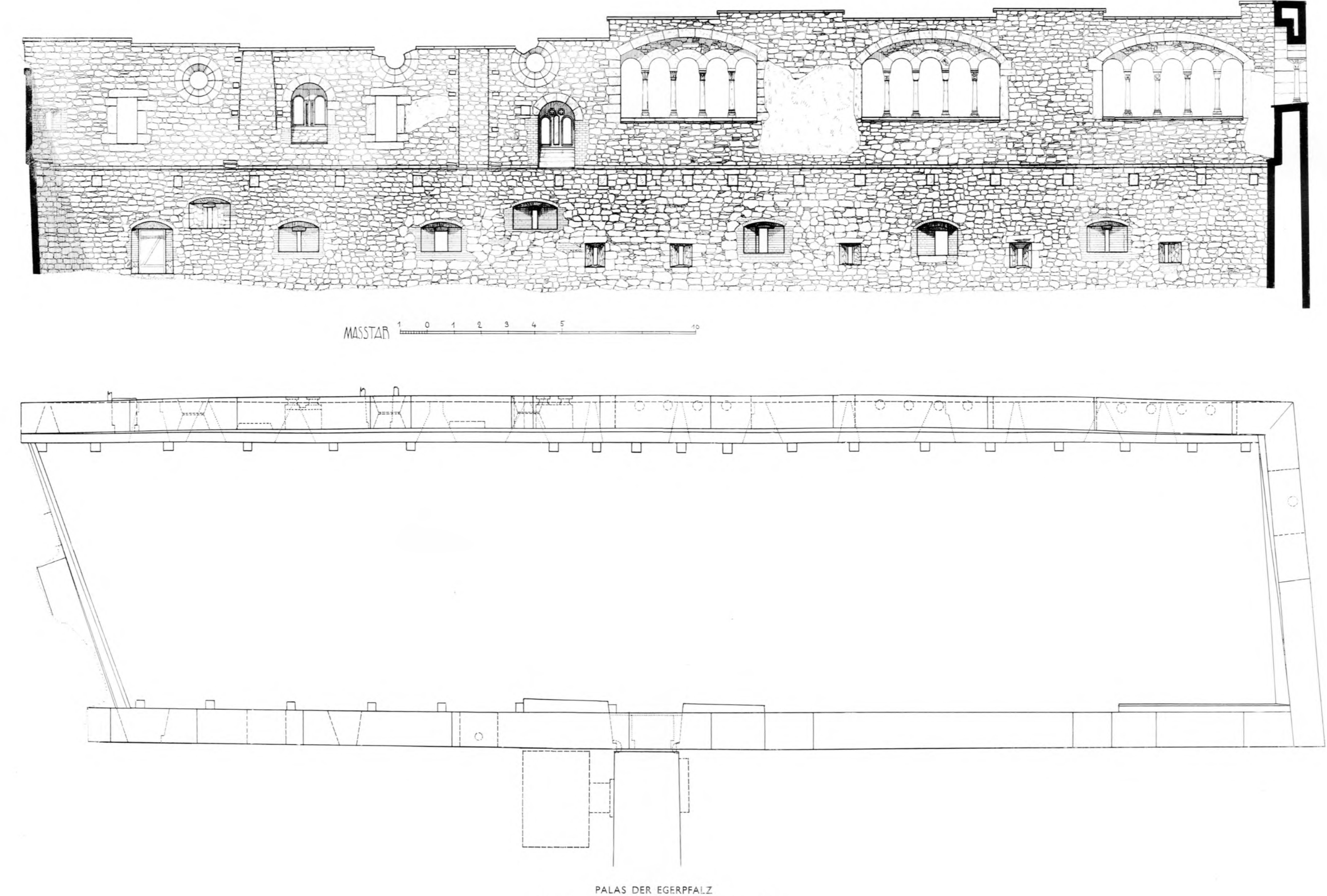
am südlichen Rundbau (vgl. die Planaufnahme Abb. 9b, Numerierung wie dort)




LAGEPLAN DER KAISERPFALZ ZU EGER

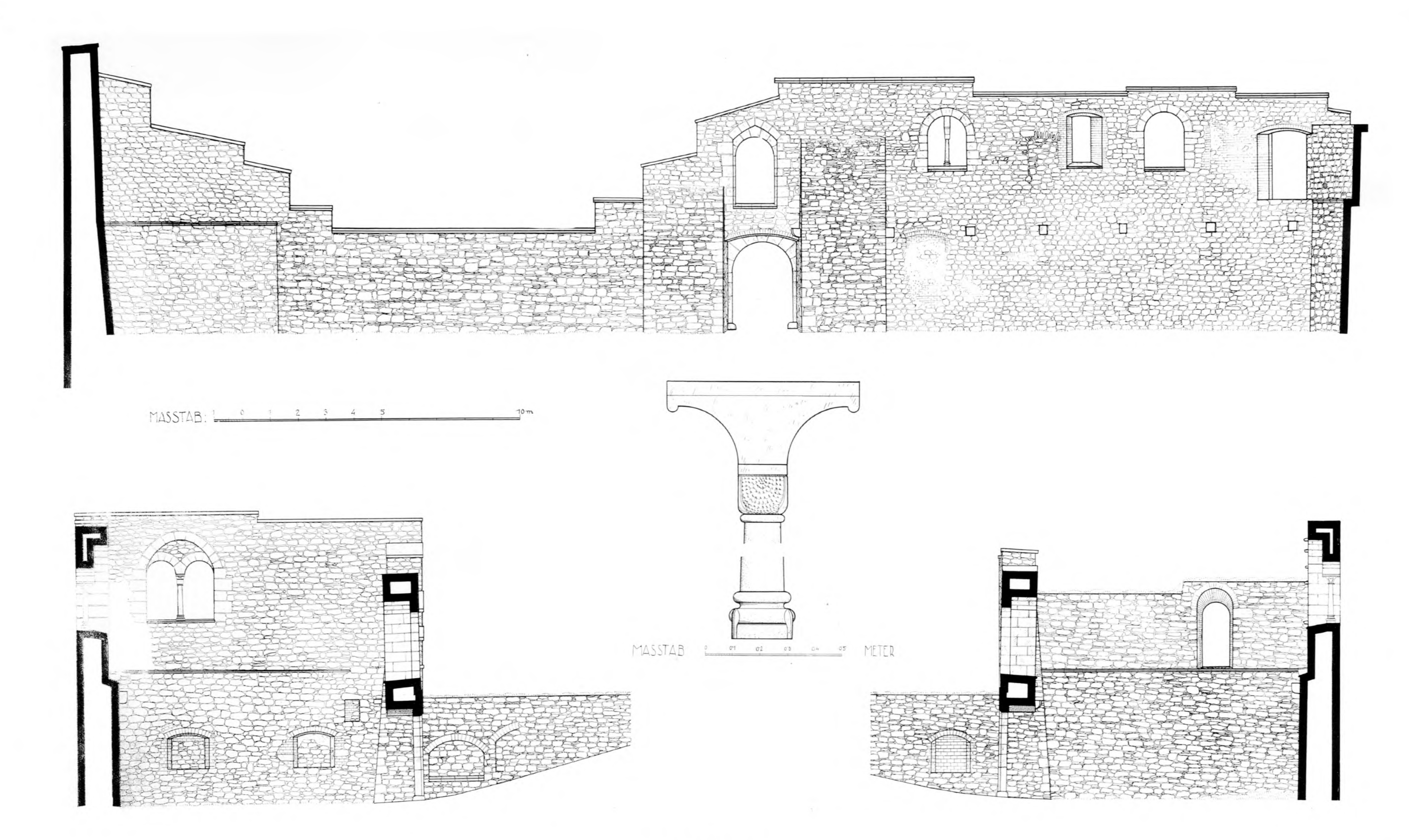



„SCHWARZER TURM“




PALAS DER EGERPFALZ

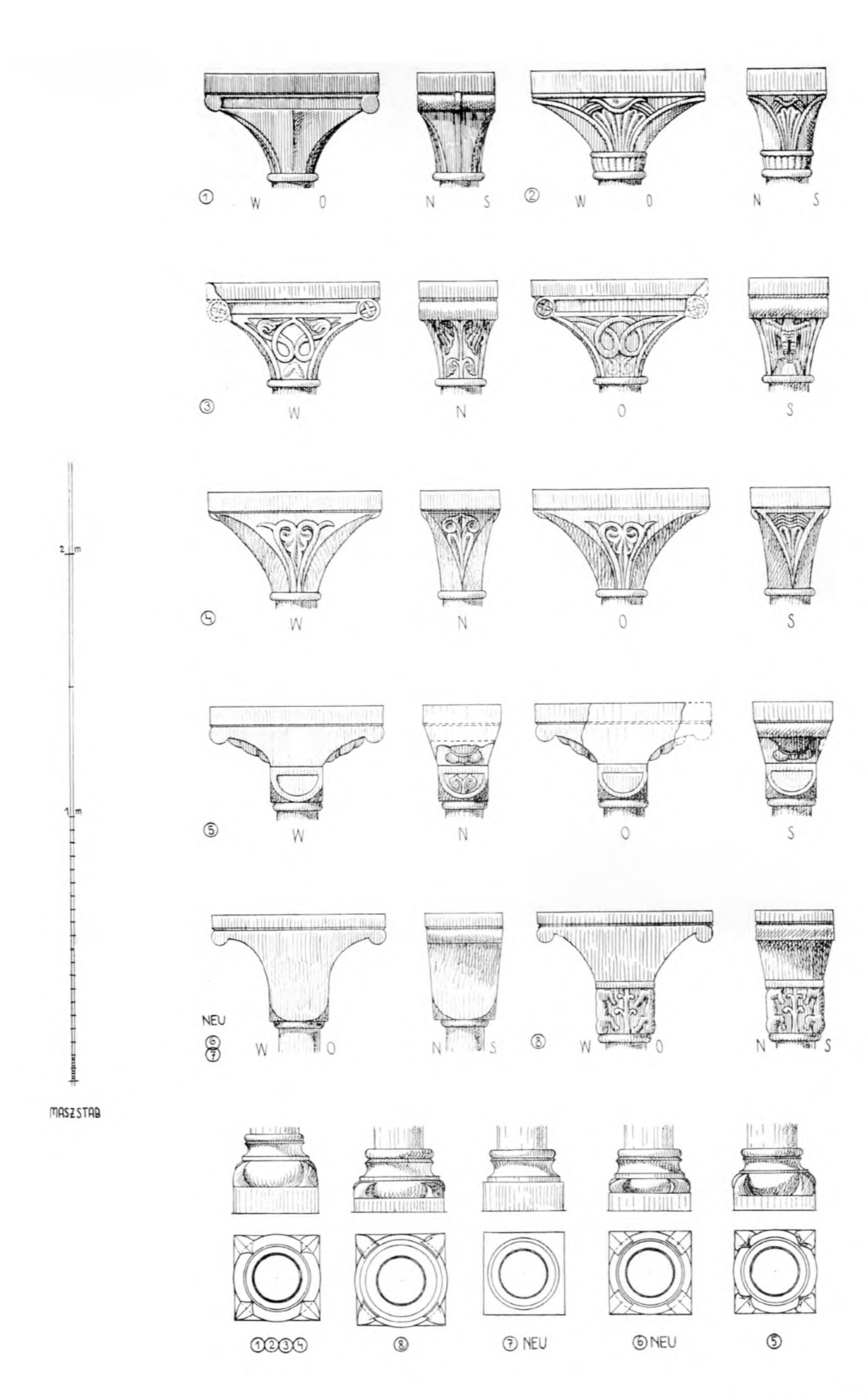
Oben: Innenansicht der Nordwand, unten: Grundriß

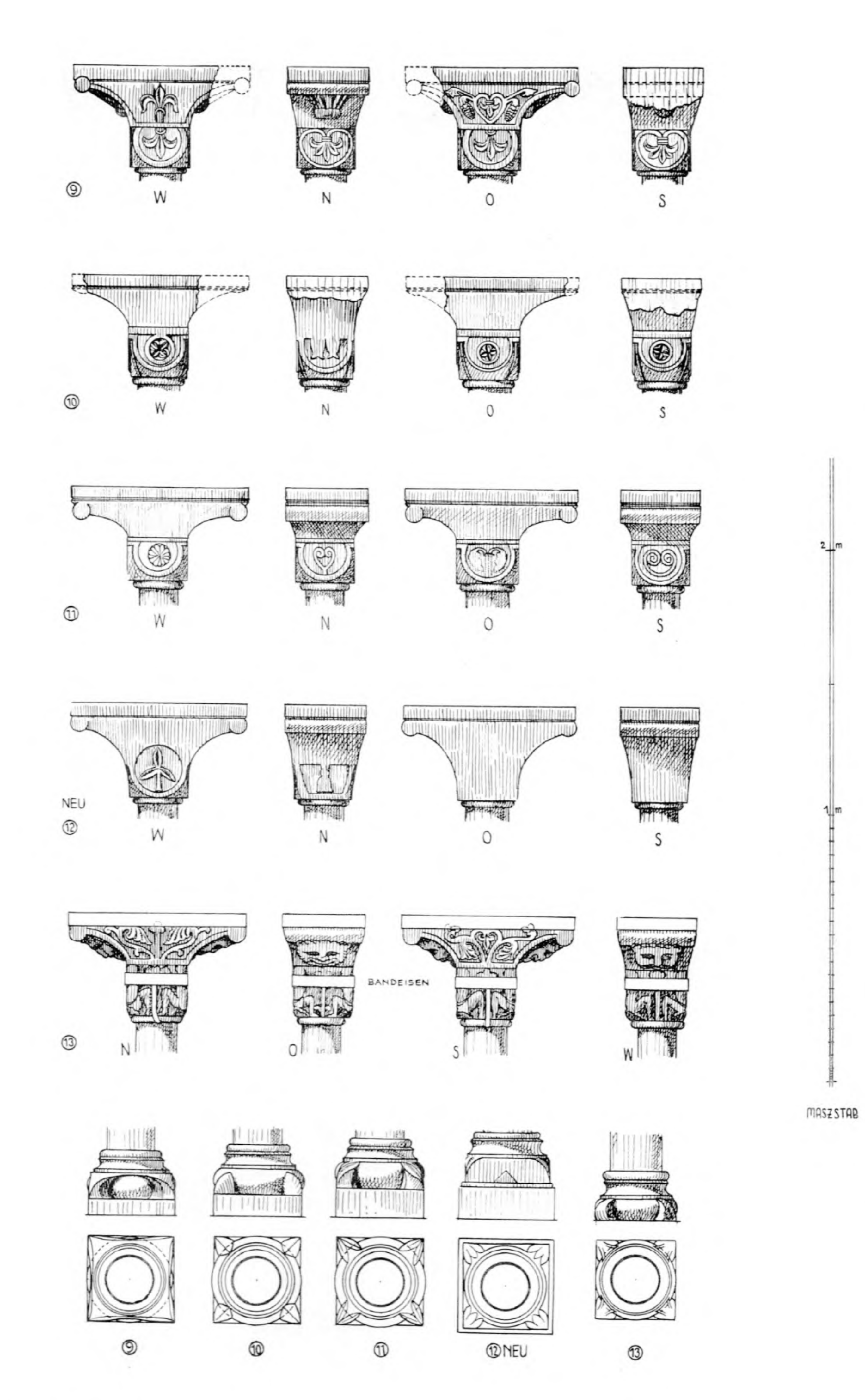



PALAS DER EGERPFALZ

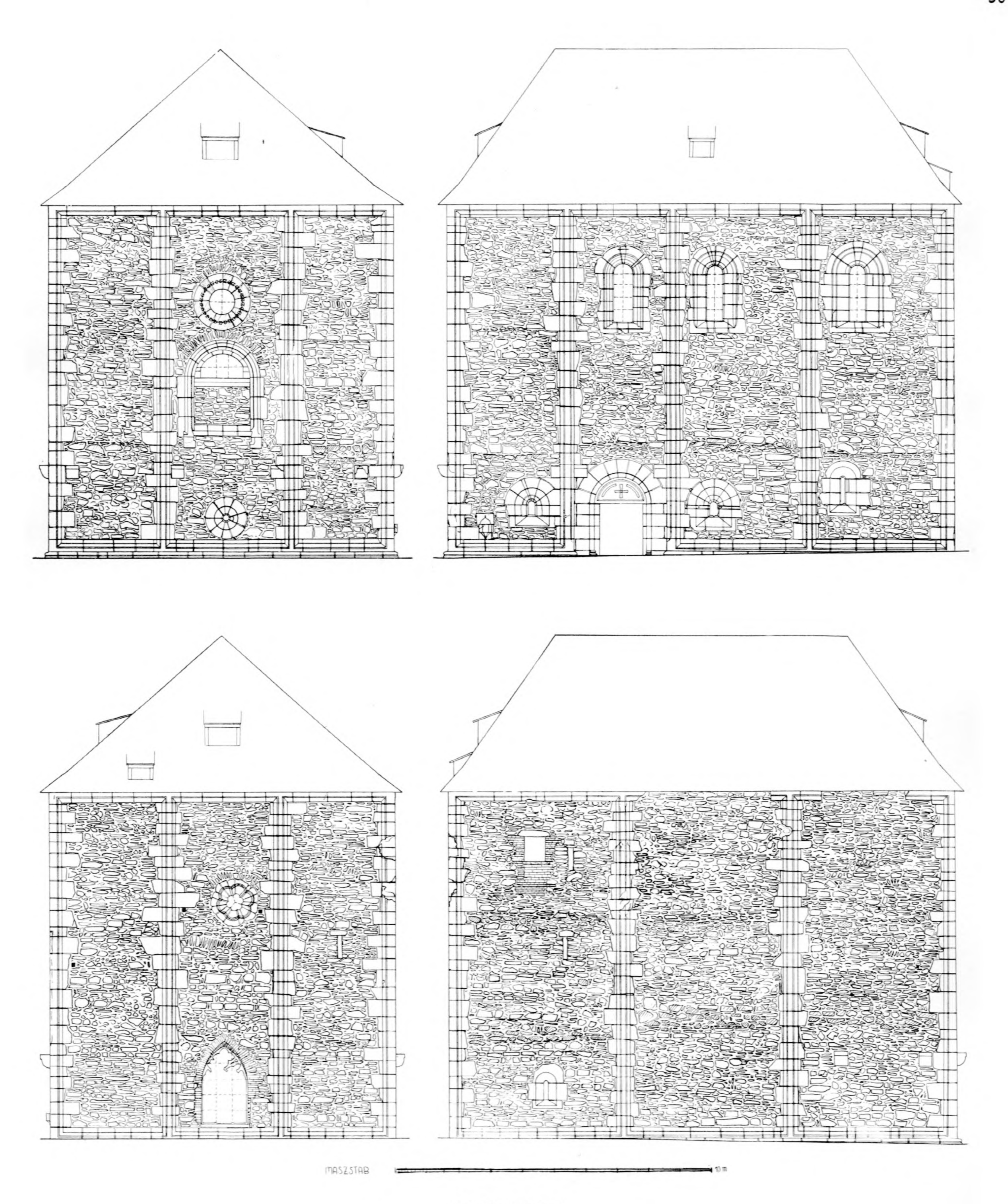
Oben: Innenansicht der Südmauer, Mitte: Kapitell in der Südmauer

Unten links: Innenansicht der Ostmauer, unten rechts: Innenansicht der Westmauer



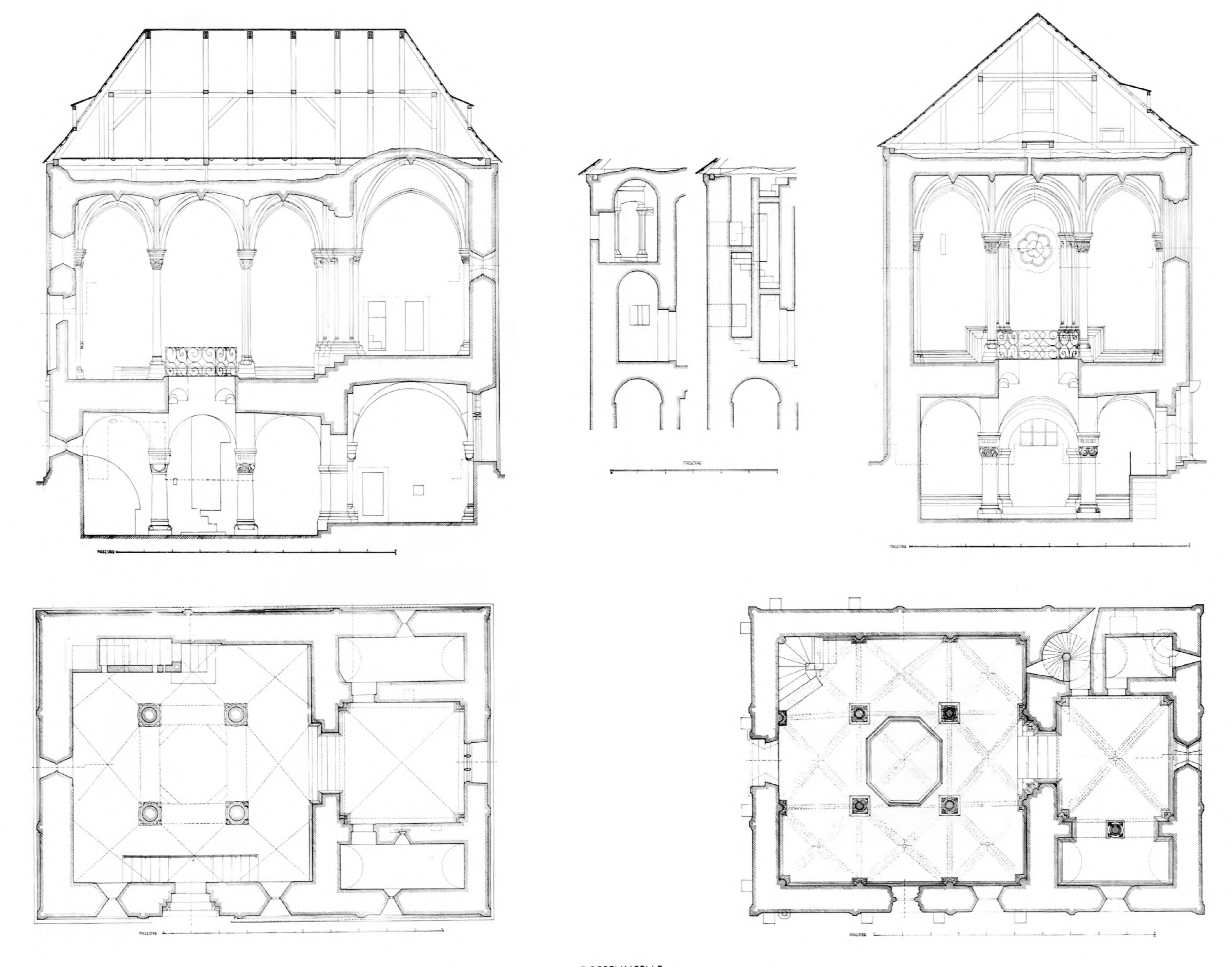




PALASARKADEN, NORD- UND OSTMAUER: KÄMPFER, KAPITELLE UND BASEN
(Reihenfolge von West nach Ost)



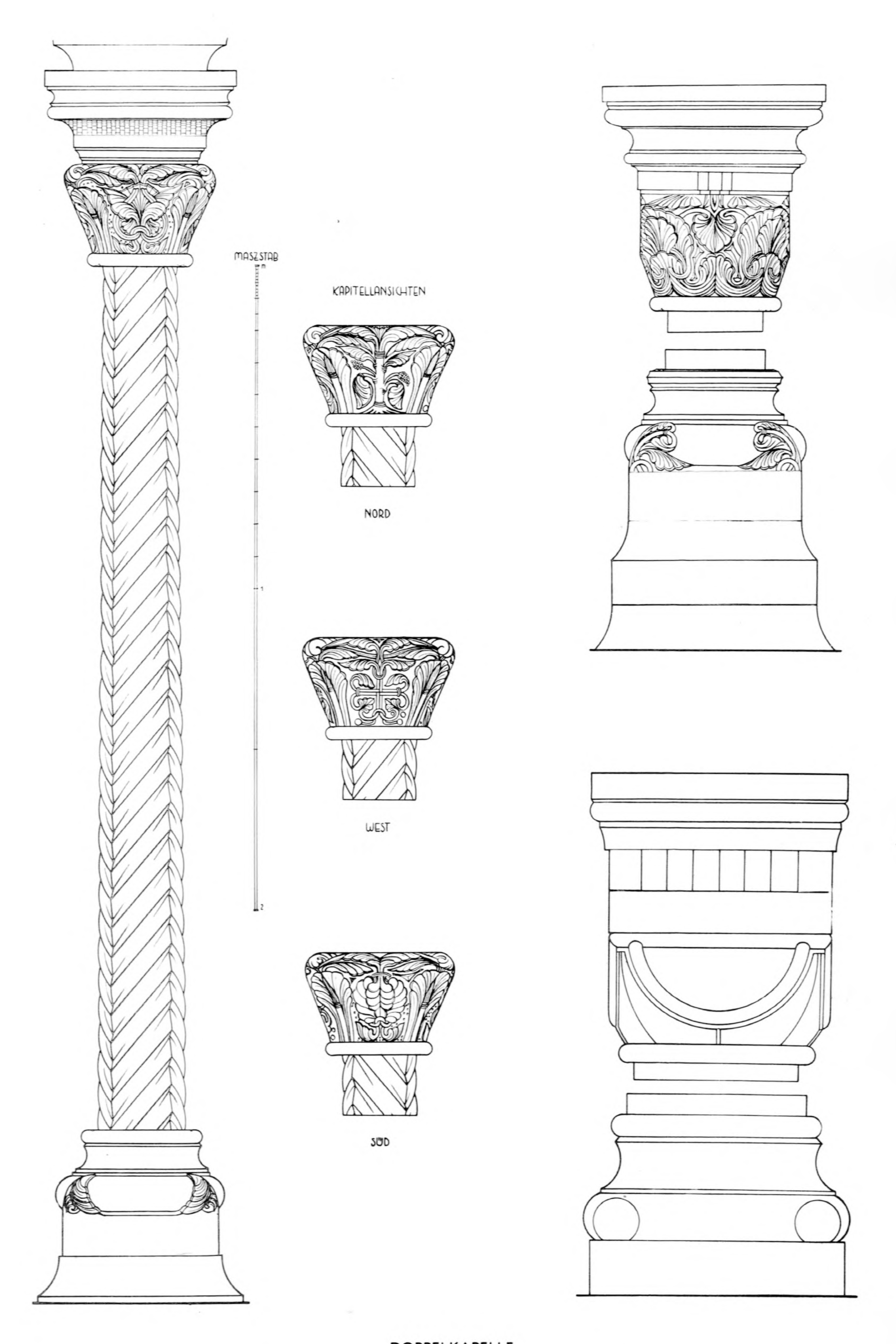

DOPPELKAPELLE

Aufrisse der Außenwände (West, Süd, Ost, Nord)



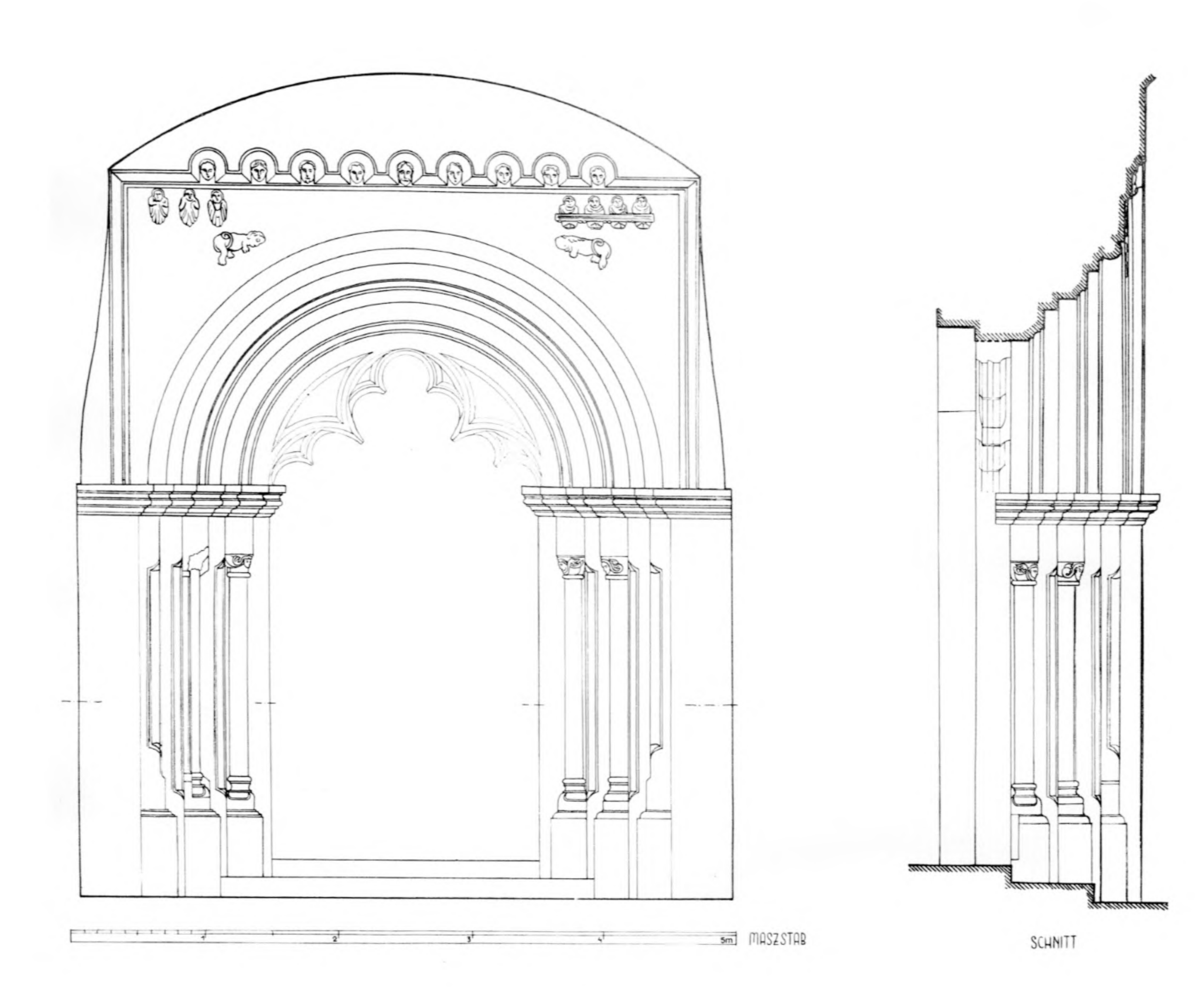
DOPPELKAPELLE

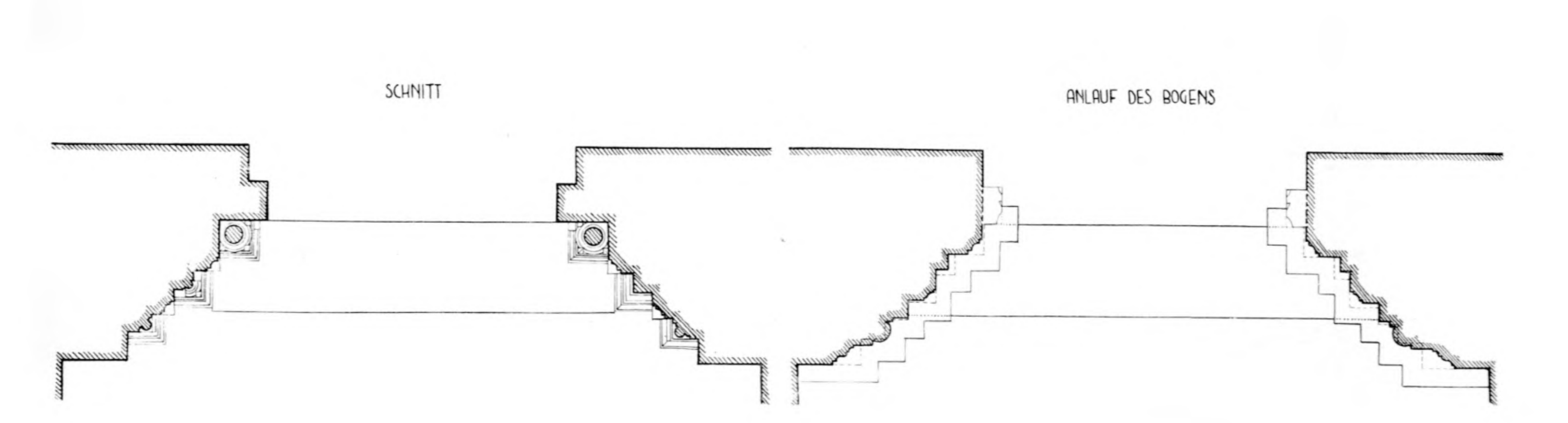
Schnitte (längs und quer), Grundrisse (unten und oben), Schnitte (Nordostteil)

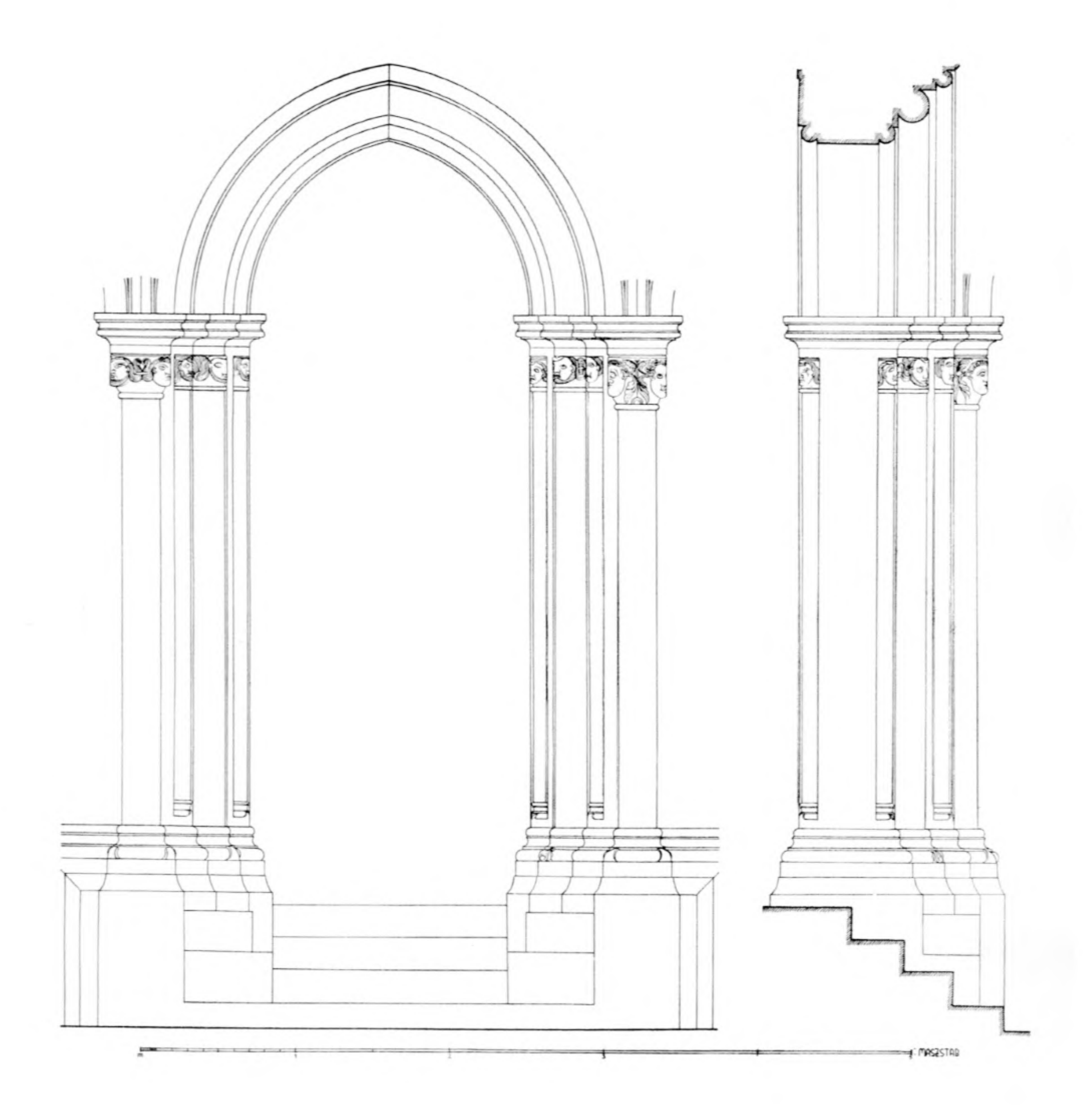



DOPPELKAPELLE

Links: Arkadensäule, rechts: Mittelsäulen im Ober- und Unterraum

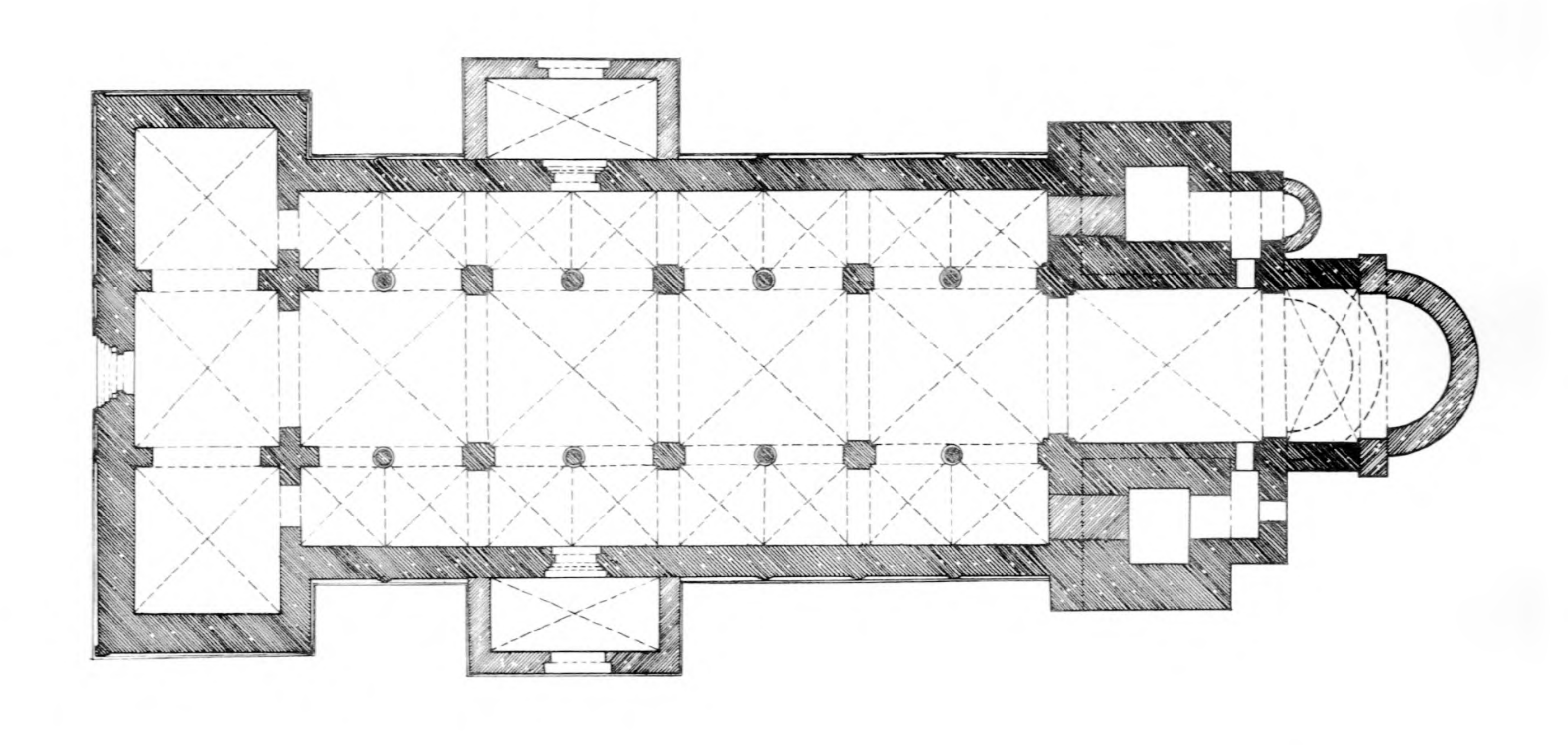


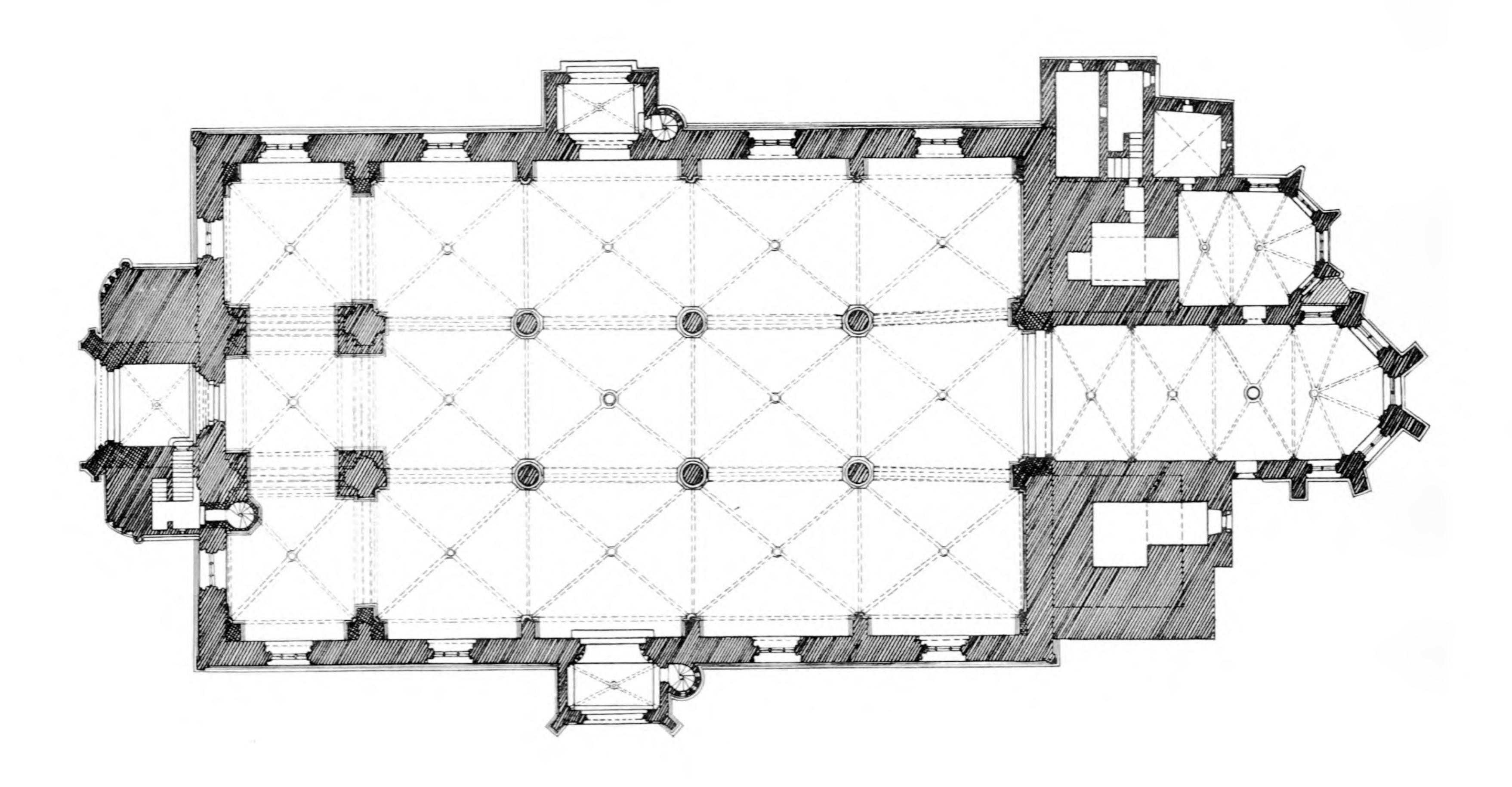




DOPPELKAPELLE

Links: Westportal der Nikolauskirche, rechts: Chorbogensystem.



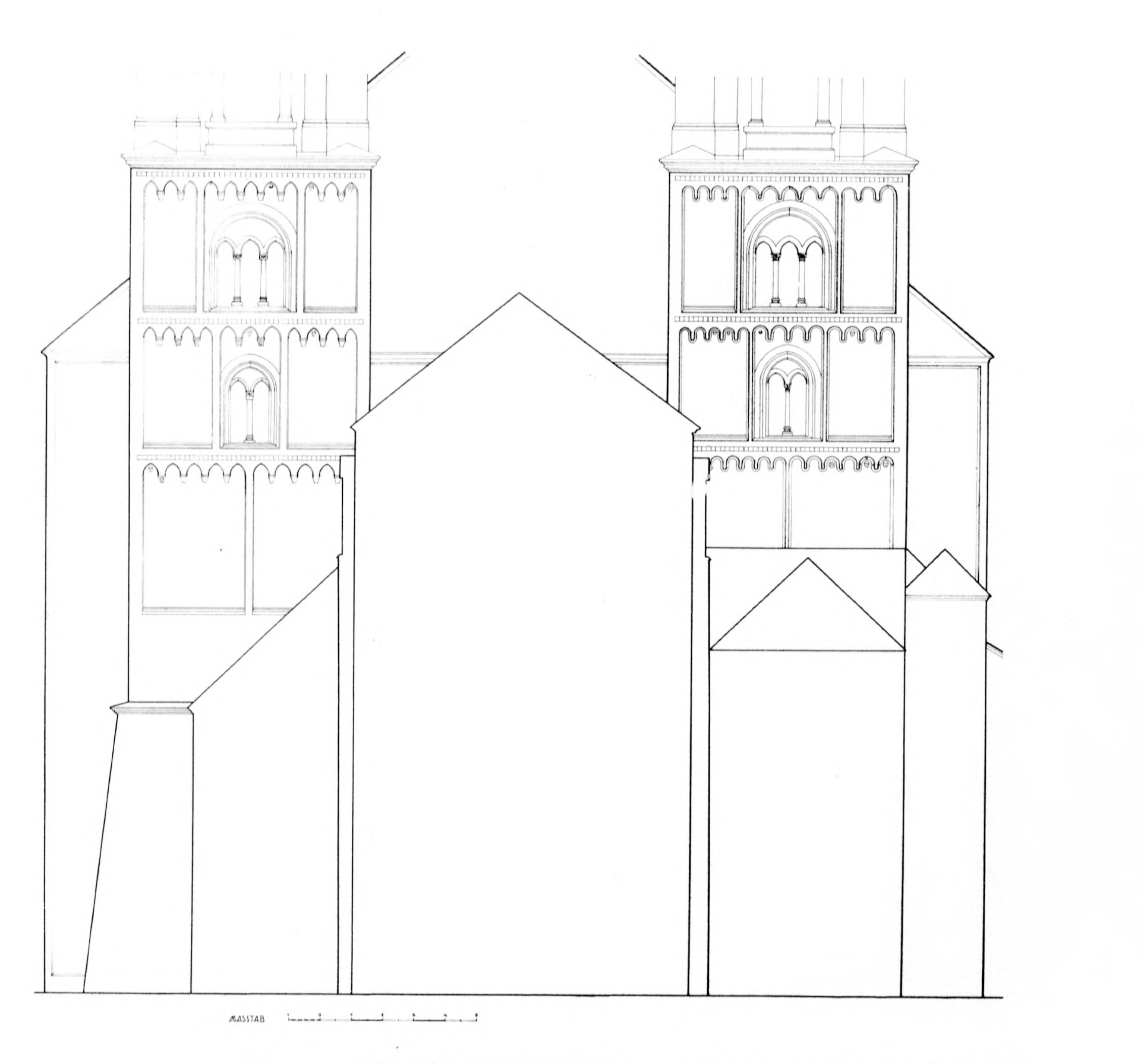


EGER: DEKANATSKIRCHE ST. NIKOLAUS UND ST. ELISABETH: GRUNDRISSE

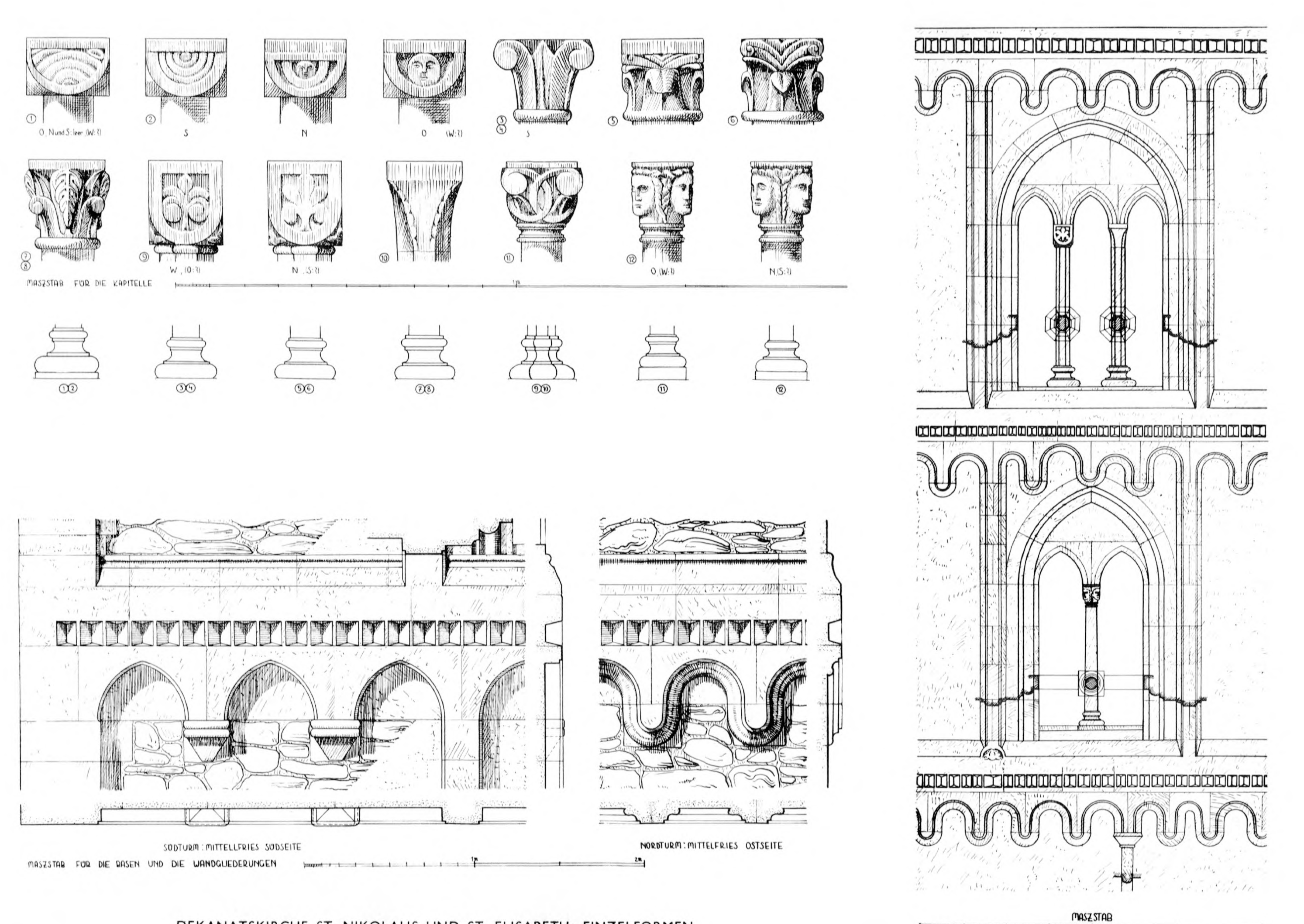
Oben: Vor dem Brande von 1270 (nach der Rekonstruktion von B. Grueber [a. a. O.] vom Verf. bearbeitet)

Unten: Gegenwärtiger Bestand

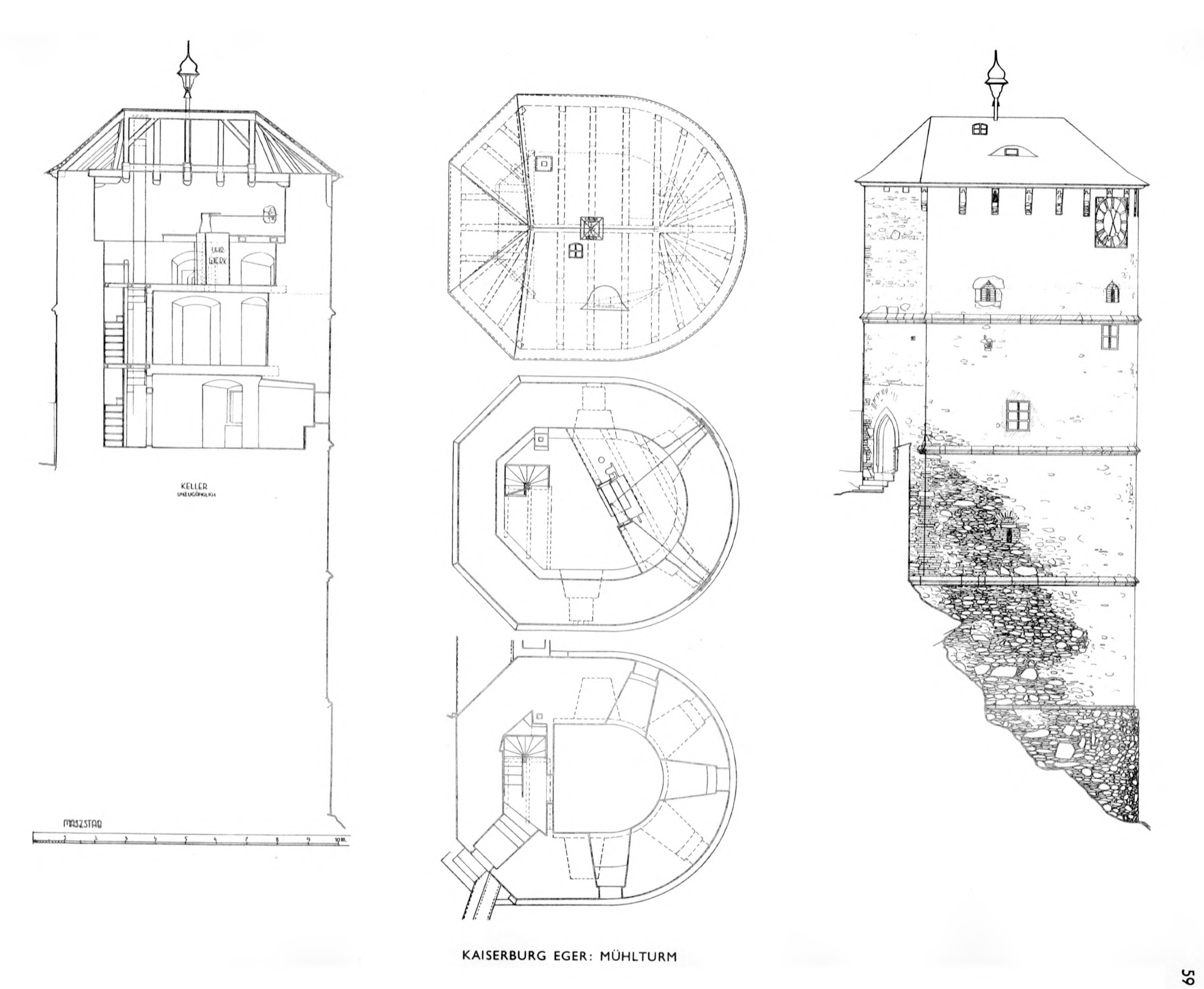



EGER: DEKANATSKIRCHE ST. NIKOLAUS UND ST. ELISABETH: OSTPARTIE

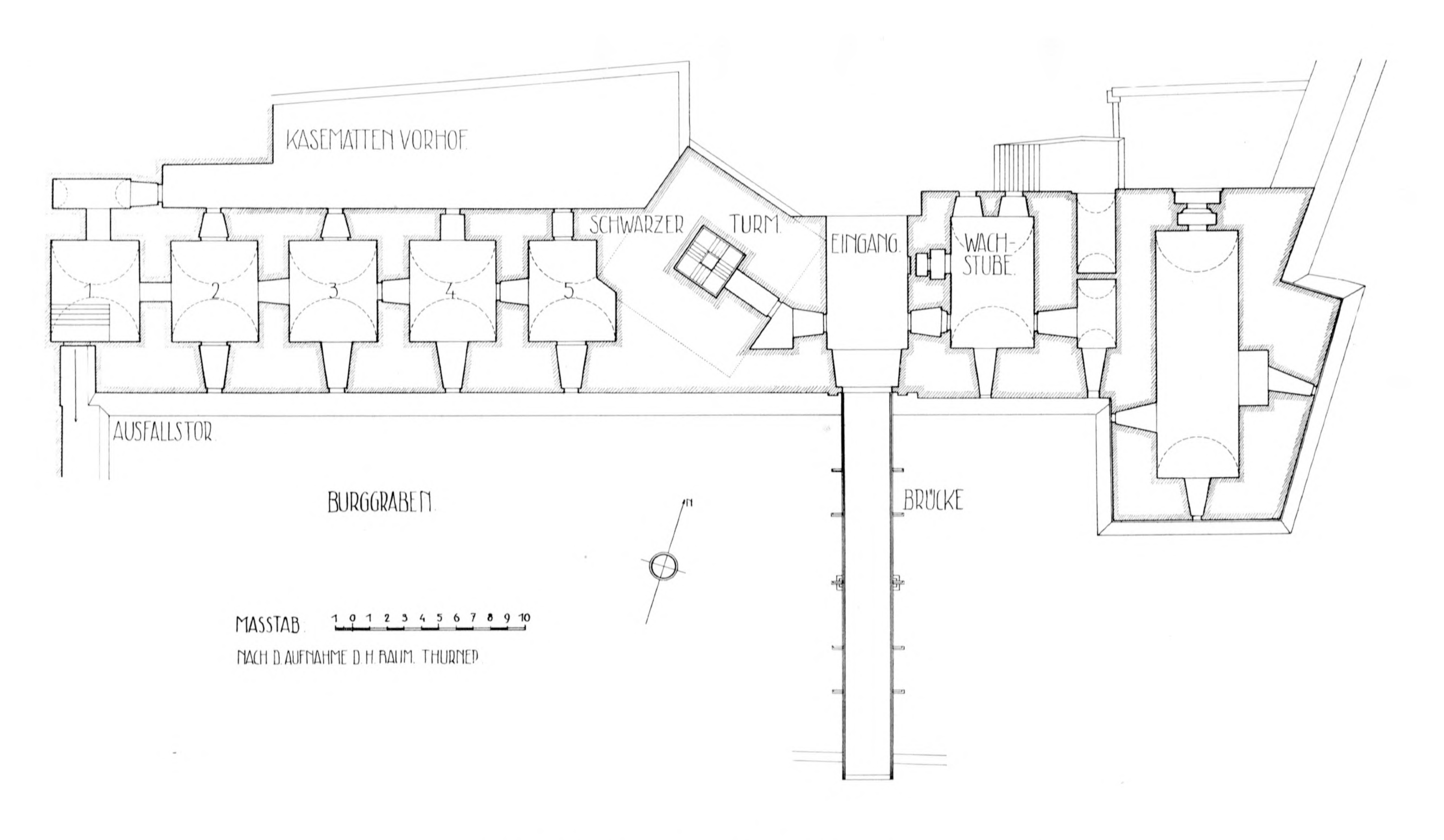
Links: Ansicht des romanischen Teiles, rechts: Südturm, Südansicht




DEKANATSKIRCHE ST. NIKOLAUS UND ST. ELISABETH: EINZELFORMEN




KAISERBURG EGER: MÜHLTURM




KAISERBURG EGER: LAGEPLAN DER KASEMATTEN

